784.0943
P448u
1920

Unser geistliches Volkslied

Geschichte und Würdigung lieber alter Lieder

Von

Hermann Petrich
Dr. theol.

1920
Druck und Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
STACKS

Unser geistliches Volkslied

Geschichte und Würdigung lieber alter Lieder

Von

Hermann Petrich
Dr. theol.

1920
Druck und Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

784.0943
P448u
1920

Vorwort.

Ob es überhaupt möglich ist, dasjenige Sangesgut der Gemeinde, das wir unter dem Sammelnamen „Geistliche Volkslieder" begreifen, geschichtlich zu erfassen und darzustellen? Der Verfasser hat es so lange bezweifelt, bis er ernstlich an die Arbeit ging und die Arbeit selbst ihn nicht nur von der Möglichkeit, sondern auch von dem Bedürfnis ihrer Ausführung überzeugte. Als einen Versuch, einen noch ziemlich brach liegenden Feldrain unsers geistlichen Liederschatzes unter den Pflug zu nehmen, bittet er darum die singende und am Gesang sich erbauende Gemeinde, die folgenden Blätter anzusehen.

Wohl hat die Forschung sich mit manchem einzelnen dieser Lieder schon mehr oder weniger eingehend beschäftigt, aber erst ein einziges Werk haben uns die letzten Jahre gebracht, das den ganzen wesentlichen Bestand der im Gesang lebendigen geistlichen Volkslieder im Zusammenhange behandelt. Wilhelm Nelle hat in seinem „Schlüssel zum evangelischen Gesangbuch für Rheinland und Westfalen" (Gütersloh 1918) nicht nur den ersten Gesangbuchkommentar, den wir besitzen, geliefert, sondern darin auch den Anhangliedern eine ebenso sorgfältige Untersuchung wie den Kirchenliedern zuteil werden lassen. Die Arbeit zeigt Seite für Seite den erfahrenen Praktiker, der auch dem geistlichen Volksliede dasjenige Verständnis entgegenbringt, das nur aus inniger Fühlung mit dem ganzen religiösen gesanglichen Leben und Bedürfen unseres Christenvolkes gewonnen wird. Auf der Orgelbank in Godesberg, im Dienst der Inneren Mission im Rauhen Hause und in Langenberg und in den Pfarrämtern von Altendorf-Essen und Hamm hatte er der singenden Gemeinde an den Puls gefühlt und die Studien gemacht, deren Früchte in der Leitung des Kirchengesangvereins, auf dem Universitätskatheder in Münster und in diesem Buch zur Reife gekommen sind. Als er den letzten Bogen in der Hand gehabt hatte, schloß er die Augen. Der Dank nicht nur seiner Provinzialkirche folgt ihm über das Grab.

Der Schwerpunkt des Nelleschen Werkes liegt auf liturgischer Seite. Der gottesdienstlichen Ausschöpfung unsers Liedergutes will es die besten, zum Ziele führenden Wege weisen. Die zusammen-

hängende geschichtliche Darstellung mußte dahinter zurücktreten und auf eine chronologische Übersicht am Schlusse eingeschränkt werden. In der letzteren werden auch die geistlichen Volkslieder völlig in die Perioden des Kirchenliedes eingefügt. Seinen Plan, die besprochenen Anhanglieder über die 43 seines Provinzialgesangbuchs hinaus bis auf 60 zu vermehren und als selbständige Schrift erscheinen zu lassen, konnte er nicht mehr zur Ausführung bringen.

Auf etwas anderem Wege und mit verändertem Ziel treten nun die folgenden Blätter an den nämlichen Stoff heran. Sie beschränken sich von vorn herein auf das geistliche Volkslied allein, das sie als eine ursprünglich zwar vom Kirchlied sich abzweigende, allmählich aber zu selbständigem Eigenleben erwachsende Betätigung der durch keine gottesdienstlichen Formen gebundenen Gemeindefrömmigkeit werten. Dies sein Werden und Wesen geschichtlich zu verstehen und auf seinem Entwicklungsgange zu begleiten, um dadurch zu seiner gerechten Beurteilung die Unterlagen zu bieten, ist ihre Absicht. Während die Einzelbesprechung der ausgewählten Lieder den weitesten Leserkreisen zu dienen bemüht ist, wollen die Einleitung, die Anmerkungen und die Quellennachweise auch die wissenschaftlichen Gesichtspunkte und das literarische Handwerkszeug für diejenigen zurecht legen, die den Gegenstand von einer höheren Warte zu überschauen und den Einzelfragen gründlicher nachzugehen gewohnt sind. Zu neuer und besserer Bearbeitung des Stoffes ist noch reichlicher Raum.

Freundliche Belehrung und Förderung hat der Verfasser von verschiedenen Seiten erfahren. Fräulein Elisabeth Diston in Mitau, Frau Marie Schmalenbach in Mennighüffen, Herr Studiendirektor Paul Fleisch in Loccum, Herr Dr. Mersmann in Berlin, Herr D. Joseph Th. Müller in Herrnhut und Herr Pastor em. Volkening in Detmold mögen seines besonderen Dankes für ihre Mitteilungen versichert sein. Mit ihrer und anderer Sachkenner Hilfe ist es möglich geworden, die in diesem Buche behandelten bekannten Stoffe durch eine Anzahl neuer und unbekannter Tatsachen zu ergänzen.

Und noch einen Dank kann ich hier nicht unausgesprochen lassen. Der C. Bertelsmannsche Verlag ist außerordentlich reich an Werken, die wissenschaftlich oder praktisch der Pflege und Kenntnis unsers geistlichen Liedes nach seiner textlichen oder musikalischen Seite gewidmet sind. Wer dieses Feld beackert, wird immer wieder zu den großen Arbeiten Kümmerles, Johannes Zahns und Fischer-Tümpels greifen müssen, während die gesangliche Schulung unserer christlichen

Gemeinden aus der Theomele F. H. Eickhoffs, der Kleinen und Großen Missionsharfe und dem schon in 11. Auflage vorliegenden Hauschoralbuch die nachhaltigsten Anregungen empfangen hat. So war es nur natürlich, daß der jetzige Verlagsinhaber auch bei Fertigstellung dieses Buches wiederholt um Auskunft und Beratung angegangen werden mußte und zur Feststellung von Namen und Jahreszahlen beigetragen hat. Auch ihm sei dafür Dank gesagt.

Von den Lesern aber wagt der Verfasser sich nicht nur nachsichtiges Wohlwollen, sondern sogar freundliche Mitarbeit zu erbitten. Die Freude am geistlichen Liede und auch am Volksliede ist ein Gemeinbesitz der deutschen evangelischen Christenheit. Der Anteil an dem vorhandenen Liedergut aber ist in den einzelnen Landschaften ungemein verschieden. Wenn darum der eine oder andere der Leser hier oder da auf schmerzliche Lücken stößt, die vielleicht gar seine Lieblingslieder unberücksichtigt lassen, oder auf Irrtümer und sonstige Mängel, so soll er für Mitteilung seiner Ausstellungen, Berichtigungen und Verbesserungsvorschläge im voraus des wärmsten Dankes gewiß sein.

In der deutschen Welt der Gegenwart haben die auseinanderstrebenden Kräfte die Oberhand. Wenn sie ihr trauriges Totengräbergeschäft beendet haben, wird wieder eine gegenläufige Bewegung einsetzen, in der die getrennten Glieder aufs neue sich suchen, die zerrissenen Gelenke aufs neue sich zusammenfügen und Ein Herzschlag das Blut wieder durch alle deutschen Adern hindurchtreibt. Diese neue Zeit heraufzuführen und dann festzuhalten, sind das Evangelium und das aus ihm geborene fromme Lied an ihrem Teil mitberufen. Wie oft haben sie schon im Lauf unserer Geschichte mit Öl und Wein die Wunden gelindert, die unser Volk sich selber geschlagen hatte, und neue Hoffnungsmorgenröte über sternenlose Nacht ausgegossen! Sie erbieten sich jetzt wieder zu solchem Samariterdienst.

Berlin-Halensee, im Christmond 1919.

Hermann Petrich.

Inhalt.

Seite

Einleitung. . . . . . 1—20

Warum die Geschichte des geistlichen Volksliedes bisher ungeschrieben blieb S. 1 ff. — Die Unbestimmtheit des Begriffs S. 1 ff. — Die Gesangbücher S. 1. — Begriffsbestimmung nur liturgisch aus der Verneinung S. 2. — Der Name S. 3. — Enger Zusammenhang mit der weltlichen Dichtung und Musik S. 4. — Abgünstiges Urteil über das geistliche Volkslied S. 5. — Unsre Aufgabe S. 6. —

Kurze Übersicht über die Geschichte des geistlichen Volksliedes in zwei Vorstufen bis 1770 und drei Entwicklungsabschnitten seit 1770 S. 7 ff.

Erstes Buch.

Altes katholisches Erbgut (14. bis 17. Jahrhundert). 21—31

1. **„Nun singet und seid froh" (14. Jahrhundert)** . . . . . 21—26

Heinrich Suso, der himmlische Tanz und der Engel Gesang S. 21 ff. — In dulci jubilo und die Mischdichtung S. 22 ff. — Die Übersetzung ins Evangelische und ins Neuhochdeutsche S. 24. — Ursprünglich kein Weihnachts-, sondern geistliches Minnelied S. 25. — Das Recht der Phantasie in der Religion S. 25.

2. **„Es ist ein Ros entsprungen" (1599)** . . . . . 27—29

Die Heimat am Rhein S. 27. — Die katholische Bildrede vom Rosenstock S. 28. — Michael Prätorius und die evangelische Liedform S. 28 ff. — Nicht „Reis", sondern „Ros" S. 29 ff.

3. **„Schönster Herr Jesu" (1677)** . . . . . 30—31

Kein Kreuzfahrerlied S. 30. — Katholische und evangelische Fassung S. 31.

Zweites Buch.

Vorläufer und Wegbereiter des geistlichen Volksliedes in der evangelischen Kirche (15 17—1770). 32—60

1. **„In dir ist Freude In allem Leide" (1598)** . . . . . 32—34

Kantor Johann Lindemann und seine Weihnachtsgesänglein S. 32 ff. — Gastoldi und seine Balleti S. 33 ff.

2. **„Ein getreues Herze wissen" (1636)** . . . . . 34—36

Paul Fleming und Elsgen Niehusen S. 34 ff. — Die besungene Treue und die unbesungene Untreue S. 35.

3. **„Der Mensch hat nichts so eigen" (1640)** . . . . . 37—39

Simon Dach und der Domkantor Heinrich Albert S. 37 ff. — Das Gesellschafts- und Freundschaftslied S. 37 ff.

Seite

4. **„Geh aus, mein Herz, und suche Freud" (1653) und „Voller Wunder, voller Kunst" (1666)** . . . . . 39—44
Paul Gerhardt in Mittenwalde und seine Seelsorge im Liede S. 39 ff. — Seine Naturfreude und sein Naturgefühl S. 41 ff. — Die Gelegenheitsdichtung S. 43. — Gerhardts Familiensinn S. 44.

5. **„Wo willst du hin, weil's Abend ist?" (1657)** . . . . . 45—47
Johann Scheffler und seine „Geistlichen Hirtenlieder" S. 45 ff. — Die Um- und Neudichtung bei Johann Quirsfeld S. 46 ff.

6. **„Unter Lilien jener Freuden" (1733) und „Fort, fort, mein Herz, zum Himmel" (1733)** . . . . . 47—49
Allendorf und die „Verzärtelung der Frömmigkeit" im späteren Pietismus S. 47 ff. — Ein krankes Lied und seine Heilung S. 48 ff.

7. **„Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre" (1757)** . . . . . 49—53
Gellert und seine „Geistlichen Oden und Lieder" S. 49 ff. — Der Klassiker der religiösen Aufklärung S. 50 ff. und Beethoven, der Klassiker der Töne S. 51 ff. Geistesverwandte S. 52 ff

8. **„Auferstehn, ja auferstehn" (1758)** . . . . . 53—56
Klopstock und seine „Geistlichen Lieder"; der Messiassänger ein Dichter fürs Volk? S. 53 ff. — Das dritte Grab von Ottensen S. 55 ff.

9. **„Ich will streben Nach dem Leben" (1767)** . . . . . 56—60
Der stimmlose Philipp Hiller dennoch ein Prediger S. 57 ff. — Bibeldichtung und Ewigkeitsrichtung seines „Geistlichen Liederkästleins" S. 58 ff.

Drittes Buch.

Die Blüte des geistlichen Volksliedes in der evangelischen Kirche (1770—1820). 61—136

1. **„Großer Gott, wir loben dich" (1771)** . . . . . 62—65
Unsere klassische Dichtung und das geistliche Volkslied S. 61 ff. — Das Tedeum in der alten Kirche und bei Luther S. 62 ff. — Ignaz Franz, sein „deutsches Tedeum" und dessen Singweise S. 63 ff. — Ganz gleich und doch grundverschieden S. 64 ff.

2. **„Ich hab von ferne, Herr, deinen Thron erblickt" (1772)** . . . 65—69
J. T. Hermes und „Sophiens Reise" S. 65 ff. — Der Sang der Bettlerin S. 67 ff. — Der Dichter-Musikus, das Spinett und J. A. Hiller S. 68 ff.

3. **„Weil ich Jesu Schäflein bin" (1778)** . . . . . 69—74
Luise v. Hayn und die Flucht aus dem Elternhaus S. 69 ff. — Ihr Lied in der Brüderdichtung S. 72 ff. — Schwester Christine Petersen S. 72 ff. — Christian Gregor und seine dichterische Heilanstalt S. 73 ff.

4. **„Der Mond ist aufgegangen" (1779) und „Wir pflügen und wir streuen" (1782)** . . . . . 74—79
Matthias Claudius und seine Bedeutung im Zeitalter der Aufklärung S. 74 ff. — Das „Abendlied" und seine fortgeschrittene Naturbeobachtung S. 75 ff. — Bauernjubiley und „Bauernlied" S. 76 ff.

Seite

5. **Johann Abraham Peter Schulz (1747—1800) und seine „Lieder im Volkston“** . . . . . 79—81
Von Lüneburg über Berlin und Rheinsberg nach Kopenhagen und zurück S. 79 ff. — Die Grundsätze seiner Liederkomposition: Der Ton im Dienste des Textes S. 80.

6. **„Wie sie so sanft ruhn“ (1779)** . . . . . 81—88
Stockmann, „Die Leiden der jungen Wertherinn“ und „Der Gottesacker“ S. 81 ff. — Empfindsamkeit, Aufklärung und Benekens „Gesänge für fühlende Seelen“ S. 83 ff. — Eine zeitgemäße Verfügung des Konsistoriums in Schlesien S. 84 ff. — Roller und die Totenfeier Friedrich Augusts von Sachsen S. 85 ff. — Die Neudichtungen eines Ungenannten, Knaks und E. Gebhardts S. 86 ff.

7. **„Lobt froh den Herrn, Ihr jugendlichen Chöre“ (1795)** . . 88—91
„Vater Nägeli“ und seine Männergesangvereine S. 88 ff. — Barbara Schultheß, Wilhelm Meisters theatralische Sendung und G. Geßner S. 89 ff. — Volkskunst und aristokratische Kunst S. 90 ff.

8. **Halleluja! Gott zu loben! (1798)** . . . . . 92—93
Der Psalter als Liederquelle in der reformierten und in der lutherischen Kirche S. 92. — Matthias Jorissen und seine „Neue Bereimung der Psalmen“ S. 92 ff.

9. **„Wenn ich ihn nur habe“ (1802)** . . . . . 93—97
Friedrich v. Hardenberg und seine ganz neue Dichtung S. 93 ff. — Die Romantik und das Mittelalter S. 95 ff. — Karl Breidenstein in Bonn S. 96 ff.

10. **„O seht, auf leisen Flügeln“ (1808) und „Mag auch die Liebe weinen“ (1808)** . . . . . 97—101
F. A. Krummacher in Bernburg und der Weg vom schöngeistigen zum bibelgläubigen Christentum S. 97 ff. — Aus dem „Festbüchlein“ S. 98 ff.

11. **„Ihr Kinderlein, kommet, o kommet doch all“ (1811)** . . . 101—107
Christoph Schmid, der Krippenaufbau und das Krippenlied S. 101 ff. — Aufklärung und Krippe S. 105 ff. — Schulz' Melodie S. 106 ff.

12. **„Der heilge Christ ist kommen“ (1809) und „Du lieber, heilger, frommer Christ“ (1811)** . . . . . 107—111
E. M. Arndt und seine „Wartburg“ am Mälar S. 107 ff. — Deutsches Haus im fremden Land S. 108 ff. — Das „Gebetbuch für zwei fromme Kinder“ und sein Nachklang S. 110 ff.

13. **„In die Ferne möcht' ich ziehen“ (1814) und „Ostern, Ostern, Frühlingswehen“ (1814)** . . . . . 111—114
Max v. Schenkendorf und das romantische Lied der Sehnsucht S. 111 ff. — Mittelalterliche Kunst- und Glaubenswelt S. 113 ff. — Seine „Christlichen Gedichte“ S. 114.

14. **„Nach dem Sturme fahren wir“ (1816) und „O du fröhliche, o du selige“ (1816)** . . . . . 115—123
J. D. Falk und seine Bekehrung von unfruchtbarer zu fruchtbarer Schriftstellerei und tätiger Christenliebe S. 115 ff. — Das Vater-

Seite

unser in der Weimarischen Sonntagsschule und die Schiffer am Danziger Strand S. 117 ff. — Volkslied und Volksdichter S. 119 ff. — Herder und das sizilianische Fischerlied S. 120 ff. — Der Christabend bei Vater Falk und sein Dreifeiertagslied S. 121 ff.

15. **„Müde bin ich, geh zur Ruh" (1817) und „Immer muß ich wieder lesen" (1815)** . . . . . 123—127
Luise Hensel, ihr traurigster Jahresanfang und dessen bleibende Frucht S. 123 ff. — Mit Clemens Brentano auf dem Wege nach Rom S. 125 ff. — Melchior v. Diepenbrock und sein „Geistlicher Blumenstrauß" S. 127.

16. **„Stille Nacht, heilige Nacht" (1818)** . . . . . 128—132
Mohr und Gruber, Hilfspriester und Lehrer S. 128 ff. — Die denkwürdigste Christvesper von Oberndorf S. 130. — Ein Lied auf Reisen S. 131 ff.

17. **„Wie lieblich ist's hienieden" (1819)** . . . . . 132—136
Die Zeitungsschreiber in unserm geistlichen Volkslied: Hermann Kletke und F. G. Wetzel S. 132 ff. — „Die Nachtwachen des Bonaventura", ein schriftstellernder Wanderbursch und der Dienst beim „Fränkischen Merkur" S. 133 ff. — Vaterländische und geistliche Dichtung S. 134 ff. — Die Einheit am Ende des Gottesreichs und die Zerrissenheit in der Gegenwart S. 135 ff.

Viertes Buch.

Die Nachblüte (1820—1850.) 137—184

1. **„Ich bete an die Macht der Liebe" (1822?)** . . . . . 137—142
Goßner und die evangelische Bewegung im deutschen Katholizismus S. 137 ff. — Drei Bekenntnisse unter einer Kanzel S. 138. — Die „Sammlung auserlesener Lieder von der erlösenden Liebe" S. 138 ff. — Das umgedichtete Lied S. 139 ff. — Die russische Messe, Bortnianskis Weise und Tscherlitzkys Choralbuch S. 140 ff. — Der Berliner Domchor S. 141 ff.

2. **„Tochter Zion, freue dich" (vor 1823) und „Herbei, o ihr Gläubigen" (vor 1823)** . . . . . 142—146
C. v. Raumer, die Musik in seinem Hause und Heinrich Ranke S. 142 f. — „Adeste, fideles" in St. Rochus bei Bingen S. 144. — Händels Judas Makkabäus und der Begrüßungschor der Jünglinge S. 145.

3. **Luise Reichardt und ihre „Christlichen lieblichen Lieder" (1823?)** 146—151
Der Sängerchor von Giebichenstein, seine Leiterin und die Romantik S. 146 ff. — Zweimal Braut und niemals am Traualtar S. 148. — Inneres Wachstum S. 148 ff. — Wohllaut und Wohltun S. 149 ff.

4. **„Die Sach ist dein, Herr Jesu Christ" (vor 1827)** . . . . . 152—157
Die Mission und das Missionslied S. 152 ff. — Preiswerk als Dichter S. 152 ff. — F. v. Zaremba, vom Diplomaten zum Mis-

Seite

sionar S. 153 ff. — Der dritte Vers S. 156. — M. Haydn und die deutsche Singmesse im katholischen Gottesdienst S. 156 ff.

5. **„Wo findet die Seele die Heimat der Ruh (1833)** . . . . . 158—160
Ein bewunderter Prediger und ein trauriger Untergang S. 158 ff. — Das Lied, seine Weise und ihre ausländischen Wurzeln S. 159 ff.

6. **„Wie ist der Abend so traulich" (1833) und „O selig Haus, wo man dich aufgenommen" (1833)** . . . . . 160—167
Philipp Spitta, Uhrmacherlehrling und Dichter S. 160 ff. — Der „Einsiedler von Lüne", die Quelle seiner Lieder und ein notwendiger Bruch S. 162 ff. — „Psalter und Harfe" und der Dienst eines Freundes S. 165 ff.

7. **„Weißt du, wieviel Sternlein stehen" (1837) und „Alle Jahre wieder" (1837)** . . . . . 167—170
Wilhelm Hey und Friedrich Perthes S. 167 ff. — Ein „Klassiker der Kinderstube" S. 169 ff.

8. **„Meinen Heiland im Herzen" (1841) und „Wie könnt' ich ruhig schlafen" (1843)** . . . . . 170—172
Agnes Franz, Tante, Dichterin und Mutter in einer Person S. 170 ff.

9. **Friedrich Silcher und seine „Kinderlieder" (1841—1843)** . . 172—175
Vom Dorflehrer zum Universitäts-Musikdirektor S. 173 ff. — Die Volksliedweise und ihr Wesen S. 174 ff.

10. **„Harre, meine Seele" (1845)** . . . . . 175—180
Friedrich Räder in Elberfeld S. 175. — Ein verfehlter und doch einträglicher Handel S. 176 ff. — César Malan, die Chapelle du témoignage und seine Chants de Sion S. 178 ff. — Räders Lied keine Übersetzung S. 179.

11. **„Laßt mich gehn, laßt mich gehn" (1846)** . . . . . 180—184
Knak auf Reisen S. 181 ff. — Missionsfeste und Missionslieder S. 182. — Weltliche Melodien zu geistlichen Texten. S. 183. — Carl Voigtländer, der blinde Organist, und seine Weisen S. 183 f.

Fünftes Buch.

Die jüngste Vergangenheit (1850 bis zur Gegenwart). 185—223

1. **Heinrich Volkening und seine „Kleine Missionsharfe" (1853)** . 185—193
Luthers Thesen nach 300 Jahren S. 185 ff. — Die Mission im Ravensberger Lande und eine singende Gemeinde S. 187 ff. — Ein winziges Büchlein und sein ungeahnter Erfolg S. 191 f.

2. **„So nimm denn meine Hände" (1862)** . . . . . 193—198
Julie Hausmann und Pastor Knak, ein Briefwechsel S. 193 f. — Kurländische Lehr- und Wanderjahre S. 195. — Zwischen Biarritz und St. Petersburg S. 196. — Ein gesegnetes Vertrauens-, aber ein gefährliches Trauungslied S. 197 f.

3. **Ernst Gebhardt, seine „Frohe Botschaft" und das Gemeinschaftslied (1875)** . . . . . 198—206
Warum dies Kapitel nicht fehlen darf S. 198 f. — In der Züricher Tonhalle S. 200 f. — Sankey und Gebhardt S. 200 ff. —

Seite

Zweimal über den Ozean S. 202. — Das englisch-amerikanische Heiligungslied und der Methodismus in Deutschland S. 203 f. — Die Evangelisationskraft des Gesanges S. 205 f.

4. „Wir treten zum Beten" (1877) . . . . . 207—210

Adrianus Valerius und sein „Gedenck-Clanck" von 1626 S. 207. — Ein altfränkisches Lied S. 207 f. und sein modisches Gegenstück S. 208 f. — Ein ausgesungener Sang? S. 210.

5. „Brich herein, Süßer Schein" (1882) . . . . . 210—215

Marie Schmalenbach und die Lichtstrahlen der Ewigkeit im Eltern- und im eigenen Haus S. 211. — Die Dichterin und ihre Quellen S. 212. — Karl Kuhlo in St. Peter in Rom und im Elisabeth-Krankenhaus in Berlin S. 213 f. — Ewigkeitskunst S. 215.

6. Die Innere Mission und das geistliche Volkslied. Ein Rück-, Um- und Ausblick . . . . . 216—223

Die Brüder- und Diakonissenhäuser als Brunnenstuben und Pflegestätten des geistlichen Volksliedes S. 216. — Wichern, das Rauhe Haus und „Unsere Lieder" seit 1844 S. 217. — Falk im Rauhhäusler Gewande S. 218. — Heinrich Sengelmann als Hausvater und Dichter S. 220. — Th. Fliedner in Kaiserswerth, sein „Liederbuch für Kleinkinderschulen" seit 1842 S. 221 und sein „Diakonissen-Liederbuch" seit 1857 S. 221. — Falk in Kaiserswerth S. 221. — Riehener und Straßburger Lieder S. 222. — Ein ausgeschöpfter Quell? S. 223.

Anmerkungen, Nachträge, Literaturnachweise und Quellen . . . . . 227—250

Personenverzeichnis . . . . . 251—253

Liederverzeichnis . . . . . 254—256

Einleitung.

Ist es nicht für den ersten Blick eine auffallende Erscheinung, daß die Geschichte unsers Kirchenliedes eine schier unübersehbare Menge von Bearbeitungen gefunden hat, diejenige unsers geistlichen Volksliedes dagegen noch nicht eine einzige? Um so auffallender erscheint diese Tatsache, als die geistlichen Volkslieder während des letzten Jahrhunderts für die Weckung und Pflege religiösen Lebens in unserm deutschen Christenvolke eine stets wachsende Bedeutung gewonnen haben. Bei schärferem Zusehen wird die auffallende Erscheinung freilich bald sehr erklärlich. Sie beruht im wesentlichen auf zwei Ursachen, einer in der Sache selbst liegenden inneren und einer an sie herangetragenen äußeren.

Von jener zuerst: Die Bestimmung des Begriffs „Geistliches Volkslied" und seine scharfe Abgrenzung gegen das eigentliche Kirchenlied einerseits, wie gegen das religiös gefärbte weltliche Volkslied anderseits ist nicht nur ungemein schwierig, sondern geradezu unmöglich. Die Grenzen sind auf beiden Seiten im Fluß und verschieben sich mit der Entwicklung des kirchlichen Bewußtseins und der liturgischen Empfindlichkeit fortdauernd. Die Gesangbücher, welche ihren Anhang ausdrücklich unter die Überschrift „Geistliche Volkslieder" stellen, sind Brandenburg, Hamburg, Pfalz, Pommern, Posen, Preußen, Königreich Sachsen, Schlesien und Wiesbaden.[1]) Von diesen neun haben, um nur einige Beispiele anzuführen, Sachsen und Pommern das Lied „Nun singet und seid froh" ihrem Hauptteil eingeordnet, es also als Kirchenlied gewertet, während die Pfalz es beiseite läßt und alle übrigen es als geistliches Volkslied in den Anhang verweisen. Paul Gerhardts Osterlied „Auf, auf, mein Herz, mit Freuden" wird von Brandenburg nach dem Vorgang von Rheinland-Westfalen (hier unter der Überschrift „Geistliche Lieder, nicht für den kirchlichen Gebrauch") im Anhang, von Pfalz, Posen und Wiesbaden gar nicht, von den übrigen im Hauptteil gebracht. Schwedlers „Wollt ihr wissen, was mein Preis?" findet sich bei Wiesbaden im Anhang, bei Hamburg und Pfalz gar nicht und bei den andern unter den Kirchenliedern. Allendorfs „Unter Lilien jener Freuden" hat bei Hamburg, Sachsen, Posen und Preußen seinen Platz im Haupt-

teil, bei den andern, außer der Pfalz, die es gar nicht bringt, dagegen im Anhang. Hermes' „Ich hab' von ferne, Herr, deinen Thron erblickt" rechnen Pfalz, Pommern und Wiesbaden zu den geistlichen Volksliedern, die übrigen zu den Kirchenliedern. Auf der andern Seite hat allein Posen Feuchterslebens „Es ist bestimmt in Gottes Rat" und nur die Pfalz Höltys „Üb immer Treu und Redlichkeit" dem Anhange einverleibt, es also als geistliches Volkslied angesehen, während Koburg und Gotha, das seinen zweiten Anhang „Geistliche Lieder, zumeist für Jugendgottesdienste" benennt, sogar Hoffmann von Fallerslebens „Der Sonntag ist gekommen, ein Sträußchen auf dem Hut" und Ludwig Bauers „O Deutschland, hoch in Ehren" mit unter diese Überschrift gestellt hat, nachdem es im ersten Anhang schon Körners „Hör uns, Allmächtiger" und „Vater, ich rufe dich" gebracht hatte.

Diese so verschiedene Wertung und Abgrenzung, für die die Beispiele sich ohne Mühe vervielfältigen ließen, beweist jedenfalls das eine, daß es einen allgemein anerkannten, fest umschriebenen Begriff des geistlichen Volksliedes nicht gibt.

Nun bleibt allerdings innerhalb dieser Grenzen ein bedeutender Grundstock von Liedern übrig, die nach allseitiger Übereinstimmung den geistlichen Volksliedern zugezählt werden. „Es ist ein Ros entsprungen", „Harre, meine Seele", „Schönster Herr Jesu", „Stille Nacht", „Wie mit grimmgem Unverstand", „Wo findet die Seele die Heimat der Ruh?" haben in allen neun obengenannten Gesangbüchern im Anhang ihren Platz, werden also dort ausdrücklich als geistliche Volkslieder bezeichnet. Mit vielen andern würde, wenn überhaupt eine grundsätzlich klare Abgrenzung gegen das Kirchenlied durchgeführt würde, das gleiche der Fall sein. Es sind im allgemeinen diejenigen, die entweder durch ihre subjektive Gedankenfassung („Was wär ich ohne dich gewesen?") oder ihren peripherischen Glaubensinhalt („Der Mensch hat nichts so eigen", „Ein getreues Herze wissen", „Geh aus, mein Herz, und suche Freud") oder ihren eigentümlichen Strophenbau („O du fröhliche", „Stille Nacht") oder ihre unchoralmäßige Singweise („Der beste Freund ist in dem Himmel", „Ich bete an die Macht der Liebe", „Näher, mein Gott, zu dir") oder aus mehreren dieser Ursachen zugleich nach allgemeinem Urteil vom öffentlichen Gottesdienst auszuschließen sind. Mit dieser vorwiegend verneinenden Begriffsbestimmung werden wir uns daher hier begnügen können und müssen und sagen dürfen: geistliche Volkslieder

sind diejenigen religiösen Dichtungen, die im Gesang der christlichen Gemeinde lebendig sind oder gewesen sind, um ihres Inhalts oder ihrer Form willen aber zu ihren Gemeindegottesdiensten sich nicht eignen.

Der für diese Lieder üblich gewordene und auch von uns hier übernommene Gattungsname „geistliches Volkslied" geht also nicht auf diejenige Vorstellung zurück, die Herder, der Entdecker und Namengeber des „Volksliedes", oder die jüngeren Romantiker, die tonangebenden Sammler und Würdiger der deutschen Volkslieder, mit dem Ausdruck „Volkslied" verbanden.[2]) Beide stellen, ohne eine fest umgrenzte und streng durchgeführte Begriffsbestimmung zu geben, den Gesichtspunkt der Entstehung aus dem Volk und durch das Volk in den Vordergrund, ein Gesichtspunkt, dem naturgemäß wegen der Vieldeutigkeit des Begriffes „Volk" immer eine gewisse Unklarheit und Mystik anhaften wird. Auf unsern Stoff angewandt, könnten nur wenige geistliche Lieder der alten Zeit, deren Verfasser wir nicht kennen, wie „In dulci jubilo", „Es ist ein Ros entsprungen", „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod", „Schönster Herr Jesu" allenfalls als Erzeugnis und Ausdruck des dichtenden Volksgeistes angesehen werden und sind anfänglich nur mündlich und später erst durch Schrift oder Druck verbreitet worden. Alle übrigen und jüngeren dagegen gehören fast ausnahmslos der Kunstdichtung an und sind aus dem persönlichen Erleben und Empfinden bekannter Dichter geboren. Der durch unsre Gesangbücher angenommene Sprachgebrauch, der auf die gesangliche Verbreitung in einem größeren oder kleineren Teil des Volkes das Hauptgewicht legt, kommt daher der von John Meier wissenschaftlich begründeten Umgrenzung des Begriffs „Volkslied" am nächsten, zumal auch viele dieser geistlichen Lieder erst durch Kürzung (Barths „Goldne Abendsonne", „Lobt froh den Herrn", „Stille Nacht", „Weil ich Jesu Schäflein bin") oder Um- und Zudichtung („Fort, fort, mein Herz, zum Himmel", Barbara Urners „Goldne Abendsonne", „Ich bete an die Macht der Liebe", „Nach dem Sturme fahren wir", „O du fröhliche", „Wie sie so sanft ruhn", „Wo willst du hin, weil's Abend ist") für ihren volksmäßigen Gebrauch zurechtgemacht sind. Der von Hoffmann geprägte und von Böhme aufgenommene Ausdruck „Volkstümliche Lieder" kommt der Sache wohl näher, ist aber selbst zu unvolkstümlich und papieren, um als kurzer Name handlich zu sein. Der von manchen Gesangbüchern (Schleswig-Holstein, Schwarzburg-Sondershausen und Waldeck) gewählte Name „Geistliche Lieder" ist sachlich

bedenklich, da er den gemeinsamen Oberbegriff für Kirchenlied und geistliches Volkslied abgibt, weshalb er auch häufig durch einen besondern Zusatz wie „für Jugendgottesdienste und für freie Versammlungen der Gemeinde“ (Hessen) oder „nicht für den kirchlichen Gebrauch“ (Rheinland-Westfalen) oder „zum Gebrauch bei freien Versammlungen“ (Cassel) enger begrenzt wird.

Das geistliche Volkslied, mit dem wir es hier zu tun haben, ist von Hause aus überhaupt keine einheitliche Größe, sondern hat seine begriffliche Einheit erst im Laufe der Zeit durch den Gebrauch erlangt. Sein Strom wird durch Zuflüsse aus den verschiedensten Quellen gespeist. Nach dem Jahre 1770, mit dem etwa unser eigentliches geistliches Volkslied ins Leben tritt, sind wohl nur „Großer Gott, wir loben dich“, „Halleluja, Gott zu loben“, die Novalislieder und „Stille Nacht“ mit der ausdrücklichen Bestimmung, im Gottesdienst gesungen zu werden, zur Welt gekommen, keins also auf dem engeren Boden der evangelisch-lutherischen Kirche. Viele dagegen wurden für bestimmte Hausgemeinden („Lobt froh den Herrn“, „O du fröhliche“, „Wie mit grimmgem Unverstand“, „Tochter Zion“, „Herbei, o ihr Gläubigen“) oder für Schulen („Ihr Kinderlein, kommet“) oder Gesangvereine („Wir treten zum Beten“) gedichtet. Andre wieder verdanken ihre Entstehung lediglich dem eigenen Erbauungsbedürfnis des Dichters („Müde bin ich, geh zur Ruh“, „Harre, meine Seele“, „So nimm denn meine Hände“). Besonders zahlreich sind seit 1770 unter unsern geistlichen Volksliedern solche Lieder, die aus der Werkstatt von Dichtern hervorgingen, deren hervorragendste Bedeutung nicht auf geistlichem, sondern auf weltlichem Gebiet liegt. Johann Timotheus Hermes, Matthias Claudius, Friedrich v. Hardenberg, Friedrich Adolf Krummacher, Ernst Moritz Arndt, Max v. Schenkendorf, Johannes Daniel Falk, Luise Hensel, Friedrich Gottlob Wetzel tragen sämtlich Namen, die in der deutschen Literaturgeschichte mit Ehren genannt werden. Die Tonsetzer, die unsern geistlichen Volksliedern ihre Weisen schufen, Beethoven, Hans Georg Nägeli, Johann Abraham Peter Schulz, Friedrich Silcher u. a. sind ebenfalls solche, die ihre überwiegende Stärke nicht in der Musica Sacra, sondern Profana entfalten. Es ist daher nur natürlich, daß der Entwicklungsgang der weltlichen Bildung in Dichtung und Musik dem geistlichen Volksliede seinen Stempel viel schärfer aufgeprägt hat als dem Kirchenlied. Diese Tatsache wird auch unsre Behandlung des Gegenstandes beeinflussen müssen. Wir

werden, wenn wir dieser geistlichen Volksdichtung geschichtlich gerecht werden wollen, den Verbindungslinien, die von der weltlichen zur geistlichen Kunst hinüberführen, nachzugehen und den Einfluß der ersteren auf die letztere festzustellen haben. Nur wird sich das Wesen unsrer geistlichen Volkslieder von ihrer Wurzel an völlig klarlegen lassen.

Der andre, von außen kommende Grund, der von der Bearbeitung der Geschichte unsers geistlichen Volksliedes abgeschreckt hat, liegt in dem ungünstigen Urteil, das große Teile der in der Liturgik und der Musica Sacra wissenschaftlich sich betätigenden Kreise über den Wert und die Zulässigkeit unsers geistlichen Volksliedes überhaupt beherrscht. Wir werden in unserer Einzeldarstellung mehrfach derartige scharfe Urteile wiederzugeben haben. Darum möge hier die zusammenfassende Ausführung in Kümmerles Enzyklopädie (III, 833) genügen: „Man wird dieser Erscheinung gegenüber" — daß nämlich die geistlichen Volkslieder neuerdings auch in den Gesangbüchern als „Anhang für Schule und Haus" Platz gefunden haben —, „wohl vor allem die Bedürfnisfrage zu stellen berechtigt sein, sie aber im Hinblick auf den Lieder- und Melodienschatz unsrer Kirche kaum in bejahendem Sinne beantworten können". Sie wären selbst dann überflüssig, „wenn das zu Erborgende von tadellosester kirchlicher Angemessenheit und vorzüglichster musikalischer Qualität sich erweisen würde. Dem ist aber durchaus nicht so. Gerade die bekanntesten unter den sogenannten geistlichen Volksliedern, die als erborgtes Gut in die Kirchenchoralbücher herübergenommen werden, haben nach dem übereinstimmenden Urteil der anerkanntesten Kirchenmusiker und Hymnologen einen durchaus weltlich-trivialen Charakter, sind „sentimentale Leyern für pietistische Konventikel, richtige Gassenhauer" (Zahn) und „so niedrigen Gefühlssphären entsprungen, daß sie mit dem edlen Volksliederstil nichts gemein haben" (Jul. Schäffer).

An dieser Kritik, die den geistlichen Volksliedern das Daseinsrecht auch „für Schule und Haus" grundsätzlich abspricht, ist jedenfalls zu beanstanden, daß sie keine unzweideutigen Kennzeichen angibt, welche Lieder mit ihrem Verdammungsurteil gemeint sind, das dem Wortlaut nach sämtliche geistliche Volkslieder ohne Ausnahme trifft. Aber selbst ihre volle Berechtigung zugegeben, so wird dadurch doch niemals die geschichtliche Betrachtung von der Verpflichtung entbunden, den wirklichen gegenwärtigen oder früheren Tatbestand

festzustellen und zu buchen. Dieser Tatbestand aber ist unzweifelhaft der, daß das geistliche Volkslied seit länger als einem Jahrhundert für die evangelische Christenheit Deutschlands in steigender Ausdehnung sowohl eine Äußerung und Betätigung ihres religiösen Lebens als auch ein Mittel ihrer Erbauung und der Pflege ihres Glaubens gewesen ist und noch ist. Eine gewissenhafte und unparteiische Geschichtschreibung wird darum die Kritik, die diese Lieder erfahren haben, nicht verschweigen, daneben aber auch den Ursachen nachgehen müssen, aus denen sie sich trotzdem so fest in die Liebe und Gunst der singenden Gemeinde einzuschmiegen vermochten. Dabei wird sich ergeben, daß die Mängel, die einer Anzahl von ihnen anhaften, Mängel sind, an denen das geistliche Leben der letzten Geschlechter überhaupt gelitten hat und noch leidet. Daß die Antriebe zur Heiligung und die klare Ordnung des Heilsweges durch Buße und Glauben in den meisten von ihnen weit hinter die allgemeinen Frömmigkeitsgedanken des Gottvertrauens und der Gottesfreude zurücktreten, ist nur der entsprechende Ausdruck des „undogmatischen Christentums", das große Kreise der Gemeinde beherrscht, ebenso wie die manchen dieser Weisen eingeborene Alltäglichkeit und Gefühlsseligkeit der entsprechende Ausdruck musikalischer Unempfindlichkeit ist, an der auch unser Christenvolk leidet. Es gibt aber auch eine nicht ganz kleine Zahl unter den geistlichen Volksliedern, die von diesen Mängeln wenig oder nichts an sich tragen, von obiger Kritik also nicht getroffen werden. Sie sollen in unserer Besprechung genügend zu Worte kommen.

Eine vollständige Geschichte unsers geistlichen Volksliedes würde nun sein Werden und Wachsen von den ersten Anfängen im 16. Jahrhundert an durch die Zeit der Orthodoxie, des Pietismus und der Aufklärung bis zur Gegenwart Schritt für Schritt verfolgen und auf jeder Entwicklungsstufe nachweisen müssen, welche Lieder zu ihrer Zeit im Gesang der Gemeinde lebendig gewesen und welche davon in unsern gegenwärtigen geistlichen Volksliederschatz übergegangen sind. Diese beiden Fragen decken sich keineswegs immer. Unsre Aufgabe, die wir auf den folgenden Blättern zu lösen versuchen werden, ist eine wesentlich bescheidenere und praktischere. Wir wollen den im Gesang der heutigen Gemeinde lebendigen Bestand an geistlichen Volksliedern geschichtlich ordnen, darstellen und erläutern, und zwar nicht an allen einzelnen Liedern, sondern an einer Auswahl der bekanntesten und verbreitetsten von ihnen. Von diesen soll jedes-

mal der persönliche und zeitgeschichtliche Mutterboden, aus dem sie entsprossen sind, beschrieben und der ihnen religionsgeschichtlich und dichtungsgeschichtlich zukommende Platz ihnen zugewiesen werden. Auch die Tonweisen und ihre Schöpfer sollen in diesen Entwicklungsgang geschichtlich eingeordnet und ausführlicher, als es sonst zu geschehen pflegt, besprochen werden. Denn gerade in ihnen liegt zum großen Teil das Leben dieser Lieder beschlossen, und erst durch die Vermählung mit ihren Melodien, von denen jedes, anders als bei unsern Kirchenliedern, seine eigene, ihm auf den Leib gemessene besitzt, sind sie wirkliche Volkslieder geworden. Manche würden ohne ihre Singweise ewig tot und im Buchgrabe, andere wenigstens auf einen engen Wirkungskreis eingeschränkt geblieben sein. Ein nur gelesenes Lied aber hat immer seinen Beruf noch nicht erfüllt, wenn nicht gar schon verfehlt. Darum müssen wir ihr volles, sowohl in Worten wie in Tönen gestaltetes Wesen zu zeichnen versuchen. In diesem Rahmen wird dann auch die ganze Geschichte des geistigen und geistlichen Lebens des letzten Jahrhunderts an uns vorüberziehen.

Den Vorwurf, daß unsre Auswahl nach subjektivem Ermessen erfolgt ist, werden wir dabei nicht scheuen dürfen, da Vollständigkeit auf diesem Gebiet ohnehin unerreichbar und, wenn erreichbar, für unsern Zweck schädlich wäre. Die allgemeine oder nur vereinzelte Aufnahme in unsre Gesangbücher und Liedersammlungen gibt immerhin einen ziemlich zuverlässigen Maßstab dafür ab, welche von diesen Liedern als wirklicher Besitz der singenden Gemeinde zu gelten haben.

Indem wir also unsern Standort in der Gegenwart nehmen und von ihr aus zurückschauen, um die Herkunft der noch jetzt mit Vorliebe gesungenen geistlichen Volkslieder festzustellen, ordnen wir unsern Stoff am besten in fünf Zeitabschnitte ein, von denen die beiden ersten auf die Vorbereitung entfallen.

1. Altes katholisches Erbgut. 14.—17. Jahrhundert.

Fast unsre sämtlichen, dieser langen Zeitspanne entstammenden, noch heute lebendigen geistlichen Volkslieder sind aus katholischen Quellen geflossen und erst nach nötigen Änderungen und Auslassungen in den Gebrauch der evangelischen Christenheit übergegangen. Es sind die vier Lieder:

„In dulci jubilo“ (14. Jahrhundert). — „Es ist ein Ros entsprungen“ (1599). — „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod“ (1638). — „Schönster Herr Jesu“ (1677).

Sie gehören, von dem dritten vielleicht abgesehen, zu den eingewurzeltsten und gesungensten in der Gemeinde.

Ist darin nicht ein schmerzliches Zeugnis von Armut auf evangelischer Seite zu sehen, daß die Väter unsrer Kirche zwei Jahrhunderte lang dies Feld der alten Kirche fast allein überließen? Ganz im Gegenteil, als ein Zeichen ihres Reichtums hat es zu gelten: das evangelische Kirchenlied und der protestantische Choral waren damals allein das geistliche Volkslied unsrer Väter, das in der Blütezeit des weltlichen Volksliedes mit diesem in der Wurzel verwachsen war und die strophische Form wie die Art der Verbreitung durch den mündlichen Gesang und durch fliegende Blätter mit ihm gemein hatte. Was aus dem mittelalterlichen geistlichen Volkslied, den Leisen, evangelische Kraft in sich trug, hatte Luther selbst in den neuen Gemeindegesang herübergerettet. In ihm besaßen sie das ins Kirchliche übersetzte geistliche Volkslied, neben dem sie kein anderes, noch volksliedartigeres bedurften und begehrten. Innerhalb wie außerhalb der Kirchenmauern wurden von ihm alle gesanglichen religiösen Bedürfnisse vollauf befriedigt.[3])

Dazu kommt noch ein anderes, was bei dem Streit um das vorreformatorische Kirchenlied gewöhnlich nicht genug beachtet wird: der Begriff des „Kirchenliedes“ ist im katholischen und im evangelischen Sprachgebrach nicht der gleiche, weil der Begriff der „Kirche“ selbst im Wesensgrunde verschieden ist. Auf katholischer Seite sind seine unentbehrlichen Bestandteile die priesterliche Hierarchie, die sakramentale Heilsvermittlung und das Festhalten an der Überlieferung. Die gläubige Gemeinde und ihr religiöses Bedürfnis gehören also nicht dazu und können der Kirche zu ihrem Bestehen und Sein weder etwas geben noch ihr etwas nehmen. Sie sind nur Objekt der Kirche, an ihrem Subjekt aber in keiner Weise beteiligt. Auch in diesem engeren und eigentlichen Sinne gibt es ein katholisches Kirchenlied, das ist der amtlich in die Meßliturgie eingeordnete gregorianische Choral, der mit seiner lateinischen Weltsprache die Übervölklichkeit des katholischen Bekenntnisses und Gottesdienstes bezeugt. Wenn dagegen, wie allgemein üblich, vom katholischen deutschen Kirchenliede die Rede ist, so wird das Wort in erweitertem Sinne gebraucht und bezeichnet die aus dem religiösen Bedürfnis

der Gemeinde für das religiöse Bedürfnis der Gemeinde geborene und von der Kirche mit größerer oder geringerer Bereitwilligkeit für kirchliche oder außerkirchliche gottesdienstliche Veranstaltungen zugelassenen deutschen Gesänge. Deshalb werden dort auch solche Lieder als Kirchenlieder gewertet, die wir unbesehen nur geistliche Volkslieder nennen würden. Das Bedürfnis nach einer Sonderung beider Arten religiöser Gesänge, das unser Anhang befriedigt, fällt also fort.

Im Gegensatz dazu versteht die evangelische Lehre unter „Kirche" „die Versammlung der Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut des Evangelii gereichet werden", erklärt also die Glaubensgemeinschaft von vornherein für einen ihrer Wesensbestandteile. Darum wird bei uns vom deutschen Kirchenliede im engeren und eigentlichen Sinne gesprochen. Es ist aus der Kirche und ihrem Lebensbedürfnis selber geboren, von Luther und seinen Mitarbeitern sogleich in den Anfängen der Reformation zur Aufrichtung evangelischen Gottesdienstes geschaffen und hat diesem mit sein Gepräge gegeben, wie es von ihm sein Gepräge mit empfangen hat. Dies sein liturgisches Gepräge aber zieht ihm Grenzen, die unsern geistlichen Volksliedern die Einreihung unter die Kirchenlieder und die Zulassung zum öffentlichen Gottesdienst der Gemeinde verwehren.

2. Vorläufer und Wegbereiter des geistlichen Volksliedes in der evangelischen Kirche. 1517—1770.

Als im Lauf des 16. Jahrhunderts und mehr noch im 17. die Triebkraft und Fruchtbarkeit des deutschen Volksliedes nachließ, trat das sogenannte Gesellschaftslied auf und versuchte, die entstandene Lücke auszufüllen. Zur Pflege des vom Ausland, besonders von Italien her eingeführten mehrstimmigen Kunstgesangs bildeten sich hie und da „Kränzchen", in denen weltliche Lieder und Weisen eingeübt und vorgetragen wurden, während in den gleichzeitigen „Kantoreien" der kirchliche Gesang seine Stätte hatte. Da aber die Scheidung zwischen weltlichen und geistlichen Stücken niemals scharf durchgeführt werden konnte, am wenigsten in durchweg so kirchlich gerichteten Verhältnissen und Zeiten, wie die damaligen waren, so konnten auch unter den Gesellschaftsliedern solche mit religiösem Einschlag nicht fehlen. Es ist bezeichnend, daß das älteste in der evangelischen Kirche entstandene Lied, das jetzt unsern geistlichen Volks-

liedern zugezählt zu werden pflegt, Lindemanns „In dir ist Freude", seine musikalische Bekleidung aus Italien empfing, dessen Tonkunst seit Ausgang des 16. Jahrhunderts für den deutschen Gesang von bestimmendstem Einfluß wurde. Ebenso bedeutsam ist es, daß zwei der bekanntesten Lieder, die von unsern Gesangbüchern meist den geistlichen Volksliedern eingereiht werden, Flemings „Ein getreues Herze wissen" und Dachs „Der Mensch hat nichts so eigen", Liebes- und Freundschaftslieder sind, deren Entstehung gerade in jene Frühzeit fällt. Hier also, in der Liebe zum Chorgesang und in seiner Pflege als eines wesentlichen Mittels der Geselligkeit, die damals ebenso allgemein zur bürgerlichen Bildung unerläßlich schien wie 200 Jahre später das Klavierspiel, werden wir die eine Wurzel unsers geistlichen Volksliedes zu suchen haben.

Die andre liegt am Ausgang des 17. Jahrhunderts, dort, wo das geistliche Leben nicht mehr völlig mit dem kirchlichen zusammenfiel, sondern ein Nebenbett sich grub, also im Pietismus. Als den neuen Frömmigkeitsbedürfnissen die ordentlichen Gottesdienste der Kirche nicht mehr genügten, sondern sie in collegiis pietatis, Konventikeln und privaten Erbauungsstunden sich eigene Formen erfanden, begann auch von dem altgewohnten Kirchenlied ein neues geistliches Lied sich zu lösen und einen neuen Ton anzuschlagen. Es war inhaltlich ein viel subjektiverer, weicherer und gefühlsinnigerer, der Form nach aber ein bewegterer, wie ihn schon der dem daktylischen und amphibrachischen Versfuß gewährte breitere Raum mit sich brachte. Mit dem gottesdienstlichen volksliedmäßigen Choralgesang trat der arienmäßige Kunstgesang in Wettbewerb. Nicht nur Zinzendorfs, Tersteegens und andrer Separatisten Lieder haben lange vor den Kirchentüren warten müssen, ehe sie allgemein in den Gottesdienst zugelassen wurden, auch die pietistischen Kreise mußten sich ihre eignen Gesangbücher schaffen, wenn sie auf ihre Weise Gott anbeten wollten. Lieder wie Herrnschmidts Psalmgesang „Lobe den Herren, o meine Seele", Hillers „Mir ist Erbarmung widerfahren", „Ich will streben nach dem Leben" und zahlreiche andere wurden von den altgläubigen Kreisen sogleich als nicht würdig zum Gemeindegottesdienst empfunden, von Allendorfs „Unter Lilien jener Freuden" und andern „Cöthnischen" Liedern gar nicht zu reden. Sie wurden die Vorläufer unsrer geistlichen Volkslieder, bahnten ihnen den Weg und öffneten ihnen die Schranken zum Eintritt. In dies Kapitel sind, zeitlich geordnet, folgende von uns zu besprechende Lieder zu setzen:

„In dir ist Freude" (1598). — „Ein getreues Herze wissen" (1636). — „Der Mensch hat nichts so eigen" (1640). — „Geh aus, mein Herz, und suche Freud" (1653). — „Wo willst du hin, weil's Abend ist" (1657). — „Voller Wunder, voller Kunst" (1666). — „Der beste Freund ist in dem Himmel" (1704). — „Ich bin ein kleines Kindelein" (1723). — „Unter Lilien jener Freuden" (1733). — „Fort, fort, mein Herz, zum Himmel" (1733). — „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre" (1757). — „Auferstehn, ja auferstehn" (1758). — „Ich will streben nach dem Leben" (1767). —

Daß wir es bei den Liedern dieses ganzen Zeitraums tatsächlich erst mit einer Vorstufe des geistlichen Volksliedes zu tun haben, kommt auch darin zum Ausdruck, daß die Unsicherheit unsrer Gesangbücher, ob ein Lied dem Hauptteil oder dem Anhang zuzuweisen sei, hier am allergrößten ist.

3. Die Blüte des geistlichen Volksliedes in der deutschen evangelischen Kirche. 1770—1820.

In diesem halben Jahrhundert hat die Geschichte unsers geistlichen Volksliedes, soweit es noch im Gesange lebendig ist, ihren Mittel- und Schwerpunkt, denn in ihm liegt die Geburtsstunde der meisten und besten von ihnen. Es war die Zeit, in der unsre klassische Dichtung zu ihrer Sonnenhöhe emporstieg. Sie warf auch auf diese bescheidenen Blumen in ihrem stillen Gartenecken ihre Strahlen. Das ist ihren Formen und Farben unverkennbar zugute gekommen. Ihrem geistigen Gehalt aber vermochte die klassische Kunst leider so gut wie nichts zu geben, da sie selbst alle Bildungsstoffe nach der weltlichen Seite hinüberzog.

Wie jenes ganze Zeitalter seinen Glanz durch das Zusammenwirken verschiedener Kräfte, philosophischer und geschichtlicher, politischer und gesellschaftlicher, empfing, so lassen sich auch an den damals entstandenen geistlichen Volksliedern deutlich verschiedene Strömungen erkennen, die teils nebeneinander her-, teils ineinander übergehen. Dabei brauchen wir den auch jetzt noch aus katholischen Quellen geflossenen Dichtungen nicht einmal einen eignen Platz einzuräumen, denn keine von diesen vier — es sind das deutsche Tedeum „Großer Gott, wir loben dich", die deutsche Singmesse „Hier liegt vor deiner Majestät", die das Preußische und das Pommersche Gesangbuch unter die geistlichen Volkslieder aufgenommen haben, und die beiden Weihnachtslieder „Ihr Kinderlein kommet" und „Stille Nacht" — hat aus Gründen der Lehre Änderungen oder Auslassungen er-

fahren müssen. Das ist nicht Zufall. Die Temperatur zwischen beiden christlichen Bekenntnissen war damals eine wesentlich friedlichere und freundlichere, als wir sie aus der späteren Zeit kennen, und zwar nicht nur infolge einer gewissen Vergleichgültigung, sondern auch infolge einer stärkeren Betonung der großen gemeinsamen christlichen Lebens- und Heilswahrheiten. Die Anziehungskraft, die der Gallitzinsche Kreis in Münster und der M. Sailersche in Bayern auch auf gläubige Protestanten, und umgekehrt Urlsperger und Lavater auch auf fromme Katholiken ausübten, sowie die anfangs unbewußte, später bewußte Hinneigung mancher Romantiker zur mittelalterlichen Kirchenform, bezeugen das laut. Auch die ausgedehnte Aufnahme evangelischer Kirchenlieder in die katholischen Gesangbücher jener Zeit beweist es.

Als erste Strömung, die auch im geistlichen Volkslied ihre Spuren hinterlassen hat, müssen wir die Aufklärung nennen. Diese große und umfassende Bildungsbewegung, die dem ganzen 18. Jahrhundert ihren Stempel aufdrückt, ist gewiß nicht frei von zerstörenden, in gleicher Weise dem lebendigen Christenglauben wie der wahren Kunst feindlichen Wirkungen. Als abschreckendes Beispiel, wie unempfindlich der Sinn für den inneren Einklang von Text und Ton, von Seele und Leib des Kunstwerks, die gerade im echten Volkslied zu wunderbarer Harmonie vereinigt sind, geworden war, wird wohl M. Haydns deutsche Singmesse „Hier liegt vor deiner Majestät" stehen bleiben, in der die Melodie im Paradeschritt vor dem Altar aufmarschiert, während die Worte davor im Staube liegen. Die katholische Kritik hat darüber das härteste Urteil gefällt, wie man in P. Griesbacher, Choral und Kirchenlied I, S. 150, nachlesen kann. Erst der Preiswerk-Zarembasche Text hat die Weise für uns etwas erträglicher gemacht. Das deutsche Tedeum gibt sich nach seiner Entstehung gleichfalls als ein Kind der Aufklärung zu erkennen. Auch die tränenweiche Sentimentalität und Naturseligkeit, deren Töne uns aus Stockmanns „Wie sie so sanft ruhn" und aus Barbara Urners „Goldne Abendsonne" entgegenklingen, während sie in F. A. Krummachers erster Periode leise verhallen, sind Einseitigkeiten und Ausschreitungen, mit denen das vom Verstand mißhandelte Gefühl seine Rache nimmt. Auf der andern Seite aber hat diese ganze Geistesbewegung sich an unserm geistlichen Volksliede auch in gutem Sinne fruchtbar und förderlich erwiesen. Die Bestrebungen, die darauf gerichtet waren, Volksglück und Volkswohlfahrt allgemein zu

machen, den breitesten Kreisen Anteil an gewissen Kunstgenüssen und Kunstübungen zuzuwenden und den Bildungsstand der untern Klassen zu heben, wie sie uns im Leben des Wandsbecker Boten, bei seinem Tonsetzer Johann Abraham Peter Schulz und bei Johannes Falk begegnen, wollen ebenfalls als Äußerungen dieses Zeitgeistes angesehen werden. Schulz, „der Klassiker des deutschen volkstümlichen Liedes", gab während seiner Kopenhagener Jahre 1790 ein Schriftchen heraus: „Gedanken über den Einfluß der Musik auf die Bildung eines Volkes und über deren Einführung in den Schulen der Königlich dänischen Staaten", das dafür bezeichnend ist. Er lebt in unserm geistlichen Volksliede mit den Melodien zu „Der Mond ist aufgegangen", „Wir pflügen und wir streuen", „Ihr Kinderlein, kommet" und mehreren andern unvergessen fort. Auch was der Schweizer Hans Georg Nägeli, der Komponist von „Lobt froh den Herrn, ihr jugendlichen Chöre", im deutschen Süden durch Gründung und Pflege von Männergesangvereinen aus Pestalozzischem Geiste geschaffen hat, gehört in dasselbe Kapitel. So ist das Zeitalter der Aufklärung nicht vorübergegangen, ohne auch an dem Baum unsers geistlichen Volksliedes manche gesunde Frucht zur Reife zu bringen.

Viel tiefere und breitere Spuren hat die zweite, jenen Zeitraum beherrschende Strömung, die Romantik, dem geistlichen Volksliede eingedrückt. Das ist erklärlich. Sie hat, während die Aufklärung von englischen Deisten und französischen Enzyklopädisten groß gewiegt war, durchweg im deutschen Geist ihre Wurzeln, und konnte darum trotz mancher Irrungen doch zahlreiche und keimkräftige Saatkörner in deutsche Herzen ausstreuen. Ihre Hauptnahrung sog sie aus Goethes Kunst und Kunstgedanken. Das läßt sich sogar im geistlichen Volksliede verspüren. Als Friedrich v. Hardenberg seine Gesangbuchlieder zuerst den Freunden in Jena vorgelesen hatte, schrieb Friedrich Schlegel aus richtiger Empfindung heraus nicht nur, sie seien „das Göttlichste, was er je gemacht" habe, sondern auch: „Die Poesie darin hat mit nichts Ähnlichkeit als mit dem Innigsten und Tiefsten unter Goethes früheren kleinen Gedichten". Die Aufklärung arbeitete auf religiösem Gebiet vorwiegend mit allgemeinen Lehrsätzen und philosophischen Gedankengängen; die Romantik dagegen fühlte, daß das Leben der Religion zuerst im Persönlichen liege, das der christlichen in der Person Jesu Christi vor allem. Diese, die von der Aufklärung sowohl ihrer seligmachenden Wahrheit als auch ihrer dichterischen Schönheit entkleidet war, wurde von der Romantik wieder

in den helleuchtenden Mittelpunkt gerückt. Ein ganz neuer Ton wird von Hardenberg angeschlagen, der Ton zarteſter und innigſter Jeſusliebe: „Was wär ich ohne dich geweſen?“, „Unter tauſend frohen Stunden“, „Wenn ich ihn nur habe“, „Wenn alle untreu werden“ — ein Ton, der ſeitdem nicht wieder verklungen iſt, am reinſten und wahrſten aber doch in jenen romantiſchen Jugendjahren ſich hören ließ. Schenkendorfs Sehnſuchtslied „In die Ferne möcht' ich ziehen“, Luiſe Henſels „Immer wieder muß ich leſen“ und viele andre nahmen ihn auf und trugen ihn mit immer volleren Stimmitteln durchs Land. Darum darf Hardenberg mit Recht der Chorführer einer neuen Zeit unſers geiſtlichen Liedes genannt werden.

Und noch eines wichtigen Verdienſtes der Romantik müſſen wir gedenken. Als Clemens Brentano und Achim v. Arnim in „Des Knaben Wunderhorn“, 1806—1808, die deutſchen Volkslieder nicht mit philologiſcher Ängſtlichkeit, ſondern mit dichteriſcher Freiheit ſammelten, bearbeiteten und herausgaben, vollbrachten ſie eine Tat, die auf das nachhaltigſte in den Entwicklungsgang unſrer Lyrik hineingriff. Nicht nur bei den jüngeren Romantikern, den Fouqué und Eichendorff, oder bei den Schwaben, den Uhland und Mörike, laſſen die Wirkungen dieſer Tat deutlich ſich nachweiſen, auch Heine ſteht in ihrem Bann. Ebenſo ſind die geiſtesverwandten Tonſetzer, von Luiſe Reichardt und dann von C. M. v. Weber und Konradin Kreutzer bis auf Silcher nicht zu denken, wenn nicht die Heidelberger jenen verſunkenen Schatz zuvor ans Licht gehoben und vor dem ganzen Volke ausgeſtellt hätten. Er hat auch das geiſtliche Volkslied bereichert. Die Spuren des Volksliedes, die uns bei Johannes Falk begegnen, gehen allerdings auf ſein eigenes Jugendleben und auf die Anregungen Herders zurück, deſſen „Stimmen der Völker“ er neu herausgab. Aber Spittas Dichterwerden wird uns die Schule des Wunderhorns klar vor die Augen führen. Einfachheit, Sinnigkeit und Singbarkeit hat er in ihr gelernt, und Lieder wie „Du ſchöne Lilie auf dem Feld“ oder „Wie iſt der Abend ſo traulich“, die mit den geringſten Stilmitteln die größten Wirkungen erreichen, tragen unverlierbar ihr Gepräge.

Die dritte Strömung, die für jenen Zeitraum an der Wende der Jahrhunderte beſtimmend wurde und auch im geiſtlichen Volksliede ſich geltend macht, iſt die Rückkehr zum verachteten Glauben der Väter. Nur wenige hatten ihn ſich unverloren erhalten. Matthias Claudius, deſſen beide hier mitzählende Lieder oben ge-

nannt sind, steht in einer Zeit, die mit ihren „Luftgespinsten" und „vielen Künsten" nur „weiter von dem Ziel" kam, unverrückt auf ihm fest. Hermes dagegen nimmt trotz seines schönen Himmelsliedes „Ich hab von ferne, Herr, deinen Thron erblickt" seinen Platz in der Aufklärung ein, und Falk wie Ernst Moritz Arndt haben lange Jahre durchschritten, in denen ihnen das Bekenntnis der Väter nichts zu sagen hatte. Dann endlich unter den furchtbaren Wettern der Fremdherrschaft und des Krieges begannen seine Glocken ihnen wie vielen andern wieder zu tönen, und sie fanden in ihrem ererbten lutherschen Glauben den Trost und Halt, mit dem sie auch andre trösten und stützen konnten. F. A. Krummacher erlebte auf reformierter Seite dasselbe, sein bekanntes Missionslied „Eine Herde und ein Hirt" bezeugt es. Arndt aber brachte mit seiner trefflichen Schrift „Von dem Wort und dem Kirchenlied" (1819) nicht nur unsre vergessenen alten Glaubenslieder wieder zu Ehren, sondern ging auch mit gutem Beispiel voran, neue auf ihren Ton zu singen. Sie gehören längst unserm Gesangbuche an.

In den beiden geistlichen Volksliedern dagegen, die am bekanntesten von ihm geworden sind, „Der heilge Christ ist kommen" und „Du lieber, heiliger, frommer Christ" werden wir auf die vierte Strömung geführt, die jener Blütezeit unsers geistlichen Volksliedes ihre Richtung und Eigenart gegeben hat, auf das christliche Kinderlied. Es hatte einst im Jahrhundert der Reformation seine ersten vollen Töne angeschlagen, als Luther sein „Vom Himmel hoch da komm ich her" und Nikolaus Hermann seine Evangelienlieder „für die Kinder und die Väter, die daheim mit ihren Kindern geistliche Lieder singen wollen", anstimmte, um dann unter den klugen Reden der Erwachsenen fast gänzlich zu verstummen. Erst mit Zinzendorfs „Ich bin ein kleines Kindelein" (1723) trat es wieder mit einem gut getroffenen Eigenton auf den Plan. Die Brüdergemeine war es auch, die ihn in ihren Chören nicht wieder schweigen ließ, sondern in Luise v. Hayns „Weil ich Jesu Schäflein bin" (1778) die erste bleibende Frucht der neuen Zeit hervortrieb. Erst 30 Jahre später folgte der katholische Kinderfreund Christoph Schmid mit seinem Krippenlied „Ihr Kinderlein, kommet, o kommet doch all" und ziemlich um dieselbe Zeit E. M. Arndt mit den beiden genannten Christliedern. Wie die Kinderwelt im Evangelium selbst ihren wichtigen Platz hat, so wird sie auch jedesmal im evangelischen Glauben

zu Wort kommen müssen, so oft derselbe seine volle Höhe und Auswirkung erlebt. Wir werden noch weiter davon zu reden haben.

Die Bedeutung dieser wichtigen Jahre aber für die Geschichte unsers geistlichen Volksliedes wird unsre Darstellung in folgenden Liedern zum Ausdruck bringen:

„Großer Gott, wir loben dich" (1771). — „Ich hab von ferne" (1772). — „Hier liegt vor deiner Majestät" (1777). — „Weil ich Jesu Schäflein bin" (1778). — „Der Mond ist aufgegangen" (1778). — „Wie sie so sanft ruhn" (1780). — „Wir pflügen und wir streuen" (1782). — „Lobt froh den Herrn" (1795). — „Goldne Abendsonne" (1798). — „Halleluja, Gott zu loben" (1798). — „Wenn ich ihn nur habe" und die andern Novalislieder (1802). — „O seht, auf leisen Flügeln" (1808). — „Mag auch die Liebe weinen" (1808). — „Der heilge Christ ist kommen" (1809). — „Wie ruhest du so stille" (1810). — „Du lieber, heilger, frommer Christ" (1811). — „Ihr Kinderlein, kommet" (1811). — „Ostern, Ostern, Frühlingswehen" (1814). — „In die Ferne möcht ich ziehen" (1814). — „Brich an, du schönes Morgenlicht" (1814). — „Müde bin ich, geh zur Ruh" (1815). — „Wie mit grimmgem Unverstand" (1816). — „O du fröhliche" (1816). — „Immer muß ich wieder lesen" (1817). — „Stille Nacht" (1818). — „Wie lieblich ist's hienieden" (1819). —

4. Die Nachblüte. 1820—1850.

Während dieses Menschenalters setzen sich im wesentlichen die Strömungen, die den vorigen Zeitraum bestimmten, in verstärktem und erweitertem Maße fort und beginnen, dem christlichen Gemeinschaftsleben ihr Gepräge aufzudrücken. In den zwanziger Jahren wachsen sich die Baseler Missionsfeste zu großen, von weit und breit her besuchten Volksfesten aus, zu denen Albert Knapp und andre glaubenskräftige und posaunentönige Missionslieder dichten, in deren Klänge bald hier, bald da im Land neue Sänger einfallen. Unmittelbar hat damit das geistliche Volkslied keine Bereicherung erfahren, denn alle diese Lieder waren auf Kirchentöne gedichtet und haben z. T. in die Gesangbücher Aufnahme gefunden, wie auch die Mission selbst ein Werk der Kirche, wenn auch in Vereinsform, sein wollte. Allein mittelbar haben die Missionsfeste dem geistlichen Volkslied sehr bedeutende Förderung zugewandt, indem sie, vielfach im Freien gefeiert, sich auch freiere liturgische Ordnungen schufen, in denen das geistliche Volkslied eine heimische Stätte und liebevolle Pflege fand. Was sie dort gehört hatten, trugen die Teilnehmer mit

sich nach Haus und weiter durchs Land, und manches unsrer geistlichen Volkslieder hat sich gerade durch die Missionsfeste, die Baseler, die Ravensberger, die märkisch-pommerschen, erst wirklich in die Herzen hineingesungen. Dahin gehört Preiswerks „Die Sach ist dein, Herr Jesu Christ", das von Basel aus am Ende der zwanziger Jahre seinen Eroberungszug unternahm — Zaremba fügte erst später einen eignen Missionsvers ihm bei —, und von Berlin aus seit Ende der vierziger Jahre G. Knaks „Laßt mich gehn", das, ohne ein Wort von der Mission zu verlauten, doch so häufig wie kaum ein zweites auf Missionsfesten sich hören ließ.

An eine andre Erscheinung des geistlichen Volksliedes hat die Kritik reichlicher Gelegenheit gefunden, ihr Messer anzusetzen, an gewisse damals eingeführte neue Melodien. Aus dem Anfang der zwanziger Jahre stammt Bortnianskis Weise, die sich für uns unlöslich mit dem Goßner-Tersteegenschen Text „Ich bete an die Macht der Liebe" verschmolzen hat. Etwa 10 Jahre später zog sie mit der preußischen Militärmusik in Deutschland ein. In denselben dreißiger Jahren wurde mit dem Liede „Wo findet die Seele die Heimat der Ruh?" auch die ihr zugehörige irische Melodie aus Amerika in unsre Gemeinden eingeführt, während ausgangs der vierziger endlich noch des französischen Schweizers Malan Tonweise sich mit Räders Versen „Harre, meine Seele" vermählte. Diese drei Ausländerinnen, von denen die letzte die beiden andern an musikalischem Werte allerdings weit überragt, kamen aus Gebieten, die unsern protestantischen Choral nicht besitzen. Sie haben unzweifelhaft ihr Teil dazu geholfen, den Geschmack unsrer singenden Gemeinde weichlicher zu stimmen und auch deutsche Tonsetzer in ihn zu verführen. Voigtländer bietet mit seinen Vertonungen von „Laßt mich gehn" und „Unter Lilien jener Freuden" dafür wohl die bekanntesten Beispiele. Das Bedürfnis nach einer freieren und bewegteren Tonfolge, als sie jetzt unserm kirchlichen Choral eignet, war nun einmal erwacht und wird so lange auch an diesen Weisen Befriedigung suchen, als der musikalische Geschmack nicht über sie hinausgewachsen ist.

Bessere deutsche fehlen keineswegs, auch nicht unserm Zeitabschnitt. In seinem ersten Jahrzehnt dichtete Spitta die meisten und besten seiner Lieder. 1833 traten sie an die Öffentlichkeit. Von ihnen sind eine größere Anzahl unter unsre geistlichen Volkslieder und in die Anhänge unsrer Gesangbücher eingereiht als von irgendwelchen andern Dichtern, die meist nur mit je einem, selten mit zwei

Liedern darin vertreten sind. Eine nicht geringere Zahl Spittascher Dichtungen ist außerdem sogleich unter die Kirchenlieder aufgenommen worden. „Freuet euch der schönen Erde", „O selig Haus, wo man dich aufgenommen", „Es geht ein stiller Engel", „Was macht ihr, daß ihr weinet?" und manche andre sind allgemein in christlichen Kreisen bekannt und gehören zu den Perlen unsrer neueren geistlichen Lyrik. Schade aber, daß von den zahlreichen für sie geschaffenen trefflichen Tonweisen keine einen ebenso durchschlagenden Erfolg errungen hat, wie er den vorhin genannten fremdländischen beschieden gewesen ist.

Spittas Zeitgenosse, Albert Knapp, hat seinen Platz von Anfang an nur unter den Kirchenliederdichtern genommen. Um so größer ist die Bedeutung, die ihm für die Wiedererweckung und Bekanntmachung unsrer älteren geistlichen Liederdichtung zukommt. 1837 erschien sein Liederschatz in erster, 1850 in zweiter Ausgabe. Wenn er sich darin auch durch die eigne Dichtergabe viel mehr als nötig und gut war, verleiten ließ, sich selbst in die Lieder andrer hinein zu verbessern, so sind doch eine große Anzahl lange vergessener Kleinodien unsrer geistlichen Dichtung erst durch seine Bemühung wieder ans Licht gehoben und von da aus auch in Gesangbücher übernommen worden. Seine Verdeutschung eines Malanschen Liedes „Nein, nein, das ist kein Sterben" (1837), die die Missionsharfe wiedergibt, ist aber wohl das einzige darunter, das als geistliches Volkslied mitgezählt werden kann.

Und noch auf einem andern Gebiete haben jene Jahre eine bemerkenswerte Fortsetzung des in der vorigen Periode Angesponnenen gebracht. Zu Anfang der vierziger erschienen die ersten Hefte von Silchers „Kinderliedern für Schule und Haus" und darin seine Weisen zu Wilhelms Heys und Agnes Franz' Kindergedichten. Damit hat das „Jahrhundert des Kindes" seinen Namen auch im geistlichen Volksliede weiter gerechtfertigt und seines Berufes sich würdig bewiesen. Die Verwandtschaft zwischen dem Volkslied und dem Kinderlied im Ton und im Text ist ohnehin eine sehr nahe, da beide dicht an der Erde sich halten und im Sinnlichen und Anschaulichen ihr Leben haben. Was dem Kinde wirklich zu Herzen geht, geht auch dem Volk und seinen erwachsenen Gliedern am tiefsten ans Herz. Silchers Melodie zu dem Abendgebet „Wie könnt ich ruhig schlafen?" muß, seitdem sie sich mit „So nimm denn meine Hände" verbündet hat, zu unsern gesungensten geistlichen Volksliedweisen gerechnet werden.

In diesen Zeitraum fallen für uns die folgenden Lieder:

„Ich bete an die Macht der Liebe" (1822?). — „Tochter Zion, freue dich" (1823?). — „Herbei, o ihr Gläubigen" (1823?). — „Die Sach ist dein" (vor 1827). — „Wie ist der Abend so traulich" (1833). — „O selig Haus" (1833). — „Wo findet die Seele" (1833). — Weißt du, wieviel Sternlein stehen?" (1837). — „Alle Jahre wieder" (1837). — „Meinen Heiland im Herzen" (1843). — „Wie könnt ich ruhig schlafen" (1843). — „Harre, meine Seele" (1845). — „Laßt mich gehn" (1846). —

5. Die jüngste Vergangenheit. 1850 bis zur Gegenwart.

Diese letzten 70 Jahre haben unserm geistlichen Volksliederschatz zwar nur den geringen Zuwachs von etwa drei in weitere Kreise gedrungenen Liedern gebracht, und doch sind sie für die Geschichte unsers geistlichen Volksliedes von der größten Bedeutung geworden: in ihnen hat sich dasselbe die christlichen Kreise erst wirklich völlig erobert, ist nach Wort und Weise ihr geistiges Eigentum geworden und hat dadurch auch die neuerscheinenden Gesangbücher gezwungen, ihnen ein eigenes Unterkommen unter ihrem Dache einzuräumen. Das Schlesische von 1878 war das erste, das diesen Weg betrat und einen Anhang für „geistliche Volkslieder" sich anfügte.

Wodurch dieser letzte Zeitabschnitt das Herrschaftsgebiet des geistlichen Volksliedes so bedeutend erweitert hat? Hauptsächlich war es das Wachstum der Mission, der Innern wie der Äußern, das ihm durch ihre in diesen Jahrzehnten aufblühenden Einrichtungen und Veranstaltungen den Boden bereitete, auf dem es sich ausbreiten und entfalten konnte. Nicht nur in der Schule selbst, sondern viel mehr noch im Kindergottesdienst, in Jünglings-, Jungfrauen- und andern auf religiöser Grundlage aufgebauten Vereinen, sowie auf den von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zahlreicher gefeierten Missionsfesten fand es seine ständige Pflege und sang sich durch alle diese Kanäle immer tiefer und fester in die Herzen der ganzen Gemeinde hinein.

Um dies Ziel zu erreichen, bedurfte es handlicher und gut zusammengestellter Liederbücher, die mit ihrer richtigen Auswahl und mit Noten die Lust am geistlichen Volksgesang wecken und steigern konnten. Ihre Zahl ist unübersehbar. Allein über alle ragen zwei hervor, die in ihrer Art und auf ihrem Gebiet bahnbrechend gewirkt haben, weil hinter ihnen Persönlichkeiten standen, denen Gott selbst besondere Gaben für den Sangesdienst an der Gemeinde gegeben hatte. Das eine ist Heinrich Volkening mit seiner „Kleinen Missions-

harfe" seit 1853, das andre Ernst Gebhardt mit seinen „Frohe Botschaftsliedern" seit 1875. Jedem von beiden werden wir um dieses ihres Verdienstes willen eine eigene Darstellung widmen müssen.

Die in diesem Kapitel zu behandelnden neuen Lieder beschränken sich auf die folgenden:

„So nimm denn meine Hände" (1862). — Die Lieder der frohen Botschaft (1875). — „Wir treten zum Beten" (1877). — „Brich herein, süßer Schein" (1882).

Das aber wird aus unserm ganzen Gang durch die Geschichte unseres geistlichen Volksliedes überzeugend hervorgehen, daß auch diese Lieder einen wertvollen Geistesbesitz der deutschen Christenheit ausmachen, die in ihnen ihren Heilsglauben und ihre Gottesanbetung zum Ausdruck gebracht hat und auch mit ihnen der apostolischen Weisung nachkommt: „Vermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern und singet dem Herrn in eurem Herzen."

Erstes Buch.

Altes katholisches Erbgut.

(14. bis 17. Jahrhundert.)

1. „Nun singet und seid froh."

Das ist nun schon lange, an die 600 Jahre, her, da lebte im Südwesten des Reichs, dem Stammlande der deutschen Geschichte, ein Rittersohn, Heinrich Suso oder eigentlich Seuse geheißen. Er war von zarter Gesundheit und schwächlichem Leib und hatte darum den geistlichen Stand erwählt, war ins Kloster der Dominikaner zu Konstanz, seiner Vaterstadt, eingetreten und später noch mehr in die Einsamkeit gegangen, um Gott mit den strengsten Kasteiungen und Bußübungen besser zu dienen. Es war damals die Blütezeit der deutschen Mystik, deren führende Vertreter, Meister Eckhart und Johannes Tauler, gleichfalls zum Dominikanerorden gehörten. Auch Suso wurde Mystiker, dessen geistliches Leben und Denken ganz ein Sichversenken in das abgrundtiefe Wesen Gottes und der himmlischen Weisheit war. In dem ersten seiner vier Bücher, in dem er einzelnes aus diesem seinem inneren Leben erzählt, gibt er nun im 7. Kapitel den folgenden Bericht:

„Er hatte sich selbst erneuert etliche Bande" — zu seinen Kasteiungen gehörten nämlich auch eine eiserne Kette und ein Stachelgürtel — „und da geschah es in der Engel Nacht, daß ihm in einem Gesichte vorkam, wie er hörte englischen Gesang und süßes himmlisches Getöne. Davon ward ihm so wohl, daß er all seines Leides vergaß. Da sprach ihrer einer zu ihm: „Sieh, gleich wie du gern höreſt von uns den Gesang der Ewigkeit, also hören wir von dir gerne den Gesang der ewigen Weisheit". Und er sprach darnach also: Dies ist der Gesang, den die auserwählten Heiligen werden

fröhlich singen an dem jüngsten Tage, so sie anschauen, daß sie in immerwährender Freude der Ewigkeit sind bestätigt."

„Er hatte darnach einmal an ihrem Feste viele Stunden in solcher Schauung ihrer Freude verzehrt, und da es nahete dem Tage, da kam ein Jüngling, der geberdete sich, gleich als ob er wäre ein himmlischer Spielmann von Gott zu ihm gesendet. Mit dem kamen ich weiß nicht wie viele stattliche Jünglinge in gleicher Weise und Geberde als der vordere, nur daß der erste etwas Würdigkeit hatte vor den andern, als ob er wäre ein Fürstenengel. Derselbe Engel kam so recht wohlgemütlich zu ihm und meinte, sie wären darum von Gott zu ihm herabgesendet, daß sie ihm sollten in seinem Leiden himmlische Freude machen, und er sprach, er sollte seine Leiden aus den Sinnen werfen und ihnen Gesellschaft leisten, und er müßte auch mit ihnen himmlisch tanzen." „Sie zogen den Diener" — so nennt Suso sich selbst, nämlich den Diener der himmlischen Weisheit — „bei der Hand an den Tanz, und der Jüngling fing an ein fröhliches Gesänglein von dem Kindlein Jesus, das spricht also: In dulci jubilo. Da der Diener den geminnten Namen Jesus also süßiglich erklingen hörte, da ward sein Herz und seine Sinne so recht wohlgemut, daß ihm verschwand, ob er je Leiden hätte gehabt. Nun sah er mit Freuden, daß sie die allerhöchsten und allerfreiesten Sprünge taten. Der Vorsinger konnte alles gar wohl in Bewegung setzen, und der sang vor und sie nach, und sangen und tanzten mit jubilierendem Herzen. Der Vorsinger machte die Repetition wohl dreifältig: Ergo merito usw. Dies Tanzen war nicht in der Weise beschaffen, als man in der Welt tanzet; es war, ich weiß nicht wie, ein himmlischer Auswall und ein Wiedereinwall in den unbegreiflichen Abgrund der göttlichen Verborgenheit. Dies und derlei himmlischen Trostes ward ihm unzählig viel in denselben Jahren und allermeist in den Zeiten, so er mit großen Leiden umgeben war, und die wurden ihm dann desto leichter zu leiden."

In diesem Bericht stellt uns Suso, der 1366 zu Ulm etwa 66 Jahre alt verstarb, an die Quelle des Liedes „Nun singet und seid froh", dessen hier zum ersten Mal Erwähnung geschieht. Wir werden also annehmen dürfen, daß es um jene Zeit in dortiger Gegend entstanden ist. Freilich hatte es damals noch seinen alten lateinischen Anfang und sein halb lateinisches Kleid. Wie es wohl gelautet hat, können wir erst aus den 100 Jahre später hergestellten Niederschriften ersehen, nämlich also:

1. In dulci jubilo,
Nun singet und seid froh!
Alle unsre Wonne
Leit in Praesepio,
Sie leuchtet vor die Sonne
Matris in gremio,
Que est a et o :,:

2. O Jesu parvule,
Nach dir ist mir so weh.
Tröste mein Gemüte,
O puer optime,
Durch aller Jungfraun Güte,
O princeps glorie,
Trahe me post te :,:

3. Mater et filia,
O Jungfrau Maria,
Hättest du uns nicht erworben
Celorum gaudia,
So wär'n wir alle verdorben
Per nostra crimina.
Quanta gratia! :,:

4. Ubi sunt gaudia?
Nirgends denn allda,
Da die Engel singen
In nova cantica
Mit ihren süßen Stimmen
In regis curia.
Eia, wär'n wir da! :,:

Das ist freilich eine seltsame Rede, die lateinische und deutsche Satzstücke untereinander mischt, und wir müssen zuerst für diejenigen, die Besseres zu tun hatten als Lateinisch zu lernen, die ausländischen Brocken in unsre Sprache dolmetschen. Sie lauten der Reihe nach also:

In süßem Jubel — (Liegt) in der Krippen — In der Mutter Schoß — Da ist A und O — O Jesuskindlein — O bester Knabe — O Glorienfürst — Ziehe mich nach dir — Mutter und Tochter — Der Himmel Freuden — Durch unsre Missetaten — Wie große Gnade — Wo sind Freuden? — Neue Lieder — An des Königs Hof.

Wenn wir diese wunderliche Mischdichtung aber recht verstehen und würdigen wollen, müssen wir uns nach Möglichkeit in die Zeit, da das Lied und andre seinesgleichen geboren wurden, zurückversetzen. Damals teilten sich in unserm deutschen Vaterland wirklich noch zwei Sprachen in die Herrschaft; die lateinische war die Kirchen- und Gelehrtensprache, die von den Priestern im Gottesdienst und bei den heiligen Handlungen allein gebraucht werden durfte, da sie allein zu ihrem Verkehr mit Gott für würdig gehalten ward. Das Volk dachte nicht anders und würde die deutsche Rede bei der Messe für Entweihung und Entwürdigung angesehen haben. Für sich selbst aber bediente es sich seiner eignen Sprache, und auch die Priester, die aus ihm hervorgegangen waren, mußten, wenn sie sich ihm verständlich machen wollten, gleichfalls die deutsche Sprache gebrauchen. So kam es denn wie von selbst dahin, daß auch solche Mischlieder von denen, die in beiden Sprachen zu Hause waren, zusammengestellt wurden. Sie stehen heute als Urkunden da, wie innig Volk und Kirche ineinandergewoben waren. Die lateinischen Wörter sind aber nicht das einzige und nicht einmal das größte Bedenken, das uns

jetzt den Gebrauch des ungeänderten alten Liedes unmöglich macht. Viel schlimmer sind seine mittelalterlich-katholischen, der heiligen Schrift widerstreitenden Gedanken. Die heilige Jungfrau wird das A und das O genannt, während solcher Ruhm nach Offenbarung 1 doch nur dem Heiland gebühren will, ja, der 3. Vers redet sie sogar als die an, die uns die himmlischen Freuden erworben habe. Darum entstanden in den Tagen Doktor Luthers nicht nur eine ganze Anzahl Verdeutschungen des vielgesungenen Liedes, davon wir sowohl niederdeutsche als hochdeutsche besitzen, sondern auch die Lehrirrungen wurden aus dem Texte beseitigt. In dem letzten von Luther selbst herausgegebenen Gesangbuch von 1545 ist der 3. Vers durch einen andern ersetzt, der also lautet:

O patris charitas,
O nati lenitas!
Wir wären all verloren
Per nostra crimina,
So hat er uns erworben
Celorum gaudia,
Eia, wär'n wir da! :,:

(D. i.: O Liebe des Vaters, o Lindigkeit des Sohnes!)

Da Luther keineswegs die schöne lateinische Sprache gänzlich aus dem evangelischen Gottesdienst hinausfegen wollte, so ist das Mischlied auch in unsern Kirchen noch lange gern und mit jubelndem Jauchzen gesungen worden. Erst um die Zeit, da der 30jährige Krieg endlich zum Frieden sich neigte, erschien 1646 in Hannover ein „New Ordentlich Gesang-Buch", von Justus Gesenius und David Denisle herausgegeben, in dem alle lateinischen Worte völlig ausgetan sind und auch unser Lied gerade so, wie wir es jetzt in unsern Gesangbüchern haben, gedruckt steht. Die Gemeinden im Lande müssen aber mit dem Verlust des alten, ihnen liebgewordenen Mischliedes doch nicht recht zufrieden gewesen sein, denn als dasselbe Gesangbuch zwei Jahre später in Braunschweig zum zweiten Mal aufgelegt wurde, brachte es erstlich das alte In dulci jubilo wieder und sodann dahinter mit der Überschrift: „Wer wil, kan es gantz Deutsch also singen" die gedolmetschten 4 Verse. Erst in den letzten 100 Jahren ist das doppelsprachliche Lied aus unsern Gottesdiensten verschwunden und nur sein Anfang als Sprichwort übriggeblieben.

Mit dieser seiner Lebensgeschichte sind wir dem Wesen des alten Mischgesangs aber immer noch nicht völlig auf den Grund gekommen,

sondern müssen noch einmal zu seiner Quelle zurück. Wir sehen es jetzt immer nur als ein Weihnachtslied an, wozu es durch die mancherlei Wandlungen wirklich auch geworden ist. Ursprünglich aber war es das keineswegs, wie schon Susos Bericht uns verraten kann, denn dort hat es seine Rolle „in der Engel Nacht", d. i. vor dem Michaelisfeste gespielt. Was aber war es denn, wenn es kein Weihnachtslied war? Ein geistliches Minnelied war es, wie es gerade zu jenen minniglichen Tagen gehörte. Die große Zeit der Minnesinger war unlängst vorübergegangen, „aber immer noch war", wie J. Görres sagt, „Wald und Flur vom alten Minnesang durchklungen, und alles Volk gab sich mit Singen und Sagen ab." Auch Suso, der von sich schreibt: „Er hatte von Jugend auf ein minnereiches Herz", läßt in seinen Gedanken und seiner Sprache deutlich verspüren, daß in ihm das Minnelied lebenskräftig nachklingt. Schon dem kurzen Auszug, den wir oben aus Denifles Übertragung in unsrer heutigen Redeweise wiedergegeben haben, merkt man es an. Suso ist „der begeistertste Prophet der Gottesminne unter den Mystikern", den das sehnsüchtige Gedenken an Gott, das heimliche Verlangen nach ihm, wie es das Wesen der Minne ausmacht, auf Schritt und Tritt begleitet. Mit dem Griffel stach er sich den Namen „Jesus" über dem Herzen ins Fleisch, minnewund war sein ganzes Sinnen auf ihn gerichtet. Diese selben Töne liebeskranker Minne wehen uns nun aber auch aus unserm Liede entgegen. Der Dichter steht nicht etwa an der Krippe im Stall, wie Paul Gerhardt, wenn er singt: „Ich steh an deiner Krippe hier" und das Kindlein die Händlein ihm reichet, sondern er ist weit von ihm entfernt, leiderfüllt und traurig, klagt und bittet: „Nach dir ist mir so weh!" und „Tröst' mir mein Gemüte!" Wir werden uns also diese ganze Gruppe, das Kind in der Krippe oder auf dem Schoß seiner jungfräulichen Mutter und dazu die heilige Anna, auf die mit dem Wort „Tochter" gedeutet wird, wie Maria gleichfalls genannt ist, im Hintergrund, in den Himmel hinein denken müssen, den Sänger dagegen auf Erden, wenn wir die Vorstellungen, die die katholischen Christen in jenen ältesten Zeiten mit den Worten des Liedes verbanden, noch einmal in uns auferwecken wollen.

Es gelingt uns das heut nur noch schlecht, weil die Einbildungskraft oder Phantasie, die bei den katholischen Christen übergeschäftig ist, sich bei uns kühlen Protestanten meist nur langsam vom Platze rührt. Und doch dürfen wir nicht vergessen, daß die Religion und

der Glaube auch diese Gottesgabe unsers Geistes in ihren Dienst nehmen müssen. Wir können weder mit dem Himmel noch mit himmlischen Dingen und Personen uns ohne ihre Mithilfe befassen, wie die ganze Heilige Schrift vom ersten bis zum letzten Blatt beweist; nur daß sie ihren Flug nicht nach eigner Willkür ins Unendliche nehmen darf, sondern in den Schranken sich halten muß, die das Wort der Wahrheit ihr selber gezogen hat. Die Mystiker bewegen sich mit ihren Gesichten und Vorstellungen vielfach hart an der Grenze und tun in ihrem Überschwang nicht selten einen Sprung darüber hinaus. Auch bei Suso ist alles auf die „Schauung Gottes" und die Versinnlichung des Übersinnlichen angelegt. Die Engel steigen nicht nur zu ihm herab, sondern führen ihm auch einen himmlischen Reigen vor und ziehen ihn selbst in ihren himmlischen Tanz hinein. Dazu bekommen auch die Ohren ihr Teil, und ihr „fröhliches Gesänglein" und „der geminnte Jesusname" darin machen das Herz vollends ihm wohlgemut. Diese bildlichen Vorgänge müssen wir uns gegenwärtig halten, wenn wir auch der Melodie unsers Liedes völlig gerecht werden wollen. Wir besitzen ihre Niederschrift zwar erst aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, allein es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie schon gleich mit den Worten selbst zur Welt gekommen ist, da auch im Minnesang ein Lied nie ohne seine Weise ins Leben kam. Wer auf diese Töne und ihren Rhythmus recht acht hat, der kann, wie mich dünkt, noch jetzt nach 6 Jahrhunderten ihnen ein wenig von himmlischen Tanzbewegungen abmerken.

Vieles von dem, was dem schwäbischen Klosterbruder einst die Seele bewegte, empfinden wir, wie gesagt, jetzt nur mühsam oder gar nicht ihm nach. Wir sind sehr nüchtern geworden und stehen mit beiden Füßen auf dem Erdboden fest. Wenn aber die liebe Weihnacht heraufzieht, von der jetzt uns das Lied singt, die himmlischen Heerscharen aus der obern Welt dem neugeborenen Kindlein ihr Gloria anstimmen und der „Fürstengel" der wartenden Menschheit die große Freude verkündigt, daß ihr der Heiland geboren ist, dann geht noch immer wieder etwas von jenem englischen Reigentanz durch die Herzen hindurch und macht sie, wie einst den Suso, des Leides vergessen. Wir wollen das nächste Mal darauf merken.

2. Es ist ein Ros entsprungen.

Auch dies liebe alte Lied hat eine lange Lebensgeschichte, die uns unsern Vätern tief ins Herz und in die Gedanken hineinsehen läßt.

Im Jahre 1599 wurde zu Cöln a. Rh. von dem Drucker A. Quentel ein Gesangbuch herausgegeben, das „Alte Catholische Kirchen-Geseng" überschrieben war. Es sollte den katholischen Christen im Speyerschen Bistum für ihren Gottesdienst dienen. Darin war zum ersten Mal das liebliche Weihnachtslied „Es ist ein Ros entsprungen", das mit seinem ganz eigenartigen Duft noch jetzt unsre Christfeiern durchhaucht, abgedruckt. Wir wissen wenigstens nirgends etwas von einem früheren Druck.[4]) Nur im Gedächtnis und auf den Lippen des Volkes in jenen Gegenden muß es schon längere Zeit vorher lebendig gewesen sein, denn in dem Mainzer Cantual oder Gesangbuch von 1605 wird es ausdrücklich „das alt catholisch Trierisch Christliedlein" genannt. Gleich nach dem Cölnischen Druck fand es dann auch in dem Konstanzer und seitdem in fast allen deutschen katholischen Gesangbüchern des 17. Jahrhunderts seinen Platz und begann aus seiner rheinländischen Heimat, in der es von unbekannten Eltern als „Volkslied" geboren war, ins Reich hinaus zu wandern.

Wer nun aber etwa der Meinung wäre: „Also hat dies schöne Lied jetzt schon längst seinen 300. Geburtstag hinter sich, und wir singen es heute doch noch immer so und mit den nämlichen Gedanken, wie sie dort am Rhein es zuerst einst angestimmt haben", der wäre dennoch arg auf den Holzweg geraten. Jenes alte katholische Lied hat nicht weniger als 23 Verse, die ganz ausführlich nach dem Evangelium St. Lucä, Kap. 1 u. 2 und Matth. 2 die Geburtsgeschichte des „Christkindleins" von der Verkündigung an die Jungfrau an bis zur Anbetung der heiligen drei Könige erzählen. Darin steht überall die jungfräuliche Gottesmutter im Mittelpunkt des Berichtes und ist die Hauptperson, von der gehandelt wird. Zum Beweise will ich nur den 2. und den 21.—23. Vers, von denen erst der letzte nur an Jesum sich wendet und um ein seliges Abscheiden bittet, hier nach ihrem ursprünglichen Wortlaute hersetzen:

2. Das Röslein, das ich meine,
Davon Isaias sagt,
Ist Maria die reine,
Die uns das Blümlein hat bracht;
Aus Gottes ewgem Rat
Hat sie ein Kindlein gboren,
Und blieben ein reine Magd.

21. Lob, Ehr sei Gott dem Vater,
Dem Sohn und heilgen Geist.
Maria, Gottes Mutter,
Dein Hilf an uns beweis'.
Und bitt dein liebes Kind,
Daß er uns woll behüten
Und verzeihen unsre Sünd.

22. Wir bitten dich von Herzen,
Du edle Königin,
Durch deines Sohnes Schmerzen,
Wenn wir fahren dahin
Aus diesem Jammertal,
Du wolleſt uns begleiten
Bis in der Engel Saal.

23. So singen wir all Amen,
Das heißt: nun werd es wahr,
Das wir begeren allsammen,
O Jesu, hilf uns dar.
In deines Vaters Reich,
Drin wollen wir dich loben,
O Gott, uns das verleih!

Daraus läßt sich nun deutlich ersehen, daß die katholischen Christen bei den Worten des Liedes ganz andre Gedanken hatten, als wir Evangelischen sie haben. Was dachten sie denn? Das Lied redet im Anfang gleichnisweise von dreierlei Dingen: erstlich von einer Wurzel, danach von einer Rose, d. i. einem Rosenstock oder Rosenstrauch, der aus der Wurzel entsprungen ist, zum dritten endlich von einem Blümlein, das der Rosenstock mitten im kalten Winter gebracht hat. Solche Gleichnisrede war aber in den alten Zeiten bei den katholischen Christen und ihren Dichtern ganz gewöhnlich und ihr Sinn jedermann kund und bekannt. Der Rosenstock bedeutete ihnen nämlich die heilige Jungfrau Maria, die schon bei Jesus Sirach 24, 18 unter diesem Bilde verstanden sei; die Wurzel dagegen war ihnen die heilige Mutter Anna, wie sie die Großmutter des Heilands benannten; dieser selbst endlich war das Blümlein, das an dem Strauche erblühte. So waren die drei, die in unzähligen Bildern auf den Altären zu sehen waren, davor das Volk die „St. Anna selbdritt" um Hilfe anzurufen pflegte, auch hier ganz natürlich beisammen und zu einem einzigen Bilde vereint. Nur der evangelische Glaube, der auf dem klaren Worte der Bibel allein besteht und darum von einer Himmelskönigin nichts weiß, konnte solche Ausdeutung und Gleichnisrede nicht mitmachen.

Nun lebte aber um dieselbe Zeit, da unser Lied zum ersten Mal im Druck erschien, in Deutschland ein Musikus, der bis heute als einer der tüchtigsten in seinem Fache gerühmt wird. Er hieß Michael Prätorius, wurde 1604, da er 32 Jahre alt war, vom Herzog von Wolfenbüttel zu seinem Kapellmeister bestellt und versah bis zu seinem Tode 1621 den Dienst. In dieser Zeit hat er eine große Anzahl musikalischer Werke verfaßt, davon das vornehmste den lateinischen Titel „Musae Sioniae" d. i. Zionsmusen trägt und in 9 Bänden nicht weniger als 1234 geistliche Gesänge enthält. Prätorius hat darin alle möglichen bekannten Melodien mit seinen Tonsätzen versehen und etliche bis zu 12 Stimmen, teils für Instrumente, teils für Singstimmen, ausgearbeitet. Wie trefflich ihm sein Vornehmen,

der Gesangkunst in der evangelischen Kirche und Schule aufzuhelfen, gelungen ist, läßt sich am besten daraus ersehen, daß sein 4stimmiger Satz bis heute für unsre Choräle als Muster gilt.

In dies große Werk hat Prätorius nun auch unser katholisches Christliedlein aufgenommen. Es findet sich in dem 1609 herausgegebenen 9. Bande unter Nummer 53 und bietet die Noten für 4 Stimmen. Von allen den 23 Versen des Textes aber hat er im 1. Stimmheft nur die beiden ersten wiedergegeben, und zwar in dem Wortlaut, den wir noch heute meistenteils singen, da die Rose, die schönste aller Blumen, einzig auf den schönsten unter den Menschenkindern, den Heiland selber, gedeutet wird. Im Alt, Tenor und Baß ist nur der 1. Vers abgedruckt. Später sind dann — man weiß nicht sicher, wann und von wem — noch drei Verse hinzugefügt worden, davon der 4. aus dem 21, und der 5. aus dem 23. umgedichtet, der 3. aber ganz neu erfunden ist. So hat durch des Wolfenbütteler Kapellmeisters Handreichung das Triersche Lied auch in die evangelische Kirche Einzug gehalten. Ganz allgemein wurde es freilich bei uns erst gesungen und in die Singebücher eingereiht, nachdem um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der gelehrte Musikforscher Karl von Winterfeld die Werke des Prätorius wieder gehörig ans Licht gezogen und seinen Verdiensten ihr Recht hatte widerfahren lassen.

Nur eins bleibt von der Geschichte unsers Liedes noch zu vermelden. Wahrscheinlich hat der Leser schon öfter gedruckt gefunden: „Es ist ein Reis entsprungen" und „Das Reislein, das ich meine". Woher kommt denn solche Unart, die gar nicht mit dem ganzen Bilde und Gleichnis zusammenstimmt? Diese Änderung hat zuerst ein katholisches Gesangbuch von 1658 aufgebracht, wahrscheinlich wohl deshalb, weil in ihrer lateinischen Bibel die Rute, Esaias 11, 1, mit dem lateinischen Wort „virga" gedolmetscht ist, worin sie wiederum eine Anspielung auf das andere lateinische Wort „virgo" entdecken, welches „Jungfrau" bedeutet. Seitdem ist diese Umwandelung dann auch in manche evangelische Gesangbücher übergegangen. Es ist nicht schwierig zu sagen, warum. Man glaubte damit die biblische Rede Jesaias 53, 2 ganz wortgetreu wiederzugeben, vergaß aber, daß das schöne Lied gerade dadurch viel von seinem ursprünglichen dichterischen Hauch und seiner sinnreichen Bildrede verlor. Darum machen wir solchen überklugen Seitensprung lieber nicht mit, sondern lassen die wunderschöne Rose weiter ungebrochen in unserm geistlichen Blumengarten duften und blühen.

3. „Schönster Herr Jesu."

Man kann es nicht jedem alsbald von den Gesichtszügen ablesen, wie viel oder wie wenig Jahre er auf seinem Rücken hat, und mancher, der erraten sollte, wie alt der andere wohl wäre, hat schon arg daneben getroffen. Auch das Lied, von dem wir jetzt reden wollen, hat sich solche falsche Altersabschätzung lange gefallen lassen müssen, denn man konnte ehedem von ihm in vielen Büchern die Anmerkung lesen, es sei eigentlich ein Kreuzfahrerlied, das schon im 12. Jahrhundert nach derselben Weise wie heute zu Ehren des Heilands gesungen worden wäre. Darum hat auch Franz Liszt in seiner „Legende von der heiligen Elisabeth" seine Melodie zu einem Marsch der Kreuzritter benutzt. Allein die das meinten, hatten sich doch gewaltig geirrt und die Kreuzfahrer mit Federn geschmückt, die noch nicht einmal ihren Enkeln gewachsen waren. Wie verhält es sich denn mit dem Alter unsers Liedes in Wirklichkeit?

So viel ist sicher: auch dies Lied, das scheinbar nur die unvergleichliche Schönheit des Heilandes preist, ist aus katholischem Geiste geboren und beweist, wie weit wir mit jenen von Herzen zusammengehen. In einem Münsterschen Gesangbuch von 1677 liegt es zum ersten Male gedruckt vor, daß es aber nicht damals erst entstanden ist, ergibt sich aus einer dortigen Handschrift von 1662 und den Jahren danach, die es bereits enthält.[5]) Es wird also wohl nicht sehr lange nach dem Ende des 30jährigen Krieges, der so viele Erdenschönheit hatte verderben lassen, gedichtet sein. Ob auch die Melodie bis in dieselbe Zeit zurückreicht, läßt sich leider nicht mit Sicherheit sagen. Aufgeschrieben wurde sie erst im vorigen Jahrhundert. Die katholischen Christen aber singen zwei Heiligenlieder, in deren Tonweisen ihre Motive sehr vernehmlich widerklingen. Das eine lautet:

Heiligste Namen
Ruf ich zusammen:
Jesus, Maria, Josef!

Im Tod und Leben
Bleib auch ergeben,
Jesus, Maria, Josef!

Und das andere:

Salve Antoni,
Der du Gottes Sohne
Machst auf deiner Hand ein Thron,

Ich dich verehre,
Dein Lob vermehre,
Weil du bist mein Wunsch und Kron.

Endlich aber beweisen auch die Schlußworte unsers Liedes selbst, wie sie ursprünglich lauten, ihre katholische Herkunft. Es umfaßt

nämlich eigentlich 6 Verse, die, wie das bei echten Volksliedern häufig der Fall ist, in den verschiedenen Niederschriften nach Reihenfolge und Wortlaut oft voneinander abweichen. Darum will ich hier das ganze Lied aus jenen ältesten Handschriften noch einmal wiedergeben:

Seufzer an Jesum.

1. Schönster Herr Jesu,
Herrscher aller Herren,
Gottes und Mariä Sohn,
Dich will ich lieben,
Dich will ich ehren,
Meiner Seele Freud und Kron.

2. Alle die Schönheit
Himmels und der Erden,
Ist gefaßt in dir allein;
Keiner soll immer
Lieber mir werden
Als du Jesus liebster mein.

3. Schön ist der Mone,
Schöner die Sonne,
Schön sind auch die Sternen all;
Jesus ist feiner,
Jesus ist reiner,
Als die Engel allzumal.

4. Schön ist das Silber,
Schöner die Perlen,
Schöner doch des Goldes Glanz;
Dies heut nur scheinet,
Morgen verschwindet;
Jesus glänzt in Ewigkeit.

5. Schön sind die Blumen,
Schöner sind die Menschen
In der frischen Jugendzeit;
Sie müssen sterben,
Müssen verderben,
Jesus bleibt in Ewigkeit.

6. Liebster Herr Jesu,
Hie bis gegenwärtig,
In dem heiligen Sakrament;
Jesu, dich bitt ich,
Sei uns genädig,
Jetzt und auch am letzten End!

Mit diesem sechsten Vers ist ausdrücklich auf das Meßopfer gedeutet, da nach ihrer Lehre der heilige Leichnam immer zugegen ist, auch wenn niemand ihn zu genießen kommt, sobald nur der Priester die Wandlung vollzogen hat. Diesen Vers können wir Evangelischen natürlich wieder nicht mitsingen, darum wird bei uns gewöhnlich der an den Schluß gesetzt, der eigentlich der zweite ist und anhebt „Alle die Schönheit Himmels und der Erden". Recht bekannt geworden und in Aufnahme gekommen ist unser Lied in evangelischen Kreisen und Singebüchern aber erst, seitdem Hoffmann von Fallersleben die jetzt allgemein verbreitete Melodie 1842 in seinen „Schlesischen Volksliedern" als „Geistliche Volksweise aus der Grafschaft Glatz" veröffentlicht hat. Die 5 Verse seines Textes hat er von ebendaher.

Es gilt auch von frommen alten Liedern, was der 92. Psalm von frommen alten Menschen singt: „Wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein. Ihr Alter ist wie ihre Jugend."

Zweites Buch.

Vorläufer und Wegbereiter des geistlichen Volksliedes in der evangelischen Kirche.

(1517—1770.)

---

1. „In dir ist Freude In allem Leide."

(Johann Lindemann.)

Wer da wissen will, wie hoch der kirchliche Gesang und seine Pflege von unsern Vätern eingeschätzt wurde, der braucht nur nach der Stellung sich umzusehen, die man den Kantoren zu jener Zeit einräumte. Nicht nur Dr. Luther hat sich seinen Johann Walther von Torgau nach Wittenberg gerufen, um mit ihm die musikalische Ordnung des evangelischen Gottesdienstes zu beraten und festzustellen, und nicht nur Paul Gerhardt hat seine Lieder unbedenklich seinen Kantoren Johann Crüger und Johann Georg Ebeling zur Veröffentlichung überlassen, sondern auch in der Zwischenzeit war Michael Prätorius, den wir schon kennen, keineswegs der einzige, dessen Namen und Wirken bis heute noch fortlebt. Auch der, von dem wir im folgenden reden müssen, weil das älteste Lied, das die Reihe der geistlichen Volkslieder in der evangelischen Kirche eröffnet, auf ihn zurückgeht, gehört in diesen Kreis.

Im Jahre 1598 trat ein Buch an das Licht, das den halb lateinischen, halb deutschen Titel trägt: „Amorum filii dei decades duae das ist: Zwantzig liebliche und gantz anmutige lateinische und deutsche Neue Iharß oder Weyhenachten Gesenglein . . durch Johannem Lindemann, der Kirchen und Schulen zu Gotha Cantorem und Musicum". Mitten in diesem Buch steht als Nummer 7 zum ersten Mal das Lied „In dir ist Freude In allem Leide, O du süßer Jesu Christ". Es ist eigentlich weder ein Weihnachts- noch ein

Neujahrslied, sondern paßt in gleicher Weise auf alle Feste und Zeiten des Jahres, weil es mit lieblichen Worten den wahren Heiland Jesum Christum preist, auf den der Glaube in Freud und Leid allein sein Vertrauen setzt. Auch das ist nicht mit Sicherheit zu sagen, ob Lindemann wirklich der Dichter oder nur der Herausgeber ist. Er war ein Gothaer Bürgerssohn, um 1550 daselbst geboren, hatte auf der Universität den Magistergrad erworben und darauf den Dienst als Kantor übernommen. Etwa von 1580 an stand er ein halbes Jahrhundert lang in seiner Vaterstadt in diesem Amt. Erst nach 1634 verstarb er.

Was nun aber dies Lied für uns besonders merkwürdig macht und ihm seinen Platz unter den geistlichen Volksliedern anweist, das ist die Melodie, mit der es seit dem Jahre 1663 verbunden ist. Sie ist weder von Lindemann geschaffen noch überhaupt auf deutschem Boden gewachsen, wie sich bald merken läßt, wenn man einen unsrer Choräle mit ihr vergleicht. Jenseits der Alpen hat ihre Wiege gestanden. Seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts drangen die Schöpfungen der italienischen Tonkünstler immer mächtiger nach Deutschland herüber. Deutsche Musiker zogen in großer Zahl nach Welschland hinab, um dort ihre Schule zu machen, und brachten, wenn sie wieder heimkehrten, mit, was ihnen drüben in die Ohren geklungen war. So geschah es, daß die Balleti oder Tanzweisen, die der Kapellmeister des Herzogs von Mantua, Giovanni Giacomo Gastoldi (1556—1622), 1591 in Venedig veröffentlicht hatte, gleichfalls nach Deutschland eingeführt und 1600 in Nürnberg neu herausgegeben wurden. Darunter befindet sich auch das weltliche Liebeslied „L'innamorato" mit dem Anfang „A lieta vita Amor ci invitta". Seine Melodie ist von lieblichem, einschmeichelndem Klang und gewann sich auch bei uns bald Freunde. Schon 1609 wurde ihr ein deutscher Text untergelegt, jedoch nicht ein weltlicher, sondern ein geistlicher: „O Gott, mein Herre, Mein Glauben mehre Durch dein reine gute Lehr". Ein reichliches halbes Jahrhundert später aber fand sie in Lindemanns Versen den besten und beständigsten Lebensgefährten, mit dem sie erst ganz bei uns heimisch geworden ist. Ihre beiden Hälften werden zu dem Zweck jedesmal wiederholt, da diese Verse 16zeilig, die italienischen aber nur 8zeilig sind. Die Worte mit ihrem schnellen, lebhaften Rhythmus und die Melodie mit ihrer Süße und Markigkeit, die Nelle ihr nachrühmt, geben einen guten, harmonischen Klang, als wären sie füreinander geboren.[6])

Und doch hat's der Mantuaner Musikus, als er seine muntere Tanzweise niederschrieb, sich nicht träumen lassen, daß er mit ihr noch nach Jahrhunderten die Herzen der Ketzer hinter den Alpen erbauen würde. Paulus hat recht, wenn er die Korinther versichert: „Es ist alles euer, es sei Kephas oder die Welt", es sei, so dürfen wir fortfahren, ausländisch oder heimisch, wenn wir nur den Schluß nicht vergessen: „Ihr aber seid Christi".

2. „Ein getreues Herze wissen."

(Paul Fleming.)

Das hätte der freundliche Leser und die noch freundlichere Leserin wahrscheinlich nicht gedacht, daß in unserm Gesangbuch auch ein Lied von der bräutlichen Liebe und Treue zu finden ist und sogar ein Lied, in dem der liebende Bräutigam für alle Zeit den Namen und die Treue seiner „Elsgen" verewigt hat, die ihm dennoch untreu geworden ist. Schade, daß das schöne Lied nicht eine ebenso schöne Geschichte zu erzählen weiß! Die Wahrheit hat nun einmal ihre Schönheit für sich.

Weit im Nordosten, jenseits der deutschen Grenzen, liegt malerisch am Südwestgestade einer Bucht des Finnischen Meerbusens aufgebaut, die alte Hansestadt Reval, die Hauptstadt von Estland. Die Ostseeprovinzen gehörten, bevor sie 1710 von den Russen erobert wurden, $1^1/_2$ Jahrhunderte lang zum schwedischen Reich. In den Städten aber und auf dem Lande hatten zahlreiche Deutsche sich angesiedelt, und die Einwanderung aus den deutschen Seestädten, aus Hamburg, Lübeck und Rostock insonderheit, hörte niemals ganz auf. Denn Blut drängt zum Blute, und die Deutschen im Reiche und draußen sind von demselben Stamm. Wie nahe wir einander angehen, haben wir erst unlängst im Weltkrieg aufs neue gelernt und wollen's nicht wieder vergessen.

Nun begab es sich am 10. Januar 1635, daß dort zu Reval ein deutscher Reisezug eintraf, zu dem auch der bekannte Dichter Paul Fleming gehörte. Sie kamen aus dem Innern Rußlands und waren Glieder einer Gesandtschaft, die der Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp an seinen Schwager, den Zaren Michael Feodorowitsch in Moskau, abgeschickt hatte, um seine Zustimmung zu einer durch Rußland gehenden Handelsverbindung mit Persien einzuholen. Fleming, der in Leipzig Medizin studiert hatte, war auf seine Bitte zu ihrer Begleitung angenommen worden. Das Kriegselend seines

Vaterlandes hatte ihn in die Fremde getrieben. Mit dem Reiselied „In allen meinen Taten" hatte er sich aufs beste zu seiner Wanderfahrt gerüstet. Als sie nun mit der Erlaubnis des Zaren in der Hand zu Reval eintrafen, mußten die Führer der Gesandtschaft erst nach Gottorp zurück, um sich dort neue Befehle von ihrem Herrn zu holen, Fleming aber mit einem großen Teil des Gefolges verblieb 10 Monate in Reval, um ihre Rückkehr abzuwarten, und danach noch bis zu der am 2. März beginnenden persischen Fahrt. Die Zeit wurde ihnen nicht lang, denn viele deutsche Familien in der Stadt wie auf den umliegenden Gütern zogen sie in ihren Verkehr, und der damals 25jährige Dichter, dem die Verse sehr schnell und leicht aus der Feder flossen, fand reichlich Gelegenheit, zu Geburtstagen und andern Anlässen seinen alten und neuen Freunden mit Liedern aufzuwarten. Und noch bessere Nahrung fand seine Kunst.

Unter den Familien, in denen er mit seinen Freunden verkehrte, stand die des Handelsherrn und Bürgerschaftsältesten Heinrich Niehusen obenan. Derselbe war erst vor zwei Jahren mit den Seinen von Hamburg nach Reval übergesiedelt. Außer mehreren Söhnen wuchsen ihm drei Töchter, Elisabeth, Elsabe und Anna, heran, von denen die letzte damals erst 15 Jahre zählte. Die mittlere dieses Kleeblatts aber war es, die des Dichters Herz zu hellen Flammen entzündete und mit der er in jener Wartezeit das Ja der Treue austauschte. Nur zur öffentlichen Verlobung kam es noch nicht. Die persische Reise führte den heimlichen Bräutigam auf ganze drei Jahre in die weite Ferne bis nach Ispahan davon. Mit sehnsüchtigen Klage- und Liebesgedichten suchte er sich Trost zuzusprechen. Sie sind alle wie so viele andre vergessen und verweht, nur eins von ihnen lebt bis heute noch immer fort. Wenn der Leser das herzinnige Lied „Ein getreues Herze wissen" wieder einmal aufmerksam durchliest und dazu die 6 Anfangsbuchstaben seiner 6 Verse aneinanderfügt, dann weiß er genau, wie der Dichter damals gesinnt war und dachte. Sie hatte „ihr Ja darein" gegeben, und das trug er wie ein sicheres Pfand in seiner Brust. Wenn nur ihr Sinn und Gedanke von der gleichen Treue gewesen wäre! Schon 8 Monate nach der Abreise mußte er inne werden, daß ihre Liebe zu ihm am Erkalten sei. Gegen Ende des Jahres verlobte sie sich mit Magister Salomon Matthiae, der damals Professor der orientalischen Sprachen und bald auch des Griechischen an der Dorpater Universität wurde, und schloß im Juni des folgenden Jahres mit ihm den Ehebund. Ihr erster

Verlobter hat sie nicht wiedergesehen; als er aber auf der Rückreise war, verfaßte er ein nachträgliches Hochzeitsgedicht an die Vermählten, in dem von seinem früheren Liebesleid sich keine Spur mehr vernehmen läßt. Das Gedicht war ein Opfer, das er der Sitte bringen mußte, die damals solche Versgeschenke gebieterisch verlangte. Auch die ältere Schwester Elisabeth hatte inzwischen den Magister Nikolaus von Höveln, der Prediger an St. Olai Kirche geworden war, geheiratet.

Und Flemings weiterer Lebensweg? Er schien zuerst ihn für die getäuschte Hoffnung trösten und entschädigen zu wollen. Am 8. August 1639 verlobte er sich mit Anna Niehusen. Das Physikat von Reval wurde ihm zugesagt. Er aber fuhr nach Hamburg zurück, um dort in der Geburtsstadt seiner Braut seine Niederlassung vorzubereiten. In Leyden bestand er mit Ehren sein medizinisches Doktorexamen. Dann aber erkrankte er in Hamburg schwer und schloß schon am Gründonnerstag, den 2. April 1640, für immer die Augen, nachdem er noch zwei Tage vorher auf sich selbst ein Gedicht gemacht hatte, darin er sich dankbar „des Glückes lieber Sohn" nennt und willig dem Leben den Abschied gibt:

Verzeiht mir, bin ich's wert, Gott, Vater, Liebste, Freunde,
Ich sag' euch gute Nacht und trete willig ab.

Auf seines Schwiegervaters Niehusen Betreiben kam 1642 zu Lübeck die erste Ausgabe seiner Gedichte ans Licht. Welche beiden davon heute noch in allen deutschen Landen bekannt sind, haben wir gesehen. Wenn aber der Leser sich wundert, wie doch dies Liebeslied von der Treue, das kein Wörtlein von Gott dem Herren und von unserm Glauben sagt, ins Gesangbuch geraten sei, so möge er bedenken, daß auch in der Bibel ein Buch zu finden ist, das mit keiner Silbe von Gott spricht und doch nicht nur gut und nützlich, sondern auch erbaulich zu lesen ist, wer nur mit den rechten Gedanken herantritt. Wer das Lied mit dem trostvollen Kehrreim:

Mir ist wohl im höchsten Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze —

nachdenklich betrachtet und sich dazu an seine Geschichte erinnert, kann nicht wenig daraus lernen.

3. „Der Mensch hat nichts so eigen."

(Simon Dach.)

Ob die Sangeskunst mehr der Freundschaft oder die Freundschaft mehr der Sangeskunst zu danken hat, ist unmöglich zu sagen. Daß aber beide seit den ältesten Zeiten als gute Kameradinnen Hand in Hand gehen und eine der andern auf alle Weise voranhilft, ist unbestreitbar. Selbst Kriegsläufte und Sterbensnot schließen ihren Bund nur noch fester.

Wenn das Unwetter durch die Berge fährt und der Himmel seine Schleusen auftut, sucht sich der Wanderer einen windstillen Winkel unter einer vorspringenden Felswand, bis Sturm und Regen vorüber sind. Auch damals, als das Kriegswetter dreißig Jahre lang die deutschen Lande verheerte, blieben doch noch ein paar Ecken abseits und unberührt, wo man wie im Frieden sitzen und dem Tosen der Brandung von fernher zuhören konnte. Das altpreußische Ordensland war einer dieser windstillen Winkel. Dort zu Königsberg, wo schon kurz vor Luthers Tode die zweite von allen evangelischen Universitäten durch Herzog Albrecht eröffnet war, hatten sich seit den dreißiger Jahren unter den akademisch Gebildeten verschiedene engere Kreise zusammengefunden, in denen die Geselligkeit und Freundschaft zugleich mit der Dicht- und der Tonkunst gepflegt und jede durch die andre geschürt und am Brennen erhalten wurde. Zwei von den Männern, die darin die geistige Führung dort hatten, sind noch heute mit Ehren zu nennen.

Im Jahre 1626 waren sie beide nach Königsberg gekommen, der 21jährige Memeler Simon Dach, der zuletzt in Wittenberg und in Magdeburg seine Studien getrieben hatte, und der 22jährige Lobensteiner Heinrich Albert, der wie so viele die herzlose Rechtswissenschaft mit der herzenswarmen Tonkunst vertauscht und zuletzt bei seinem berühmten Oheim, Heinrich Schütz in Dresden, Musik studiert hatte. Er wurde 1631 an seinem neuen Wohnort Domorganist, während Dach zwei Jahre später eine Anstellung an der Domschule und 1639 an der Universität als Professor der Poesie erhielt. Die gemeinsame Liebe zur Kunst hatte sie bald zusammengeführt und ihren Freundschaftsbund seitdem von Jahr zu Jahr nur inniger und fester gemacht. Dach war als Dichter unerschöpflich, hatte einen leichten, anmutigen Vers und konnte zuletzt kaum noch alle Gelegenheitsgedichte beschaffen, die nach der Sitte der Zeit zu Trauerfällen und Hochzeiten bei ihm in Auftrag gegeben wurden.

Eines, das er seinem Freunde, dem Pfarrer Portatius zu seiner Hochzeitsfeier mit Anna Neander, dem Pfarrerstöchterlein aus Tharau, 1637 gesungen hatte, lebt als „Ännchen von Tharau" noch heute in unsern Liederbüchern unverklungen fort. Ihm wurde unter den Händen alles zum Reim, auch seine Freundschaft mit Albert bekam davon ihr reichliches Teil. Einmal singt er ihm zu:

Ach wie wohl ist meinem Sinn,
Wenn ich, Damon, bei dir bin!

Und nach seinem Tode klagt er gar:

Wer wird mich ferner also zieren,
Wer bringt mich ferner in die Welt?
Mein Ruhm wird endlich sich verlieren,
Weil niemand mehr ihn unterhält.

Warum er diese Befürchtung hegt, daß es nun mit seinem Nachruhm vorbei sei? Aus keinem andern Grunde, als weil Albert den Versen des Freundes erst die Flügel des Gesanges anlegte und sie erst dadurch in lebensfähige Lieder verwandelte. Zwar war auch der Domkantor gleichfalls ein Dichter, von dem das Morgenlied „Gott des Himmels und der Erden" in keinem Gesangbuche fehlen kann. Allein weit höher muß seine Bedeutung als Tonsetzer eingeschätzt werden. Er bewahrte und sammelte, wie er selbst sagt, „die schönen Texte" Dachs besser als ihr eigner Poet und versah sie mit neuerfundenen Weisen. Seit 1638 ließ er in 8 Notenheften, zuerst in Stimmbüchern, danach in Partitur, „Arien. Etliche theils Geistliche, theils Weltliche, zur Andacht, guten Sitten, keuscher Liebe und Ehren-Lust dienender Lieder, Zum Singen und Spielen gesetzt", erscheinen, darin auch von Dachs Gedichten viele in musikalischer Bekleidung zu finden sind, vor allen das liebliche Freundschaftslied „Der Mensch hat nichts so eigen". Es steht im 2., 1640 ausgegebenen Teil als Nr. 10A (S. 53) und trägt die besondere Überschrift: „Perstet Amicitiae semper venerabile Foedus" d. i. „Immerdar währt der Freundschaft ehrwürdiges Bündnis". Von da ist es in unsre Liederhefte und von diesen in unsre Gesangbuchanhänge übergegangen. Wer es mit Aufmerksamkeit durchliest und sonderlich auf den letzten Vers acht hat:

Ich hab', ich habe Herzen,
So treue, wie gebührt,
Die Heuchelei und Schmerzen
Nie wissentlich berührt:
Ich bin auch ihnen wieder
Von Grund der Seele hold;
Ich lieb euch mehr, ihr Brüder,
Als alles Erdengold —

der weiß ebensowohl, wie sie es damals in Königsberg gemeint haben, als auch, was in aller echten Freundschaft bis auf diesen Tag das Hauptstück ist.

Heinrich Albert hat mit seinen „Arien" dem neuen Liedgesang die Tore geöffnet und seinen Nachfolgern erst das Ziel gezeigt, zu dem jedes echte Lied durch Verbindung von Wort und Weise sich entwickeln muß, wenn es seine Bestimmung wirklich erfüllen soll. Daher nimmt er in der Geschichte unsrer Musik einen hervorragenden Platz ein. Im einfachen Liede hat er sein Bestes geleistet. 1651 verstarb er schon und 8 Jahre später Simon Dach, der immer von schwächlichem Leibe gewesen war.

Außer Albert haben auch manche andre das Dachsche Freundschaftslied in Töne gesetzt, am gelungensten und den Textgedanken entsprechendsten im vorigen Jahrhundert der Schwabe Joseph Gersbach (1787—1830), der neben und nach Nägeli Pestalozzis Erziehungslehren ins Musikalische wandte. Er war vom katholischen zum evangelischen Bekenntnis übergetreten und lebt noch jetzt in mehreren geistlichen Weisen unter uns fort.

Derselbe Zusammenklang der Seelen, der zwischen wahren Freunden zu finden ist, muß auch die Worte des Dichters und die Töne seines Komponisten verbinden, wenn sie zum rechten Liede sich zusammenfügen sollen. Man kann es bald merken.

4. „Geh aus, mein Herz, und suche Freud" und „Voller Wunder, voller Kunst."

(Paul Gerhardt.)

Deutschland war zusammengebrochen. Aus tausend Wunden blutend, zertreten, zerschlagen, lag es am Boden. Im Bürgerkrieg hatte es sich selber zerfleischt. Raubgierige Nachbarn rissen ihm die Glieder vom Leib, besetzten seine Strommündungen, benutzten seine Ohnmacht, es auszuplündern. Wie sollte es sich jemals wieder erheben können?

Da schritt eines Tages um den Sommeranfang in einer norddeutschen Kleinstadt ein Mann aus dem Tor über das Flüßchen hinaus in das Feld. Er war im Jahre vorher der Seelenhirt der dortigen Gemeinde geworden. Auch sie war durch Kriegsnot und Pest verwüstet, verwildert, vergrämt. Viele Wirtschaften standen von ihren verstorbenen oder geflüchteten Besitzern verlassen, andre

lagen in Asche und Schutt. Die Einwohnerzahl war von etwa tausend auf wenige hundert gesunken. Nur langsam fanden sich die Flüchtlinge wieder zum heimischen Herd. Wie konnte er helfen, ihren Jammer zu lindern, ihre Wunden zu verbinden? Er schaute umher. Weithin lag die Niederung vom Sonnengold überflutet. Hier und da hatte fleißige Menschenhand schon wieder ein Neues zu pflanzen begonnen. Und vor allem, was keine Menschenhand vermochte, überall drängte die uralte Schöpfungskraft zum Leben und Licht empor. Blumen erschlossen ihre farbenfrohen Kelche, eine Henne mit ihren Küchlein lief über den Weg, die Lerche stieg singend hoch in die Luft, und auf dem Anger zur Seite des Baches fanden die Schafe ihr Futter. Die Bienen flogen emsig zur Tracht, auf dem Acker sproßte das Korn und verhieß eine reichliche Frucht. Da ging dem Wanderer inmitten solcher überquellenden Lebensfülle das Herz auf, und weil er ein Dichter war, quoll ihm ein Lied aus dem Busen, darin er nicht nur in das Lob der Kreaturen einstimmte, sondern über die Lerche hinaus bis in die himmlische Welt flog, wo alles einst noch viel herrlicher sprossen und klingen wird. Dann aber kehrte sein Lied mit der Lerche, die in die Furche hinabtaucht, zur Erde zurück und wurde zum Gebet: Laß auch mich, du Lebensfürst und Herr der Welt, dir ein fruchtbarer Baum, eine schöngeschmückte Blume sein, damit ich von deiner Ehre und Herrlichkeit zeugen und Glaubensfrüchte für die mir anvertraute Herde bringen kann.

Als der Dichter von diesem Gange nach Haus kam, schrieb er sein Lied aufs Papier und schickte es dann mit 62 andern, die er noch in seiner Schublade hatte, an den ihm befreundeten Gesangbuch-herausgeber zum Druck.

Der Dichter hieß Paul Gerhardt, das Städtchen, in dem er kurz vor dem Christfest 1651 als 44jähriger Kandidat die Propststelle übernommen hatte, war Mittenwalde, 3 Stunden südwestlich von Berlin gelegen, und das Lied, in dem er die Sommerlust und den, der sie mit so vollen Händen über die Erde ausstreut, besingt, hebt mit der Aufforderung an: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud' In dieser lieben Sommerzeit An deines Gottes Gaben". In der 5. Ausgabe der „Praxis Pietatis Melica das ist Übung der Gottseligkeit in christlichen und trostreichen Gesängen . . zu Beförderung des sowohl Kirchen- als Privatgottesdienstes", die der Berliner Kantor an St. Nicolai, Johann Crüger, 1653 erscheinen ließ, trat es zuerst an das Licht. Wir werden also annehmen dürfen,

daß es wohl im voraufgehenden Sommer unter den Eindrücken der dortigen Landschaft entstanden sein wird. Aber auch in Berlin, wo er die vorhergehenden Jahre gelebt hatte, war das Bild seiner Umgebung kein andres gewesen, denn diese Stadt trug damals gleichfalls noch ein durchweg ländliches Gepräge.

„Daß es schon im 17. Jahrhundert gab, was wir im 19. u. 20. Jahrhundert geistliche Volkslieder nennen, zeigt dieses Lied." Mit diesen Worten beginnt Nelle seine Besprechung desselben. Gerhardt hat alle seine Lieder nicht für den Gemeindegesang gedichtet, der damals nach Vorschrift der Kirchenordnung immer nur auf „Dr. Luthers Gesänge und die er ihm hat gefallen lassen", beschränkt bleiben mußte, sondern nur für den Chor und die häusliche Erbauung, die in jenen Tagen viel allgemeiner gepflegt ward als jemals seither. Er würde es für arge Vermessenheit gehalten haben, mit seinen Worten an die Stelle der reformatorischen Väter treten zu wollen. Gerade deshalb aber konnte seine Dichtung so frei und ungehindert einherschreiten, mit offenem Auge nach allen Seiten in die schöne Gotteswelt schauen und auch nach den Blumen am Wege sich bücken. Eine der lieblichsten hat er in diesem Liede gepflückt. Wenn der Leser es daraufhin in seinem Gesangbuch noch einmal durchliest, wird er bald wissen, was an ihm so lieblich und bemerkenswert ist.

Zum ersten nämlich dies, daß unser Dichter zwar die Dinge der Schöpfung überall in Gottes Weltregierung einordnet und sie mit den Augen des gläubigen Christen betrachtet, ihnen dabei aber völlig ihr eigenes Dasein und Recht läßt und an ihrer Schönheit und Lieblichkeit sich unbefangen erfreut. Das ist auch der Hauptgrund, weshalb wir dies Lied heute unter die „Geistlichen Volkslieder" einreihen müssen, trotzdem es in nicht wenigen Gesangbüchern seinen Platz unter den Kirchenliedern erhalten hat; wir können nicht 5, 6 Verse hindurch dem lieben Gott nur von Küchlein und Nachtigall, Schafen und Bienen vorsingen. Wegen dieser seiner Volksliedart ist es auch das einzige Gerhardts gewesen, das im Wunderhorn Aufnahme gefunden hat. Er nimmt in der dichterischen Benutzung der Schöpfungswelt und in der Entwickelung des Naturgefühls eine ganz besondere Stelle ein, weil er mit einfacher Naturtreue und Wahrheit wiedergibt, was sein Auge sieht und sein Herz darüber empfindet. Die andern Dichter jener Zeit kamen dagegen meist von ihren lateinischen Büchern her und besangen die Natur nach den Vorlagen, die sie dort gefunden

hatten. Wenn wir später von Matthias Claudius zu reden haben, werden wir sehen, wie der Weg in diesem Stück über Gerhardt weitergegangen ist.

Zum andern gibt unser Lied uns ein handgreifliches Beispiel, mit welchen Mitteln der Dichter seine Gemeinde und sein Volk aus der Elendstiefe und Verzagtheit aufzurichten sich mühte. Er war kein Sorgensucher, wie manche es sind, die, wenn Gott ihnen eine Last auf die Schultern legt, flugs noch ein paar Steine vom Weg nehmen und daneben packen, sondern er war ein Freudensucher, der mit den Bienen aus allen Blumen den Honig zusammentrug und auch über Jammer und Leid, ja selbst über Sünde und Bosheit der Menschen das Sonnengold der Gottesgnade leuchten ließ. Welt und Leben liegen allewege vor ihm im Sonnenglanz und machen ihn freudig und froh, durch sie hin der ewigen Herrlichkeit entgegenzuwandern. Durch alle seine Lieder, sonderlich aber durch die in jenen ersten Amtsjahren veröffentlichten, zieht sich der Ton fröhlichen und unerschütterlichen Gottvertrauens hindurch. Auch „Befiehl du deine Wege", „Ist Gott für mich, so trete" und „Warum sollt ich mich denn grämen" traten zugleich mit dem Sommergesang auf den Plan. Ob er mit ihnen und ihrem fröhlichen, unerschütterlichen Gottvertrauen nicht noch heutigen Tages seine Seelsorge an uns weitertreibt, wie er sie vor zweiundeinhalb Jahrhunderten begonnen hat? Nicht alles können die Feinde uns nehmen, den Himmel und seinen Sonnenschein müssen sie uns lassen. Man muß nur die Augen dafür offen haben.

Und noch etwas müssen sie uns lassen.

* * *

Mehr als ein Dutzend Jahre waren seit jenen Mittenwalder Erstlingstagen verflossen. Gerhardt war Diakonus an St. Nicolai in Berlin geworden, aber nach schweren Kämpfen verzichtete er um des Gewissens willen auf dieses Amt. Damals gerade, 1666—1667, ließ der Nachfolger Crügers, Johann Georg Ebeling, in zehn Heften „Pauli Gerhardi geistliche Andachten" mit seinen Singweisen ausgehen, deren jedes zwölf Lieder bietet. Es war der ganze Reichtum des Dichters, der darin ans Licht trat, 120 Lieder zusammen. Die meisten von ihnen waren im Volke schon bekannt und beliebt. 30 aber kamen erst hier als neue hinzu, darunter 1666 auch das, welches überschrieben ist: „Der wundervolle Ehestand" und anhebt: „Voller

Wunder, voller Kunst". Es läßt uns gleichfalls einen zwiefachen Blick in die Werkstatt unsers Dichters hineintun.

Eine weit verbreitete Sitte, die vom Ausgang des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts in Übung blieb, verlangte, wie wir schon wissen, daß bei Hochzeiten oder Todesfällen die guten Freunde und Bekannten nicht nur mit mündlichen Glückwünschen und Beileidsbesuchen sich einstellten, sondern auch mit richtigen Versen bewiesen, daß sie nach Römer 12, 15 sich hielten. Diese „Gelegenheitsgedichte" wurden dann meistens in einem Heft zusammengedruckt und als bleibendes Andenken der feiernden oder trauernden Familie ins Haus geschickt. Das war gewiß eine sehr gefährliche Sitte, die manchen auf das Eis des Versemachens verführte, der nur mit einem Beinbruch wieder herunter kam. Noch bedenklicher aber war es, daß viele bei solchen Gelegenheiten mit Redensarten um sich warfen, die der Aufrichtigkeit und Wahrheit arg ins Angesicht schlugen. Denn alle Mode hat wohl einen Leib, aber die Seele hat sich aus ihm davongemacht. Nur für eins müssen wir der alten Sitte heute noch dankbar sein: nicht wenige der schönsten Lieder in unserm Gesangbuch verdanken wir ihr, auch solche, an denen von diesem ihrem Ursprung heute nichts mehr zu merken ist. Ich will nur die beiden „Mach's mit mir, Gott, nach deiner Güt" und „Halleluja, Lob, Preis und Ehr" als Beispiele hier nennen, von denen das erste ursprünglich zu einem Begräbnis, das zweite zu einer Hochzeit gedichtet ward. Auch Paul Gerhardt hat sich keineswegs der allgemeinen Sitte entzogen. Mit den Liedern „Du bist zwar mein und bleibest mein" und „Leid ist mir's in meinem Herzen" hat er liebe Freunde über den Verlust ihrer Kinder getröstet. Dem Lied vom „Wundervollen Ehestand" aber merkt man noch jetzt etwas von dem frohgelaunten Ton an, der auf christlichen Hochzeiten zu finden sein soll.[7]) Wir wüßten nur auch gerne, welchem Paare der Dichter es zur Freude und Erbauung gesungen hat. Da uns aber davon leider nicht die leiseste Spur überliefert ist, müssen wir uns schon daran genügen lassen, daß alles, was darin vom wunderbaren Finden und Zusammenkommen der Brautleute und danach von ihrem gemeinsamen Hausstand so lieblich und gemütlich gesagt ist, von jedem christlichen Paare gilt, das sich auf seinem Lebensweg von Gottes Vaterhänden geführt weiß. Es ist ein Ehestandsspiegel, darin Männlein und Weiblein jederzeit schauen können, ob sie noch richtig gestaltet sind.

Das ist nämlich das zweite Bedeutsame und Wichtige, was wir aus diesem Liede entnehmen, daß sein Dichter den Wert und das Wesen der rechten christlichen Familie und Ehe aufs beste erkannt und mit trefflichen Worten gepriesen hat. Sie ist nun einmal der Grundstein, auf dem jedes Volk und das deutsche vor allen, sich aufbaut. Ist der Grundstein brüchig und morsch, so wird das ganze Haus sehr bald zur Seite sich neigen. Ist aber der Grundstein nur unverrückt und fest, so kann auch ein schadhaftes Bauwerk wieder zurecht gebracht werden. Darum soll ein Volk wohl zusehen, daß ihm die eheliche Liebe und Treue und das festgefügte Familienleben unverletzt erhalten bleibe, dann wird es auch aus schweren Erschütterungen wieder sich aufrichten. Niemand aber kann ihm diesen Grundstein verrücken, wenn es nicht selber den Feind an die Arbeit läßt.

Paul Gerhardt dichtete in einer Zeit, da unser geistliches Volkslied im Bewußtsein der kirchlichen Kreise sich erst leise und kaum merkbar von dem kirchlich gehaltenen geistlichen Liede abzuzweigen begann. Als Abraham Calov sich an der Herausgabe des Wittenberger Gesangbuchs von 1673 beteiligte, fügte er ihm als „andern Teil" „Geistliche Gassenlieder" bei, „die außer den Kirchengesängen von den Choralisten oder sonsten gesungen werden". Auch Paul Gerhardts „Nun ruhen alle Wälder" findet sich darunter. Man fühlte also etwas davon, daß hier eine andre geistige Temperatur als in den Liedern des 16. Jahrhunderts herrschend sei. Die beiden Töne aber, die Gerhardt in dem Sommer- und in dem Hochzeitslied anschlug, der Ton anbetender Naturfreude und der Ton ehelicher Liebe und häuslichen Glückes, bilden nur die Fortsetzung des einmal beschrittenen Weges, der schließlich zur Entstehung des geistlichen Volksliedes geführt hat. In ihrer Zeit hatten sie noch das meiste mit den Kirchenliedern gemein, die Länge von 15 und 17 Strophen und vor allem die Melodie, die sie durchweg von jenen entlehnten. Für den Sommergesang werden „Den Herren meine Seel erhebt", „Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn" und „Verzage nicht, du Häuflein klein", für das Hochzeitslied „Nicht so traurig, nicht so sehr" vorgeschrieben. Erst seitdem im vorigen Jahrhundert eine Frühlingsweise Augustin Harders (1774—1813) dem Sommergesang beigelegt wurde, können wir ihn als richtiges geistliches Volkslied begrüßen.

5. „Wo willst du hin, weil's Abend ist?"

(Johann Scheffler.)

Auch bei den Dichtern gibt es Wunderlichkeiten und Narrenmoden, an die man, wenn sie vorüber sind, nur mit Kopfschütteln zurückdenkt. Um dieselbe Zeit, in der Paul Gerhardt seine unvergänglichen und unvergleichlichen Lieder sang, hielten andre Dichter es für schön, nicht in natürlicher Unmittelbarkeit ihre Gedanken und Gefühle in Worte zu fassen, sondern sich erst in griechische Hirten und Hirtinnen zu verkleiden, um dann als Damon, Daphnis und Phyllis zu singen. Die Nürnberger taten es in diesen „Schäferspielen", die sie den Italienern abgeguckt hatten, allen andern zuvor. Als Gipfel dieser Modenarrheit und Wunderlichkeit will es uns aber bedünken, daß solcher Mummenschanz auch in die geistliche Dichtung sich einschlich und sogar der Herr Christus in ihre Schäfereien herabgezogen wurde. Friedrich v. Spee und Johann Scheffler waren die berühmtesten und dichterisch begabtesten unter denen, die ihre Kunst mit dieser Mode verunschönt haben. Mit dem letzteren müssen wir uns im folgenden ein wenig näher bekannt machen.

Als Dr. Scheffler (1624—1677), nachdem er seine Leibarztstelle bei dem Herzog zu Oels niedergelegt hatte, am 12. Juni 1653 in der Matthiaskirche zu Breslau seinen evangelischen Glauben abschwor und den römisch-katholischen bekannte, hatte er zwar schon zahlreiche Gedichte verfaßt, aber noch keine einzige Sammlung von ihnen veröffentlichen lassen. Wahrscheinlich hatte sein Kampf mit der protestantischen Geistlichkeit ihn auch daran gehindert. Die Jakob Böhmesche, zum Pantheismus neigende Mystik, der er sich seit seiner Studienzeit in Holland ergeben hatte, vertrug sich mit der lutherschen Glaubenslehre zu schlecht. Seine neue Kirche ließ ihn darin gewähren. So erschienen mit ihrer ausdrücklichen Erlaubnis zugleich im Jahre 1657 seine beiden wichtigsten Werke, die „Geistreichen Sinn- und Schlußreime", oder, wie sie nachher hießen, der „Cherubinische Wandersmann" und die „Heilige Seelenlust oder Geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche" Buch 1—3. Auch das 4. kam noch in dem gleichen Jahre heraus, während das 5. und letzte erst 1668 erschien. In jenen drei ersten Büchern wird das Schäferspiel zwischen dem Heiland und der Psyche, wie die gläubige, nach ihm sich sehnende Seele genannt wird, am sinnenfälligsten durchgeführt, auch schließen sie sich dem Gang des Lebens Jesu am deutlichsten an. Im 3. Buch sind wir bei der Auferstehung angelangt.

Dort findet sich nun unter Nr. 69 das folgende Gedicht, dessen Überschrift von der Psyche sagt: „Sie bittet, er wolle bei ihr bleiben, weil's Abend worden."

Wo willst du hin, weil's Abend ist,
Verliebter Pilgram Jesu Christ?
Ei bleib doch hier und rast in mir,
Ich laß dich nicht, du ewges Licht,
Ich schrei dir nach mit tausend Ach;
Ach bleib doch hier, mein Leben,
Ich will dir Herberg geben.

Die Sonne hat sich schon gesenkt,
Die Nacht ist da, die mich bedrängt,
Komm doch herein, mein Freudenschein,
Zünd an mein Herz wie eine Kerz,
Erleucht es ganz mit deinem Glanz,
Daß ich dich mög erkennen
Und durch und durch entbrennen.

Wenn du bei mir bleibst, werter Gast,
So werd ich ledig meiner Last,
Du brichst mir Brot in Hungersnot,
Du treibest weit die Eitelkeit,
Du zeigst mir an die rechte Bahn,
Du machst, daß meine Sinnen
Die Wahrheit finden können.

Ich lasse dich nicht, liebster Freund,
Bis daß die Sonne wieder scheint:
Hab nur Geduld und sei mir huld,
Du kannst nicht fort aus diesem Ort,
Mein Herze wacht, hat deiner acht,
Ich will dich fest umfassen
Und nicht entweichen lassen.

Das Lied beweist unzweifelhaft, daß sein Verfasser nicht nur Sprache und Vers gut zu handhaben, sondern auch seinen Gedanken dichterische Farbe und Anschaulichkeit zu geben weiß. Wenn nur die mimische Einkleidung nicht unser religiöses Empfinden verletzte und uns zum sittlichen Ärgernis würde! Hier will uns Albrecht Ritschls Kritik an so vielen frommen Dichtungen seit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts, die in den Spuren des Hohenliedes einhergingen, wirklich berechtigt erscheinen: So „auf gleichem Fuß" darf die gläubige Seele die Liebe Christi unmöglich erwidern. Die Zeitmode hatte denjenigen, die an dieser Art Dichtung sich unbedenklich erfreuen konnten, das heilige Zartgefühl abgestumpft.

Es muß auch damals schon nicht an solchen gefehlt haben, die das empfanden. Zwei Jahrzehnte später taucht ein Lied auf, das unverkennbar aus dem unsrigen erwachsen ist, aber alle seine Verstiegenheiten zur Natürlichkeit und Wahrheit geglättet hat. In dem „Geistlichen Harffen-Klang auff zehen Seyten", den der Pirnaer Diakonus Johann Quirsfeld (1642—1686), der vorher dort Kantor gewesen war, 1679 herausgab, steht es unter den Auferstehungsliedern S. 296 und lautet, nach der Melodie: „Christe, der du bist Tag und Licht" zu singen, also:

Wo willst du hin, weil's Abend ist,
O liebster Pilgram Jesu Christ?
Komm, laß mich so glückselig sein
Und kehr in meinem Herzen ein.

Laß dich erbitten, liebster Freund,
Dieweil es ist so gut gemeint;
Du weißt, daß du zu aller Frist
Ein herzenslieber Gast mir bist.

Es hat der Tag sich sehr geneigt,
Die Nacht sich schon von ferne zeigt,
Drum wollest du, o wahres Licht,
Mich Armen ja verlassen nicht.

Erleuchte mich, daß ich die Bahn
Zum Himmel sicher finden kann,
Damit die dunkle Sündennacht
Mich nicht verführt und irre macht.

Bevorab aus der letzten Not
Hilf mir durch einen sanften Tod.
Herr Jesu Christ, ich halt dich fest,
Ich weiß, daß du mich nicht verläßt.

Ob Quirsfeld das Lied selber gedichtet hat, ist sehr fraglich, im Gegenteil scheint es schon einige Jahre älter zu sein und von einem unbekannten Dichter zu stammen. Wenn nicht einige deutliche Anklänge verrieten, daß es auf Schefflers Dichtung zurückgeht, könnte man es für ein ganz selbständiges Lied halten, zumal es auch die 7zeilige Strophe in einen einfachen Vierzeiler verkürzt hat. Nun freuen wir uns aber doppelt, wenn wir beide Lieder nebeneinander halten, wie das christliche Empfinden für einfache Herzlichkeit und Wahrheit immer wieder den Sieg über alle Verrenkungen davonträgt. Die schöne Schweizer Volksweise, nach der wir es jetzt singen, erhöht diese Freude noch.

6. „Unter Lilien jener Freuden" und „Fort, fort, mein Herz, zum Himmel."

(Johann Ludwig Conrad Allendorf.)

Jede große Geistesbewegung erlebt, nachdem sie ihren Höhepunkt überschritten und ihre Kraft und Blüte entfaltet hat, eine Zeit des Niedergehens und Welkens, in der das, was berechtigt und förderlich in ihr gewesen war, zu Manier und Übertreibung entartet. Auch der Pietismus mit seinen gesunden Früchten im Garten der geistlichen Lyrik macht von diesem „Naturgesetz in der Geisteswelt" keine Ausnahme. Auf die Richter und Freylinghausen folgten die Allendorf und Lehr, die Cöthnischen Dichter. Dem ersten von diesen müssen wir auch hier einen Platz einräumen, da zwei seiner Lieder häufig den geistlichen Volksliedern zugerechnet werden.

Die kleinen und kleinsten Residenzen, die in der deutschen Geistesgeschichte und Bildung überhaupt keine unwichtige Rolle spielen, haben in der Zeit des Pietismus eine ganz besondere Bedeutung gehabt, wie neben Saalfeld, Wernigerode, Ebersdorf, Sorau u. a., auch Coethen beweist. Hier war 1724 der 31jährige, aus Josbach bei Marburg[3]) stammende Allendorf Hofprediger der lutherschen Gemahlin des reformierten Fürsten geworden, während

der viel jüngere Lehr 1731 als Hofmeister der Prinzessinnen an seine Seite trat. Schon zwei Jahre später erschien unter dem Titel „Einige gantz neue auserlesene Lieder", die erste Sammlung dieser zumeist von Allendorf selbst gedichteten Gesänge, die seitdem, wiederholt vermehrt, als „Cöthnische Lieder" ein großes Ansehn in weiten Kreisen des späteren Pietismus genossen und uns noch heute ein deutliches Spiegelbild seines damaligen Modegeschmacks nach Inhalt und Form geben. Als Nr. 26 findet sich in jener ersten Sammlung Allendorfs ungeändert und ungekürzt in alle unsre Gesangbücher übergegangenes Lied der Todesfreudigkeit „Unter Lilien jener Freuden", über dem der Leitspruch aus dem 84. Psalm steht: „Meine Seele verlanget und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn; mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott." Die Überfülle der kaleidoskopisch wechselnden, sich überstürzenden Bilder verrät die Nachwirkung der zweiten Schlesischen Schule. Gesungen wurde es ursprünglich nach der Melodie „Meine Armut macht mich schreien" oder „Wo ist meine Sonne blieben". Seit ihm aber Karl Voigtländer 1853 eine eigene seelenverwandte Weise gegeben hat, ist es wohl nur noch in dieser bekannt.

Anders verhält es sich mit dem zweiten Allendorfschen Liede, das jenes Büchlein unter Nr. 23 mit der Überschrift „Phil. 3: Unser Wandel ist im Himmel" und der Melodieangabe „Von Gnade will ich singen" bringt. Es trägt noch sinnenfälliger die Spuren des Zeitgeschmacks an sich. Daß wir es nicht unverändert in unsern Gebrauch nehmen können, wird sofort klar sein, wenn wir hier seinen ursprünglichen Wortlaut hersetzen:

1. Fort, fort, mein Herz, zum Himmel!
Fort, fort, dem Lämmlein zu!
In diesem Weltgetümmel
Ist für dich keine Ruh!
Dort, wo das Lämmlein weidet,
Ist deine Stadt bereitet;
Da, da ist deine Ruh;
Fort! fort! zum Lämmlein zu!

2. Fühlst du dich noch gebunden,
Entreiß dich nur beherzt,
Das Lamm hat überwunden,
Was deine Seele schmerzt;
Wie schwingt es seine Fahne
Dort auf dem Siegesplane;
Nun blühet deine Ruh!
Fort! fort! zum Lämmlein zu!

3. Wie wallt das Vaterherze
In heißer Liebesglut!
Der herbe Todesschmerze,
Das unschuldvolle Blut
Des Lämmleins hat gedämpfet
Den Zorn und dir erkämpfet
Das Vaterherz zur Ruh.
Fort! fort! zum Lämmlein zu!

4. Es eilet mit Erbarmen
Der Vater selbst zu dir,
Will ewig dich umarmen,
Setzt dich zur Pracht und Zier,
Schenkt dir die reine Seide,
Gerechtigkeit zum Kleide,
Dies bringet stolze Ruh!
Fort! fort! zum Lämmlein zu!

5. Die Fülle aller Gnaden
Ergießt sich dir zugut;
Hier kann dein Herz sich baden
Schneeweiß im Lämmleins Blut,
Auch sind allhier die Gaben,
Die Seele recht zu laben,
Licht, Leben, Freud und Ruh!
Fort! fort! zum Lämmlein zu!

6. Wie groß ist deine Würde,
O auserwählte Seel!
Der Herr selbst ist dein Hirte,
Dein Lamm Immanuel!
Dein Bräutigam, dein Leben,
Hat sich dir ganz ergeben
Zur ewgen süßen Ruh!
Fort! fort! zum Lämmlein zu!

7. Nimm ihm mit Taubenaugen
Das Herz und lege dich
An seine Brust, zu saugen
Den Gnadenstrom, der sich
Kristallenklar ergießet,
Der Seel und Leib durchsüßet;
Hier ist die süßte Ruh!
Fort! fort! zum Himmel zu!

8. O Lamm auf Zions Hügel,
Wie herrlich siehst du aus!
Ach hätt ich Adlers Flügel,
Ich eilte heut nach Haus,
Wo mit Triumph und Prangen
Die Deinen dich umfangen
In höchst vollkommner Ruh.
Fort! fort! zum Lämmlein zu!

9. O hätt ich dich im Schauen,
Mein holder Bräutigam!
Ständ ich auf jenen Auen
Schon bei dir, liebstes Lamm,
Mit denen, die du weidest
Und selbst zum Brunnen leitest,
Zum Quell der ewgen Ruh;
Fort! fort! zum Lämmlein zu!

10. Jedoch soll mein Verlangen
In deinem Willen ruhn,
Mein Herz soll an dir hangen
Und, was du sagest, tun;
Ich will hier wartend stehen,
Bis mich dein Mund heißt gehen:
Fort! fort! zu deiner Ruh.
Zu mir, dem Lämmlein, zu!

Hier ist die „Verzärtlung der Frömmigkeit", die damals in diesen Kreisen im Schwange ging, für uns doch zu arg über die Ufer getreten, um noch eine ungestörte Erbauung möglich zu machen. Und doch wäre es schade um die vielen schönen Gedanken des Liedes gewesen, wenn es ganz in Vergessenheit hätte geraten müssen. Darum ist auch ihm ein Retter erstanden, der es, ähnlich wie mit jenem vorhergehenden Schefflerschen geschehen ist, zu einem lieblichen geistlichen Volksliede von 5 Versen zurechtschnitt, das mit seiner bewegten Volksweise die vorwärts treibende Kraft des Evangeliums aufs beste zum Ausdruck bringt. Wer dieser Heilkünstler gewesen ist, läßt sich leider nicht sagen.

7. „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre."

(Christian Fürchtegott Gellert.)

Daß es keine Kirchenlieder im herkömmlichen Sinne waren, die er zu bieten hatte, fühlte der Dichter deutlich. Er müsse sie „geistliche Oden und Lieder" nennen, wenn er sie drucken lassen wolle, schrieb er im Sommer 1756 an einen Freund, „weil sie nicht alle Lieder

im engen Verstande sind". Unter diesem Titel traten sie tatsächlich zu Ostern des folgenden Jahres ans Licht. Viele von ihnen sind gleichwohl längst zu unentbehrlichen Stücken unsers Gesangbuches geworden. Eins nur wird nicht selten den geistlichen Volksliedern zugezählt. Es hat eine berühmte Tonweise gefunden, die ihm nicht im Gemeinde- sondern im Haus- und im Chorgesang seine Stelle anweist.

Als im August jenes 1756. Jahres das preußische Heer plötzlich in Sachsen einrückte und auch Leipzig besetzte, hatte der dortige Professor Gellert soeben sein 42. Lebensjahr angetreten. Er war zwar nur außerordentlicher Professor der Moral und lehnte auch später entschieden ab, als ihm eine ordentliche Lehrstelle angeboten wurde, da er mit seinen Kräften ihr nicht genügen zu können meinte, allein der Ruf seiner Schriften und seiner Persönlichkeit hatte seinen Namen schon zu einem der geachtetsten in Deutschland gemacht. Seine Fabeln mit ihrem gemütlich ausgesponnenen Plauderton und ihrer humorvollen Moral waren in aller Mund, in Briefwechsel mit ihm zu stehen, galt als bester Beweis des eigenen Wertes, und seine Vorlesungen zu hören wurde in akademischen Kreisen zur allgemeinen Bildung gerechnet. Darum zog im Jahre 1760 auch Friedrich der Große den vielgenannten Mann zu einem Gespräche heran, und fünf Jahre später saß auch der junge Goethe zu seinen Füßen im Hörsaal. Es war seine besondere Gabe, die verschiedensten Geister, hohe und geringe, anzuziehen und jedem, dem geistig arbeitenden wie dem Bauersmann hinter dem Pfluge, in gemeinverständlicher Rede etwas zu bieten. Herzliches Wohlwollen und aufrichtige Frömmigkeit verbanden sich in ihm mit einer vielseitigen, nicht gewöhnlichen Bildung und verbreiteten eine wohltuende Wärme um seine Person. War er nicht auch zum Dichter geistlicher Lieder geboren? Er selber fühlte in sich einen mächtigen Drang dazu und wurde während dieser frommen Beschäftigung immer gewisser, daß, „für die Religion" gedichtet zu haben, ihn am Ende seines Lebens mehr erfreuen würde, als alle seine übrigen Arbeiten. Diese tiefe Befriedigung an seinem Werke war nicht ohne Grund. Er schuf die „klassischen Gesänge der religiösen Aufklärung", die seiner Zeit gradeswegs aus dem Herzen geschrieben waren und ihr darum auch gradeswegs in das Herz drangen. Die Heilstatsachen der Offenbarung gaben seiner Frömmigkeit wohl den festliegenden Unterbau, aber mit der unmittelbaren Glaubensfreude an ihnen mischte sich schon überall

klügliche Überlegung, sowie lehrhafte Widerlegung des Unglaubens. Dazu kam als neuzeitlicher Einschlag der betrachtende Beweis für Gottes Wesen und Walten aus der Natur.

„Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre" ist davon ein lautredendes Beispiel. Deutlich lehnt sich das Lied an den 19. Psalm an. Während aber dieser von der mächtigen Predigt der sichtbaren Gotteswerke zu der noch mächtigeren des Wortes seiner Offenbarung emporsteigt, beschränkt unser Lied sich auf jene und fordert den Hörer auf, aus ihr die rechten Schlüsse zu ziehen, V. 3:

Vernimm's und siehe die Wunder der Werke,
Die die Natur dir aufgestellt!
Verkündigt Weisheit und Ordnung und Stärke
Dir nicht den Herrn, den Herrn der Welt?

Wer aber den bündigsten Beweis dafür haben will, daß Gellerts „Geistliche Oden und Lieder" ihrer Zeit aus dem Herzen geschrieben waren, der muß ihr musikalisches Leben sich ansehen. Im Juni 1756 schrieb der Dichter in einem Briefe, viele seiner Lieder müßten, wenn sie gesungen werden sollten, „ihre Harmonie erst von der Hand eines geschickten Komponisten erhalten". Er ahnte noch nichts davon, wie weit dieser bescheidene Wunsch übertroffen werden sollte. Keine einzige Liedersammlung des 18. Jahrhunderts ist als Ganzes häufiger in Töne gesetzt worden, als diese. Die Komponisten wetteiferten förmlich, ihre Kunst an ihr zu erproben. Der größte Ruhm darunter gebührt aber zweien, die an der Grenze des Jahrhunderts, als der 1769 verstorbene Dichter schon lange begraben war, eine kleine Anzahl seiner Lieder vertonten. 1799 komponierte Joseph Haydn ihrer drei und im folgenden Jahre Beethoven doppelt so viele, die 1803 als Op. 48 an das Licht traten, also im Beginn jenes Abschnittes seines Lebens, den man als den Höhepunkt seiner Kunst zu bezeichnen pflegt. Das vierte von diesen sechs ist unser Lied, das „Die Ehre Gottes aus der Natur" überschrieben ist. Mit ihm hat der große Symphoniker, wenngleich nur in einem Winkelchen seines Kunsttempels, auch zum protestantischen geistlichen Gesange seinen Beitrag geliefert, und zwar einen solchen, der den am tiefsten und weitesten in das Gehör des Volkes gedrungenen sich anreiht. Es werden gewiß nicht viele Deutsche zu finden sein, denen der Chor bei festlichem Anlaß noch niemals die mächtigen Klänge von Beethovens „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre" ins Herz gesungen hätte. Freilich, eine Choralweise sind sie nicht, sondern eine Rezitativ-Arie, die vom

echten alten Kirchenstil nichts mehr verspüren läßt. Der Tondichter hebt die Schöpfung des Wortdichters über sich selbst hinaus auf seinen erhabenen, weitausschauenden Gipfel, der aber trotz seiner Höhe noch immer unter dem Himmel bleibt.

Was hatte denn Beethoven, der die reichsten Schätze seiner Kunst den Instrumenten anvertraute und Lieder überhaupt nur als Zwischenspiele seines Lebenswerkes einflocht, grade zu Gellert gezogen? Der Grund muß doch wohl darin gefunden werden, daß das sittlich religiöse Charakterbild der beiden auf so verschiedenen Sprossen der Kunstleiter stehenden Geister dennoch mehrere sehr ähnliche Wesenszüge aufweist, die wiederum auch Wesenszüge ihres Zeitalters waren. Beide beseelte der „Enthusiasmus des Wohltuns" und der brennende Wunsch, nicht nur einzelnen Notleidenden, sondern wenn möglich der Menschheit zu helfen. Beide hatten in ihrer Lebensanschauung einen starken Stich ins Schwermütige und Düstere, der in körperlichen Leiden wurzelte und in ihrem 4. Jahrzehnt gefährliche Formen annahm. Beethovens sogenanntes Heiligenstädter Testament, die wichtigste Urkunde seines heimlichen, titanenhaften Ringens mit dem feindlichen Dämon der Taubheit, stammt aus dem Oktober 1802. Beide endlich, das ist für uns hier die wichtigste Ähnlichkeit, gründen, dem Zeitalter der Aufklärung entsprechend, einen Hauptteil ihrer religiösen Überzeugung, auf die Betrachtung der Natur. Wie fern Beethoven nicht nur seinem angeborenen katholischen Bekenntnis, sondern dem Herzstück des christlichen Glaubens überhaupt stand, bewies sein ebenfalls im Jahre 1800 geschaffenes und 1803 zum ersten Mal aufgeführtes einziges Oratorium „Christus am Ölberg", das dem todwunden Gottmenschen und Erlöser in keiner Weise gerecht wird. Sein immer wieder sich regendes religiöses Bedürfen suchte teils in pantheistisch-mystischer, teils in rationalistisch-kosmologischer Richtung seine Befriedigung. Auf seinem Schreibtisch standen unter Glas fortwährend die von ihm selbst abgeschriebenen Inschriften des Tempels von Sais: „Ich bin, was da ist" — „Ich bin alles, was war, was sein wird; kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben" — „Er ist einzig, und ihm selbst und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Dasein schuldig." Seine geistliche Nahrung aber holte er sich lange Zeit aus des Hamburger Predigers Christoph Christian Sturm 1772 zuerst erschienenen und oft aufgelegten „Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung auf alle Tage des Jahres." Vieles in diesem

Buche, das noch keineswegs dem ausgesprochenen Rationalismus dient, ihm aber die Wege weist, strich Beethoven sich an, anderes schrieb er sich ab. Sein 1811—1818 geführtes Tagebuch gibt Zeugnis von den Gedanken, die in ihm haften blieben. So, wenn es einmal aus indischen u. a. Quellen die Sätze aufbewahrt: „Gott ist immateriell; da er unsichtbar ist, so kann er keine Gestalt haben. Aber aus dem, was wir aus seinen Werken gewahr werden, können wir schließen, daß er ewig, allmächtig, allwissend und allgegenwärtig ist. Was frei von aller Lust und Begier, das ist der Mächtige: Er allein — kein Größerer ist, als er." Und ein andermal: „Wenn in der Welt Schönheit und Ordnung widerleuchten, so ist ein Gott. Allein das andre ist nicht weniger gegründet: Wenn diese Ordnung aus allgemeinen Naturgesetzen hat herfließen können, so ist die ganze Natur notwendig eine Wirkung der höchsten Weisheit." Die Verwandtschaft solcher Schlußfolgerungen mit denjenigen Gellerts liegt auf der Hand.

Beethovens Kunst geht freilich weit über diese nüchternen Erwägungen hinaus. Auch in der Vertonung unsres Liedes. Der himmelumspannende Schwung, mit dem sie einsetzt, der „stillbrütende Tiefklang, als wenn das Meer der Ewigkeit rauschte" (A. B. Marx), bei den Worten „Wer trägt der Himmel unzählbare Sterne" und manche andre Stelle lassen auch in diesem Zwerg-Beethoven deutlich die Klaue des Löwen erkennen.

Wer das Jahrhundert der Aufklärung und die aus ihm geborene klassische Tonkunst in ihrer gemeinsamen Grundrichtung, das Göttliche im Menschlichen zu finden, recht verstehen will, wird auch Gellert und Beethoven befragen müssen. Sie reichen sich in unserm Liede die Hand.

8. „Auferstehn, ja auferstehn."

(Friedrich Gottlieb Klopstock.)

Ist Saul auch unter die Propheten, der Messiassänger auch unter die Dichter geistlicher Volkslieder geraten? Solche verwunderte Frage hat gewiß ihre volle Berechtigung. Der Bahnbrecher unsrer neuen klassischen Dichtung, der im Frühling 1748 als Vierundzwanzigjähriger mit den drei ersten Gesängen des Messias ihre kommende Blüte- und Erntezeit ankündigte, hat um die Veredlung unsres Kunstgeschmacks, die Erweiterung der Grenzen des den Dichtern offenstehenden Reiches und die Ausbildung einer leistungsfähigen deutschen

Dichtersprache die größten Verdienste, aber vom Volke und vom Volksliede trennte ihn doch eine, wie es scheint, unüberbrückbare Kluft. In der Schule der alten Griechen und Römer hatte er das Dichten gelernt, in ihren Maßen und Regeln schritt er einher, alles, was in der deutschen Dichtung seit Jahrhunderten als volkstümlich, dem gemeinen Mann verständlich und wohllautend gegolten hatte, selbst den Reim, lehnte er ab. Wie hätte er ihm da mit wirklichen Volksliedern dienen können!

Es ist wahr, er selber fühlte deutlich die Schwierigkeit und Größe dieser Aufgabe. Und doch brannte ihm ähnlich wie Gellert das Herz, sich an ihre Lösung zu machen. „Ich habe eine Sache", schrieb er im November 1756 an die Seinigen nach Quedlinburg, „die ich für meinen zweiten Beruf halte, angefangen. Ich habe Lieder für den öffentlichen Gottesdienst gemacht. Ich halte dies für eine der schwersten Sachen, den Meisten verständlich sein und doch der Religion würdig bleiben. Unterdes scheint es mir, daß mir Gott die Gabe gegeben und mir diese Arbeit hat gelingen lassen." Im Herbst 1757 erschien mit der Jahreszahl 1758 der erste Teil seiner „Geistlichen Lieder". Sie sind von ihm also als Kirchenlieder für den Gemeindegottesdienst bestimmt. Deshalb hat er sie auch nach alten kirchlichen Melodien gesungen und auch der Gewohnheit des Reimes sich anbequemt. In unsern Gesangbüchern haben ein paar von ihnen ihren wohlverdienten Platz. Eines nur wird vielfach den geistlichen Volksliedern beigezählt und mit ihnen im Anhang gebracht, das „Die Auferstehung" überschriebene, welches anhebt: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du, Mein Staub, nach kurzer Ruh". Von der Gemeinde ist es wohl kaum jemals im Gottesdienst gesungen worden, desto häufiger bei Begräbnisfeiern vom Chor. Dazu hatte ihm sogleich im Jahre 1758 Karl Heinrich Graun, der Kapellmeister Friedrichs des Großen, eine eigne Melodie im Arienstil geschaffen, die bis heute sich lebendig erhalten hat, soviele andre Weisen ihr später auch den Rang ablaufen wollten. Sie war der Schwanengesang des Komponisten, der schon 1759 verstarb.

Unser kurzes Lied mit seinen 5 Versen trägt das sehr deutliche Gepräge der Klopstockschen Dichtung mit ihren Vorzügen und ihren Schwächen. Die letzteren zeigen sich vornehmlich in der sprachlichen Form und im Versbau. Das natürliche Satzgefüge wird zu häufig durch rednerisches Pathos zerrissen und geht seine eigenen Wege, statt sich den Verszeilen anzupassen. Zahlreiche Ausrufe und Wieder-

holungen von Worten erhöhen wohl den rednerischen Eindruck, können aber die Wärme des Gefühls, die ein einfaches, unmittelbar zum Herzen sprechendes Lied vermittelt, nicht ersetzen. So wird gerade dem Volk, an das der Dichter mit Liebe gedacht hat, die Form leicht kalt und gezwungen erscheinen.

Ganz anders steht es mit dem Inhalt, durch den sich Klopstock zu seiner dithyrambischen Sprache verleiten läßt. Nur in den größten und erhabensten Gegenständen des Glaubens ist alle seine Dichtung zu Hause. Den Eingang aus dem irdischen in das ewige Leben, den Triumph über den Tod und die durch Jesum erworbene Seligkeit des Himmels besingt sie wie in zahlreichen andern Liedern so auch hier. Und sie besingt diese Hauptstücke unsres Christenglaubens mit solcher Kraft und siegessichern Zuversicht, daß man jedem Wort den unerschütterten Felsengrund abmerkt, auf dem der Sänger mitten in den steigenden Wassern der Aufklärung feststeht. Er steht so fest darauf, daß er für den Zweifel und seine Anläufe weder einen Blick noch ein Wort hat und ihn durch Gegengründe zu widerlegen niemals versucht. Hier springt der innere Unterschied von dem fast gleichzeitig mit seinen „Geistlichen Oden und Liedern" hervortretenden Gellert besonders in die Augen. Die unbeirrte Glaubensgewißheit Klopstocks hat ohne Frage ebenso vielen wankenden Seelen Halt und Stärkung geboten, wie der freundlich belehrende Zuspruch eines Gellert.

Die ersten, die ihre Frucht genießen durften, waren der Dichter selbst und seine Meta. Sie stand ihnen in der schwersten Stunde machtvoll und helfend zur Seite. Ein Jahr nach dem Erscheinen der Lieder, vier Jahre nach ihrer Vermählung lag die Heißgeliebte auf ihrem Sterbebett. Der Glaube, in dem sie beide verbunden waren, machte es zu einem Siegesbett. „Mit mehr als Ruhe, mit Freude" segnete der Gatte selbst die Sterbende ein. „Sei mein Schutzengel, wenn es unser Gott zuläßt", bat er zuletzt. „Du bist der meinige gewesen", entgegnete sie. Auf dem Friedhof in Ottensen suchte er ihr im nächsten Jahre die endgültige Ruhestatt aus und ließ auf den Stein den von ihr selbst aus dem 11. Gesang des Messias gewählten Vers schreiben:

Saat von Gott gesät, dem Tage der Garben zu reifen.

Es waren die Worte, mit denen der begnadigte Schächer von seinem verweslichen Leibe Abschied nimmt. Der 2. Vers unsres Auferstehungsliedes bekennt den nämlichen Glauben. Er hat auch den Dichter auf seinem weiteren Lebensweg als fester Hoffnungsstab geleitet.

Am 22. März 1803 wurde sein eigenes Begräbnis von den Schwesterstädten Hamburg und Altona so großartig feierlich begangen, wie es noch keinem deutschen Dichter jemals geschehen war. 50000 Menschen standen Spalier in den Straßen, 76 Trauerkutschen mit allen in Hamburg beglaubigten Gesandten und Geschäftsträgern, der gesamte Senat, die Geistlichkeit, die Lehrerschaft und zahllose andre zogen dem Sarge voran, auf dessen Deckel ein aufgeschlagenes Exemplar des Messias lag. Die Schiffsfahnen im Hafen wehten auf Halbmast, und die Glocken aller Türme riefen ihm den Scheidegruß nach. Auf dem Gottesacker aber sangen die dichtgedrängten Scharen das „Auferstehn, ja auferstehn" zum Himmel empor. Während das dem Sarge vorauf getragene Exemplar des Messias mit in die Gruft geschaufelt wurde — ein unbeabsichtigtes Sinnbild davon, daß das berühmte Gedicht seine Bestimmung nunmehr erfüllt hatte — klingt dies Zeugnis des ewigen Lebens durch die aufsteigenden, aufblühenden und welkenden Geschlechter fort.

Friedrich Rückert, der die drei Gräber von Ottensen in einer Gedichtfolge besungen hat, das der im Elend umgekommenen Hamburger Vertriebenen als jüngstes zuerst, das des Braunschweiger Herzogs, der ohne einen vaterländischen Hoffnungsstrahl zu sehen hinabsank, sodann, wendet sich endlich diesem ältesten zu.

1. Zu Ottensen, von Linden
Beschattet, auf dem Plan,
Ist noch ein Grab zu finden,
Dem soll, wer trauert, nahn. — —

13. Wenn dort ein trübes Stöhnen
Den Busen hat geschwellt,
So ist als zum Versöhnen
Dies Grab hierher gestellt.

14. Die Tränen der Vertriebenen,
Des Feldherrn dumpfe Gruft
Verschwinden vorm beschriebnen
Stein unterm Lindenduft.

15. Wo wie in goldnen Streifen
Das Wort des Sängers steht:
Saat von Gott gesät,
Dem Tag der Garben zu reifen.

9. „Ich will streben."

(Philipp Friedrich Hiller.)

Steinheim ist ein württembergisches Pfarrdorf, im Albuch gelegen. Dort hatte im Jahre 1748 ein neuer Seelsorger mit rüstiger Kraft das Amt übernommen. Er hieß Philipp Friedrich Hiller, war 49 Jahre alt und trat jetzt seine dritte Stelle an. Die Gemeinde mit ihren damals 1500 Seelen erforderte angestrengte Arbeit, und ihr geistlicher Vater war bereit, alle seine Gaben und Fähigkeiten daranzusetzen, um ihr in Treue zu dienen. Mit Ernst und Liebe

predigte er auf und unter der Kanzel unermüdlich das Evangelium von Christo und hoffte, dies eben begonnene Ackerwerk noch manches Jahr treiben und auch noch einmal Segen und Frucht davon sehen zu dürfen. Wenn nur Gottes Gedanken und Menschengedanken nicht oft so weit wie Himmel und Erde auseinander lägen!

Im dritten Jahre seines Steinheimer Amtes wurde Hiller von einer krankhaften Heiserkeit befallen, die vor keinen Ärzten und Heilmitteln zurückwich. Er hatte sonst eine sehr klangvolle, klare Stimme gehabt, wie sie nur einem Prediger zu wünschen ist. Jetzt wurde sie von Woche zu Woche tonloser und leiser, bis sie nach einem halben Jahre völlig versagte und er nur noch in nächster Nähe verstanden werden konnte. Mit dem Predigen und öffentlichen Reden war es vorbei, er mußte einen Vikar zum Gehilfen sich nehmen und sich selbst auf die Arbeiten, die kein lautes Sprechen verlangten, beschränken. Was das für ein Kreuz war, kann der Leser ohne Mühe sich denken. Ein Prediger ohne Stimme ist wie ein Fischer, der ohne Netze fischen, wie ein Jäger, der ohne Gerät jagen soll. Nicht einmal seine Kinder, deren 7 ihm heranwuchsen, konnte er mehr unterrichten, sondern mußte sie auf Schulen nach außerhalb schicken. Nur gut, daß er eine Ehefrau hatte, die ihm auch im Kreuztragen eine rechte Gehilfin war und solche Heimsuchung mit ihm aus Gottes Hand hinnahm! Seine Pfarrkinder waren nicht alle ebenso mitleidig und geduldig gesinnt.

Und doch! Des Herrn Wege, auch wenn sie durch Dunkel und Dickicht gehen, müssen endlich stets seinen heilsamen Rat offenbaren, wer nur darauf warten und merken mag. Heute wissen wir, warum der Steinheimer Pfarrer von seinem Gott besonders genommen und in die Stille seiner Studierstube geführt ward, wo er die meisten Stunden des Tages verbrachte. Alle unsre deutschen Gesangbücher bezeugen es: Der stimmlose Pfarrer singt und predigt mit lauter Stimme noch jetzt und wird es noch lange tun. In Tausenden und aber Tausenden, die seine Worte aufnehmen und sie aus tiefstem Herzen hinaussingen, hat er seine Stimme wiedergefunden. Er war wohl schon vorher ein geistlicher Dichter gewesen, aber alle seine besten und bekanntesten Lieder stammen doch erst aus seinen stimmlosen Jahren. Die meisten sind jetzt den Kirchenliedern zugezählt, obgleich er selbst sie gewiß nur für Hausandachten und Erbauungsversammlungen gemeint hat. Eins nur pflegt seinen Platz unter den geistlichen Volksliedern zu nehmen, das, welches anhebt: „Ich will

streben Nach dem Leben, Wo ich selig bin". Es lehrt uns deutlich die Art seines Dichtens verstehen. Welche ist es denn?

Die lieben Württemberger haben vom Herrn im Geistlichen noch einen Segen über uns andre evangelische Deutsche empfangen. Bei ihnen hat sich die Wahrheit und Kraft des Pietismus am innigsten und dauerndsten mit dem lutherischen Bekenntnis verschmolzen und ihnen das Erbe Johann Valentin Andreäs und Speners zum bleibenden Besitztum gemacht. Auf diesem Grunde hat dann ihr Albrecht Bengel weitergebaut. Er war bei Eröffnung der Klosterschule zu Denkendorf im Jahre 1713 zum Lehrer dorthin berufen worden, als auch der 14jährige Hiller ebendaselbst eintrat. So hat dieser schon damals zu den Füßen des großen Bibeltheologen gesessen und ist seitdem nur immer tiefer in ihn und seine Schriftweisheit eingedrungen. Er hatte niemals den Ehrgeiz, eigene Gedankenwege zu suchen. Das zeigte sich schon, als er das erstemal als Dichter in die Öffentlichkeit trat. 1729—1731, als er Hauslehrer in Nürnberg war, gab er, angeregt durch ein Lied Paul Gerhardts, das ein Gebet aus Johann Arnds Paradiesgärtlein in Versen wiedergibt, sämtliche Gebete dieses alten Arndbuches in Liedern heraus und fügte bescheidentlich hinzu, es sei ein Vorteil, wenn man bei einer solchen Arbeit „Geist und Kraft" schon in seiner Vorlage vorfinde und sich nur noch „um etliche gemessene Silben und gleichlautende Worte" zu sorgen brauche. „Soll ich um deswillen nicht auch mit einem Pfund wuchern, weil der andere zehen hat?" Diese selbe Dichtungsweise hat er seitdem immer weiter geübt, aber nicht mehr an Arnds, sondern an Gottes Wort selbst. Bogatzky hatte 1718 sein „Güldenes Schatzkästlein" erscheinen lassen, das schon vielen gläubigen Seelen ein reicher Brunnen der Erbauung und Glaubensförderung geworden war. Nun ließ Hiller 1762 und 1767 in zwei Teilen ein „Geistliches Liederkästlein" ausgehen, das in jedem Teil für jeden der 366 Tage des Jahres einen Spruch mit einer sehr kurzen kernigen Anwendung und dazu eine Entfaltung seines Grundgedankens in einem eigenen Liede bringt. Der erste Teil enthält Lieder „zum Lobe Gottes", der zweite dagegen, der die besondere Überschrift „Betrachtung des Todes, der Zukunft Christi und der Ewigkeit" trägt, richtet seine Gedanken immerfort auf die Vollendung des Gottesreiches und das Endziel seiner Wege, darauf auch Bengels Gedanken beständig gerichtet waren. Diesem letzten Werke Hillers entstammen nun fast sämtliche Lieder, die von ihm allgemein bekannt geworden sind. Sie zeichnen sich alle durch ihren

unmittelbaren Anschluß an den Schriftgedanken und das Schriftwort aus, wollen gar nichts Eigenes geben, sondern nur den nahrhaften Kern eines Bibelspruchs recht kräftig vor die Augen malen und in das Herz hineinsingen. So verfolgen sie also denselben Zweck, den eine rechte Predigt gleichfalls hat, aber mit den Mitteln der Verskunst. Das ist gewiß kein ganz ungefährliches Vornehmen, denn Predigen und Dichten sind zwei sehr verschiedene Dinge, und es läuft nimmer gut ab, weder wenn der Dichter predigen, noch wenn der Prediger dichten will. Um so verdienter aber ist das Lob, wenn jeder auf seinem Wege wirklich sein Ziel erreicht, wie es unserm Hiller mit vielen seiner Lieder unstreitig gelungen ist. Der Leser kann leicht die Probe machen, wenn er z. B. das Lied „Wir warten dein, o Gottes Sohn" durchliest und bedenkt, daß im Liederkästlein darüber steht: „Ihr seid bekehrt zu Gott, zu warten seines Sohnes vom Himmel 1. Thess. 1, 9. u. 10. — Dies Warten ist also eine gewisse Folge der wahren Bekehrung und ein Kennzeichen derer, die Gott dienen", oder das andre: „Mir ist Erbarmung widerfahren", über dem zu lesen steht: „Mir ist Erbarmung widerfahren. 1. Tim. 1, 13. — Ein Unbekehrter ist in seinem Sinn viel zu hochmütig, daß er das sagen sollte von Herzen, aber ein Bekehrter spricht vor Gott und Menschen davon", oder endlich das Lied: „Die Gnade sei mit allen", dessen Überschrift lautet: „Die Gnade des Herrn sei mit allen. Offenb. 22, 21. — Wir wollen uns dafür halten, es sei auch uns dieses geschrieben, wenn wir des Herrn Jesu Erscheinung lieb haben. Sie wird auch mit uns sein."

Welchen Text hat denn nun aber unser Lied „Ich will streben Nach dem Leben"? Hier ist er: „Ich jage nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu. Phil. 3, 14. — Chusi sagte: Wie, wenn ich auch liefe? Joab sprach: So laufe doch. 2. Sam. 18, 23." Daraus läßt sich schon ersehen, daß auch dieses Lied „nur auf jenes Ziel" sich richtet und sein Angesicht ganz der Ewigkeit zuwendet. In unsern Gesangbüchern hat es aber ein paar Veränderungen erfahren, von denen die eine bedeutsam ist. Es heißt jetzt im zweiten Verse: „Das Verweilen Bringt oft bösen Lohn", während Hiller geschrieben hatte: „Bringt oft um den Lohn." Die Verbesserer haben offenbar befürchtet, das könnte so verstanden werden, als ob die Seligkeit ein Lohn für unser Rennen und Laufen sei. Ob aber der Dichter den Sinn des Schriftwortes nicht doch besser als seine Meister

getroffen hat? Wenn den Wettläufern nicht der Siegespreis als Lohn winkte, würden sie alle ihre Mühe sich sparen. Daß es aber ein Gnadenlohn ist, werden sie schon zur rechten Zeit erfahren, wenn sie es jemals vergessen hätten.

Das dichterische Sprachgewand, in dem Hillers Verse einherschreiten, ist so schlicht und schmucklos wie möglich. Das erkennt man am besten, wenn man ein paar Verse von Paul Gerhardt daneben hält, von seinen Zeitgenossen Tersteegen oder Klopstock gar nicht zu reden. Hillers ganze Kunst besteht darin, alle eigene Kunst möglichst fern zu halten, damit dem Bibelwort allein alle Ehre verbleibe. In dieser demütigen Selbstbescheidung steht er und „das geistliche Volkslied in der echten Volks- und Bibelsprache", das Koch von ihm rühmt, unübertroffen da. Die Melodie, in der unser Lied gewöhnlich gesungen wird, wurde ihm durch die Kleine Missionsharfe mitgegeben.[9])

1769, als er 70 Jahre alt geworden, wurde der bewährte Dulder aus seinem Gefängnis erlöst, und der stimmlose Pfarrer zog jauchzend ein in den himmlischen Chor.

Drittes Buch.

Die Blüte des geistlichen Volksliedes in der evangelischen Kirche.

(1770—1820.)

1. „Großer Gott, wir loben dich."

(Ignaz Franz.)

Unser Weg, auf dem wir den Werdegang unsers geistlichen Volksliedes Schritt für Schritt zu begleiten versuchen, hat uns jetzt an einen doppelten Wendepunkt gelangen lassen. Um das Jahr 1770 stand die deutsche Dichtung im Anbruch ihrer klassischen Zeit. Die Genossen des Hains, um Klopstock und seine schwärmerisch-vaterländischen und poetisch-sittlichen Ziele sich scharend, schlossen 1772 in Göttingen ihren Bund. Der Sturm und Drang, von Herders Gedanken über Natur und Volkstum und von Shakespeares Vorbild aufgewühlt, hätte alle Kräfte seiner Jünger in ungeordnetem Genieswesen hoffnungslos verschleudert, wenn nicht Goethe ihm im Götz, 1773, und im Werther, 1774, zu künstlerischer Gestaltung und damit zum Sieg über sich selber verholfen hätte. Am 7. November 1775 fuhr er in Weimar ein, wohin Wieland bereits 1772 als Prinzenerzieher gezogen war und Herder 1776 als Generalsuperintendent folgte. Die dreißig Jahre bis zum Tode Schillers, der 1789 seinen Wohnsitz in Jena und 1799 gleichfalls in Weimar nahm, brachten unsre klassische deutsche Dichtung zur Reife.

Wir wissen, daß sie für das geistliche Lied im allgemeinen und für das geistliche Volkslied im besondern fast ganz unfruchtbar sein mußte und war. Klopstock stand dem Volke sein Leben lang fern und hatte durch seine Umdichtungen geistlicher Lieder bewiesen, wie wenig ihm das Eigenrecht der Persönlichkeit galt. Herder, der große Anreger und Vermittler, kam als solcher nur mittelbar in Betracht. Goethe, dessen Lyrik mit dem Volksliede in der Wurzel verwachsen

war, fand in der Kunst auch seine religiösen Bedürfnisse befriedigt, bis er nach seiner Rückkehr aus Italien sich aus erklärlichen Gründen sogar als einen „dezidierten Nichtchristen" bekannte. Schiller endlich besaß außer in seiner Kunst auch in seiner Kantschen Pflichtenlehre einen vollen Ersatz für den christlichen Glauben. Überdies lastete auf allem religiösen Empfinden der Zeit weithin die Eisdecke der Aufklärung und hielt auch seine unwillkürlichen Äußerungen in Banden. So sind es nur die unbewußt in ihre Dichtungen verwobenen religiös-sittlichen Gedanken, in denen wir das christliche Erbgut bei ihnen genießen dürfen.

Und gleichwohl — das ist der zweite Wendepunkt, an dem wir hier stehen —, gerade aus jener Zeit der siebziger und achtziger Jahre stammen die ersten in evangelischen Kreisen entstandenen eigentlichen geistlichen Volkslieder, die noch heute als solche bei uns gelten. Nicht in dem großen Hauptstrom unserer Dichtung tauchten sie empor, sondern in etlichen Nebenströmungen, die zu jenem teilweise in Gegensatz standen. Es sind die drei unter Nr. 2 u. 4 zu besprechenden Lieder. Ihnen vorauf haben wir nur eines noch zu schicken, das an der Schwelle jenes Zeitraums auf katholischem Boden ans Licht trat.

* * *

Wenn man einen guten alten Bekannten in einem ganz neumodischen Kleide trifft, blickt man ihm erst eine Weile zweifelnd und fragend unter die Augen, ob er's auch wirklich noch selber sei. Das Lied „Großer Gott, wir loben dich" hat sicher schon mancher aus tiefstem Herzen und vollster Kehle mitgesungen und gar nicht daran gedacht, daß er eigentlich dasselbe nur singe, was die Väter in Christo bereits vor anderthalb Jahrtausenden uns vorgesungen haben, und andere, die daran dachten, wußten doch gar nicht, wie genau und Vers für Vers die Worte des Liedes mit den Worten des Tedeums, wie der Ambrosianische Lobgesang nach seinem Anfang genannt wird, übereinstimmen. Daran müssen wir hier zuerst uns erinnern.

Eine alte Legende vermeldet, als der heilige Augustinus in der Osternacht des Jahres 387 zu Mailand vom Bischof Ambrosius getauft war, hätten sie beide, Täufer und Täufling, aus dankbar begeisterter Seele einen Wechselgesang auf den Dreieinigen angestimmt, indem der Bischof immer den ersten, der andere den zweiten Satz aus dem Stegreif gesungen habe. Auf diese Weise sei damals das Tedeum ins Leben getreten. Das ist nun zwar eine Sage, die unter

den Christen erst viele Jahrhunderte später zu Ehren dieses Liedes ersonnen ward; gewiß aber ist, daß die ältesten Teile desselben schon im 3. Jahrhundert entstanden sind und es um das Jahr 400 bereits vollständig fertig war und bei Gottesdiensten gebraucht ward. Das ganze Mittelalter hindurch stand es in größtem kirchlichen Ansehn und wurde an Sonn- und Festtagen, bei Dankprozessionen und andern außerordentlichen Feiern immer wieder gesungen.

Als nun Luther für den evangelischen Gottesdienst auch deutsche geistliche Lieder schuf, mußte er natürlich auch diesen Hymnus, der bisher nur lateinisch oder in deutscher Prosa vorhanden war, in deutsche Reime bringen. Er schätzte ihn aufs höchste und nennt ihn gar „das dritt Symbolum oder Bekenntnis", „ein fein Symbolum, in sangesweise gemacht, nicht allein den rechten Glauben zu bekennen, sondern auch darin Gott zu loben und zu danken". Sein „Herr Gott, dich loben wir" erschien 1529 zum erstenmal und hat seitdem auch der evangelischen Kirche als das großartigste Bekenntnis der singenden Gemeinde gegolten. Wie oftmals haben seine gewaltigen Klänge, von Posaunen begleitet, durch die hohen Hallen unsrer Kirchen gebraust und die Herzen der feiernden Gemeinde zu den himmlischen Chören erhoben! Für Dank- und Siegesfeste schickte es sich wie kein anderes sonst.

Um so weniger freilich konnte es als Volkslied auf den Straßen, in Erbauungsstunden und häuslicher Andacht sich schicken. Seine Majestät und Erhabenheit schritt nur durch hohe Portale, nicht durch niedrige Pforten hinein. Die katholische Christenheit bedurfte, wie wir wissen, solcher Volkslieder besonders zu Wallfahrten, Prozessionen und ähnlichen Zwecken auch schon damals, als die evangelische noch an ihren Chorälen und Kirchenliedern sich völlig genügen ließ. So war es nur natürlich, daß das „deutsche Tedeum", wie es genannt wird, das „Großer Gott, wir loben dich", auf katholischem Boden zur Welt kam. Ein schlesischer Priester — er hieß Ignaz Franz, war 1719 in Protzau, Kr. Frankenstein, geboren, 1742 in Olmütz geweiht, danach Kaplan in Großglogau, 1753 Erzpriester in Schlawa und 1766 Rektor des Priesteralumnats in Breslau geworden, wo er 1790 verstarb — hatte, wie er sagt, „von einem lebendigen Eifer für die gute Sache der Religion und Tugend durchdrungen", schon 1768 die Herausgabe eines Gesangbuches, für das er selbst eine große Anzahl Lieder und auch das genannte gedichtet hatte, begonnen. Der Druck kam ins Stocken, und das Buch konnte erst

1772, nachdem Franz vieles darin, nicht gerade zum Bessern, geändert hatte, ausgegeben werden. Inzwischen war unser Lied auch schon in einem andern Gesangbuch, das 1771 in Hildesheim unter dem Titel „Die Christlich-Katholische Lehre in Liedern d. i. Katechetische Gesänge zum Gebrauch der katholischen Schulen" erschienen war, abgedruckt. In diesen Sammelwerken haben wir also die ältesten Quellen für das „deutsche Tedeum" zu sehen. Nur die Singweise fehlte ihm noch, sollte aber gleichfalls in Kürze sich einstellen. Das „Katholische Gesangbuch auf Allerhöchsten Befehl Ihro k. k. apostolischen Majestät Marien Theresiens. Wien. 1774" bringt sie zum erstenmal. Es ist die bekannte, die jetzt in der ganzen deutschen Christenheit gesungen wird, und neben der keine andere hat Eingang finden können. Wer aber ihr Erfinder ist, bleibt wohl für immer in Dunkel gehüllt. Peter Ritter, ein Mannheimer Konzertmeister und Opernkomponist, auf den man geraten hat, kann es unmöglich sein, da er 1774 erst ein Knabe war. Im Fränkischen singen sie nach dieser Tonweise ein Wallfahrtslied, mit dem sie die „Maria zu Dittelbach" bei ihrer Ankunft begrüßen:

Endlich sind wir kommen an
Mit vergnügtsten Herzensfreuden
Vor Mariä Gnadenthron,
Jetzt verschwindet alles Leiden,
Weil wir bei Maria rein
Jetzt gesund ankommen sein.

Ob aber dieser Gesang schon vor 1774 so gesungen ward, ist leider nicht sicher. Es liegt auch nicht viel daran, die gewiß nicht schöne, aber in die Ohren fallende und leicht sangbare Weise macht ihren Eindruck, auch wenn man ihren Ursprung nicht kennt. Nur darf man sie nicht mit der des Tedeums vergleichen.

Nun aber müssen wir das Lied, das seit 1819 auch in der evangelischen Kirche immer weitere Verbreitung gefunden hat, noch ein wenig näher uns ansehen und es mit seiner Quelle, dem alten Ambrosianischen Lobgesang „Herr Gott, dich loben wir", vergleichen. Dieser besteht, wie der Leser aus seinem Gesangbuch ersehen kann, aus 26 Zeilen, davon jede einen Reimvers umfaßt, dessen beide Hälften sich auf verschiedene Chöre verteilen; nur der 6. Vers wird von beiden Chören gemeinsam gesungen. Aus diesen 26 Zeilen hat Ignaz Franz nun 12 Verse gemacht, also fast immer zwei Zeilen in einen neuen Vers verwandelt, nur zu seinem 2., 8. und 12. Verse

hat er je drei Zeilen, zum 6. aber nur eine Zeile verwendet. Leider enthalten unsre Gesangbücher das Lied fast immer nur gekürzt, so daß man die genaue Übereinstimmung zwischen dem deutschen und dem lateinischen Tedeum, die sich vielfach bis auf die Worte erstreckt, nicht völlig daraus erkennen kann. Namentlich der 7. bis 9. Vers, die den Heiland selber erheben und ein Herzstück des Ganzen sind, fehlen gewöhnlich. Sie lauten:

7. Du des Vaters ewger Sohn
Hast die Menschheit angenommen,
Bist zu uns von deinem Thron
Auf die Welt herabgekommen;
Gnade hast du uns gebracht,
Von der Sünden frei gemacht.

8. Durch dich steht das Himmelstor
Allen, welche glauben, offen,
Du stellst uns dem Vater vor,
Wenn wir kindlich auf dich hoffen;
Endlich kommst du zum Gericht,
Zeit und Stunde weiß man nicht.

9. Steh, Herr, deinen Dienern bei,
Welche dich in Demut bitten,
Die dein Tod einst machte frei,
Als du für uns hast gelitten!
Nimm uns nach vollbrachtem Lauf
Zu dir in den Himmel auf!

So lebt also mit diesem Liede der uralte Lobgesang der Vorväter in leichter Verkleidung unter uns fort, und wir freuen uns, daß Kern und Stern unsers Glaubens noch heute dieselben sind wie vor anderthalb Jahrtausenden: die heilige Dreieinigkeit und die wahrhaftige Gottessohnschaft unsers Erlösers. Mit dem Liede bekennen wir beide. Der großartigen Majestät der Väter reicht freilich das Zwerggeschlecht der Enkel nur bis ans Knie.[10])

2. „Ich hab von ferne, Herr, deinen Thron erblickt."

(Johann Timotheus Hermes.)

In den Jahren 1770—1772 war ein fünfbändiges Romanwerk unter dem Titel „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" erschienen und von der Lesewelt, der weiblichen vornehmlich, sogleich mit Heißhunger verschlungen worden, das ebenso ein treffendes Spiegelbild seiner Zeit, ihres Denkens, Redens und Handelns ist wie Zieglers „Asiatische Banise" für die Zeit um 1688 und Gustav Freytags „Soll und Haben" für die um 1855. Es war freilich kein Buch, das als Ganzes irgendwelchen künstlerischen Anforderungen zu genügen vermochte, kein nach vorliegendem Muster gefertigtes Kleid, sondern eine aus den verschiedenstfarbigen Flicken zusammen-

gestückte Decke. An dem losen Faden der Erlebnisse einer reisenden Dame, ihrer Abenteuer, Versuchungen und Fährlichkeiten werden in buntestem Wechsel die Ansichten des Verfassers über weibliche Erziehung und Ehe, über den geistlichen Stand und seine Hebung, über das Duell, die deutsche Literatur und Verfassung und hundert andere wichtige und unwichtige Gegenstände aufgereiht, auch das Laster, um „die Tugend zu schmücken", gelegentlich mit grellsten Farben in behaglicher Breite ausgemalt und das Ganze dem Zuge der Zeit entsprechend mit einer süßlichen Brühe von moralisierender Sentimentalität übergossen. Die eingestreuten Lieder, die nicht das schlechteste an dem seltsamen Werke sind, geben dieser gefühlsseligen Stimmung den bezeichnendsten Ausdruck.

Das ist der erste deutsche Familienroman, der, in die Spuren der Engländer Fielding und Richardson tretend, auch bei uns die gesellschaftliche und geistige Welt des Bürgerhauses zum Grundelement und Gegenstand schriftstellerischer Darstellung machte. Der Verfasser, der offenbar zu Wielands Schule gehörte und sich zum Geschmack des Publikums herabließ, statt dieses zu einem besseren heraufzuziehen, hatte sich in den ersten Bänden gar nicht, in den späteren mit falschem Namen genannt. Erst im Laufe der 2. Auflage, die 1774—1776 herauskam, lüftete er den Schleier. Es war der im Pfarrhause zu Petznick in Pommern, zwischen Stargard und Arnswalde, 1738 geborene Johann Timotheus Hermes, seit 1769 Fürstlich anhaltischer Hofprediger und Pastor der deutschen Gemeinde zu Pleß in Oberschlesien und darauf 1772—1775 Ekklesiast an Maria Magdalena in Breslau, wo er nach Verwaltung verschiedener anderer Kirchenämter 1821 als Pastor an St. Elisabeth und Superintendent verstarb. Sein Hauptroman, der bis 1778 in fünf Auflagen, zwei Nachdrucke mitgerechnet, verbreitet ward und auch Übertragungen ins Holländische, Dänische und Französische erlebte, hatte mit seinem Ruhm leider auch seine Selbstgefälligkeit und Eitelkeit bedenklich genährt. Der Beifall, den er in den breiten Schichten der künstlerisch so wenig gebildeten deutschen Lesewelt erntete, brachte es mit sich, daß, als Schiller und Goethe 1796 ihre Xeniengeißel über diese Kreise schwangen, auch Hermes mit mehreren scharfen Peitschenhieben bedacht ward.

Und nun zur Hauptsache, warum wir dies alles hier voranschicken mußten: in diesem Roman, gleich auf Seite 11 des ersten Bandes der zu sechs Bänden angewachsenen 2. Auflage, tritt das

Lied in die Öffentlichkeit, das wir wohl als älteſtes von allen neueren evangeliſchen geiſtlichen Volksliedern anſprechen müſſen, das Ewigkeitslied „Ich hab von ferne, Herr, deinen Thron erblickt." Sophie, ſo wird dort berichtet, ſchrieb ihren erſten Brief von der Reiſe „Prökolz d. 13. Mai" (1761) nach Memel zurück und erzählte in einer für ihre Freundin Henriette beſtimmten Nachſchrift: in der Poſtſtube ſeien ſie von Bettlern überlaufen worden. Einer der mitreiſenden Paſſagiere habe eins der Weiber am Arm hinausgeführt, das auf der Schwelle ausglitt und mit verbiſſenem Schmerze davonging. Die mitleidige Schreiberin folgte ihr und traf ſie in einem Stalle, wo ſie ihren ſehr ſchadhaften Plattfuß verband. Sie empfing ein Almoſen. Auch der genannte Paſſagier ſuchte ſie nun auf. „Frau, warum habt Ihr von dieſem Fuß nichts geſagt?" „Ich ſage ſchon ſeit langer Zeit nichts mehr davon. Wenige Menſchen ſehen, wenn ich bettele, mir in mein trauriges Geſicht; ſie ſind faſt alle ſo hart zu fordern, daß ich zeigen ſoll, ob ich wirklich krank bin, und denken nicht an den Schmerz, den ich beim Losbinden empfinde. Sonſt pflege ich zu ſingen, aber weil ich Sie und die Mademoiſelle beſchäftigt ſah, wollte ich es nicht wagen. Mein lieber Herr, wenn die Betrachtung der Ewigkeit, wo kein Schmerz mehr ſein wird, mich nicht tröſtete .. Doch laſſen Sie es nur gut ſein." Er ſchenkte ihr ein in Papier gewickeltes Goldſtück. Sie nahm es und weinte ſanft. Bald darauf ſang ſie an der Türe mit der reinſten und weichſten Stimme, mit einer Kunſt, die bei ihr zur Natur geworden zu ſein ſchien „Ich hab von ferne, Herr, deinen Thron erblickt". Sie ſang es auf die ſchöne ſchleſiſche Melodie „Nun preiſet alle". Mit unſern Geldbeuteln in der Hand, gingen wir hinaus, denn unſre Herzen waren in großer Bewegung. Aber ſie warf ſich auf des beſagten Paſſagiers Hand, die ſie mit Tränen netzte. „Nichts, nichts nehme ich mehr an. Gott, wie fürſtlich haben Sie mich beſchenkt! Ich komme, um Ihnen zu zeigen, daß Ihr Gold in die rechten Hände gekommen iſt: Sehen Sie hier meine Kinder!" Sie hatte drei. Das älteſte war blind, das jüngſte ohne Arm. „Ich bin die Witwe eines Hautboiſten, der mich ſingen gelehrt hat, und aus Dank gegen Gott und gegen Sie bin ich gekommen, Ihnen vorzuſingen." In einer furchtbar kalten Nacht, als ſie von der Armen abgekommen waren, hatte das blatternkranke älteſte ſein Augenlicht verloren, das jüngſte aber die Hände erfroren, die ihm von einem ungeſchickten Dorfbarbier abgenommen wurden. Nachdem ſie die Geſchichte ihres Familienelends berichtet

hatte, schloß sie: „Nun können Sie sich denken, wie mich verlangt, im Himmel zu erfahren, wie anbetungswert die dunkeln Wege des Herrn sind, — der sich aller seiner Werke erbarmt.“ Eine Abschrift ihres Gesangtextes übergab sie an Sophie.

Dies Lied nun, das, da es in der ersten Ausgabe noch keinen Platz gefunden hatte, 1772 oder 1773 in Breslau entstanden sein muß, ist nicht nur die erste in der Reihe aller in unsern Roman eingeflochtenen Dichtungen, sondern auch die einzige, die unter sämtlichen poetischen Erzeugnissen Hermes' sich dauernd und mit steigender Anerkennung in unserm Liederbestande erhalten hat. Alle andern einst viel gesungenen Lieder von ihm, „Dir folgen meine Tränen“, „Sei mir gegrüßt, mein schmeichelndes Klavier“ und wie sie sonst heißen mögen, sind längst schon vergessen, dies eine lebt unverklungen fort. Warum? Offenbar deshalb, weil es hier ihm gelungen ist, ein Lied von wirklich dichterischem Werte zu schaffen. Hermes, wenn auch seine ganze religiöse Richtung der Aufklärung zugerechnet werden muß, hatte doch aus seiner Jugend ein nicht geringes rechtgläubiges Erbe mitgenommen, und selbst pietistische Einflüsse fanden bei ihm nicht völlig verschlossene Türen. Vor allem war es die ehrfürchtige Anerkennung des Bibel- und Heilandsworts, die ihn von vielen seiner aus- und umdeutungswütigen Zeitgenossen vorteilhaft unterschied. So ist auch der Inhalt unsers Liedes durchweg aus den Gedanken und Anschauungen aufgebaut, die ihm die Heilige Schrift, namentlich der Anfang von Jesaias 6 und die beiden Schlußkapitel der Offenbarung Johannis, darboten. Sein dichterisches und religiöses Verdienst aber ist es, aus diesen Gedanken und Anschauungen ein einheitliches und abgerundetes schönes Ganze geschaffen und mit inniger Glaubenswärme durchhaucht zu haben, dem auch Bewegung und Gedankenfortschritt durch den Gegensatz zur Beruhigung nicht mangelt.

Zur vollen Würdigung des Liedes und seiner Einführung in unseren Gesangbuchschatz bleibt nur noch eins zu bedenken: der Dichter war auch ein begeisterter und verständnisvoller Musikus, der bei allem seinem Dichten vom ersten Augenblick an zugleich auf die Sangbarkeit bedacht war. In seinem Hause standen nicht weniger als vier Clavichorde bereit, die er mit seinen Kindern und anderen Musikfreunden, die sich gern bei ihm einfanden, fleißig benutzte. Diesem Instrument gab er wegen seiner gleichmäßig weichen und sanften Töne bei weitem den Vorzug vor dem damals erst auf-

kommenden „Lärmkasten" Fortepiano und dem Flügel, und man wird den gefühlsseligen Geist seiner Lieder nur völlig verstehen, wenn man sie sich zu einem Clavichord oder einem Spinett gesungen denkt. Die ihnen eingeborene Sangbarkeit hat nun nicht wenig zu ihrer schnellen Verbreitung geholfen. Eine große Anzahl waren von Hause aus auf bekannte Melodien gedichtet, und der Verleger von Sophiens Reise war aus dem Publikum her gebeten worden, die Liedertexte mit ihren Noten gesondert herauszugeben. Ein damals berühmter Leipziger Komponist Johann Adam Hiller, der Vater der „Gewandhauskonzerte", der durch seine Singspiele der deutschen Oper die Bahn gebrochen hat — er war 1728 in Wendischossig bei Görlitz geboren und starb in Leipzig 1804 —, übernahm diese Arbeit und ließ sie 1779 erscheinen, wobei er noch 33 neue eigene Singweisen hinzufügte. In dieser Sammlung findet sich natürlich auch unser Ewigkeitslied, aber nicht, wie manchmal berichtet wird, mit einer Hillerschen, sondern lediglich mit der „schönen schlesischen Melodie" des Ölser Staatsrats Matthäus Apelles v. Löwenstern, nach der es auch Sophie von der Bettlerin hatte singen hören. Der Vers ist die antike alcäische Strophe.

Von einem besonderen Anlaß zur Entstehung unsers Liedes wird uns leider nichts überliefert. Nur so viel wissen wir, daß Hermes sich wiederholt durch das Choralspiel einer musikalisch begabten Tochter zum Dichten angeregt fühlte. Sie wählte mit Vorliebe schlesische Melodien aus. Wahrscheinlich ist also eine solche musikalische Stunde auch die Geburtsstunde von „Ich hab von ferne" gewesen.

3. „Weil ich Jesu Schäflein bin."

(Luise v. Hayn.)

„Der 5. November 1744 war der glückselige Tag, da ich in Marienborn ankam, da ich die ersten Geschwister sahe und da mich ein Friede Gottes umgab und ein Gemein-Geists-Gefühl, das mir noch immer neu ist, so oft ich daran denke. Ich hatte ein paar liebe Eltern verlassen, und hier war es, als hätte ich auf einmal hundert Väter und Mütter wiedergefunden, so fühlte ich aller Geschwister Herzen gegen mich Armes, und mir war's wirklich wie einem Kinde, das nun aus der Fremde in seiner Mutter Haus und bei den Seinigen angekommen war."

Mit diesen glückatmenden Worten berichtet die Dichterin, deren Bild wir im folgenden zeichnen wollen, am Abend ihres Lebens von

dem großen Schritt, den sie einst als junges, 20jähriges Mädchen aus dem Vaterhause hinaus getan hatte, um nicht wieder zurückzukehren. Wie war das denn gekommen?

In dem nassauischen Städtchen Idstein, wo ihr aus der Niederlausitz stammender Vater als Oberjägermeister des Landesherrn seinen Wohnsitz hatte, war Henriette Marie Luise v. Hayn 1724 geboren. Die aus Öttingen stammende Mutter, Ernestine v. Laßberg, wußte zu erzählen, wie ihr Vater als 7jähriger Knabe mit seiner Mutter um des evangelischen Glaubens willen aus Österreich habe auswandern müssen. In Luisel lebte von klein auf eine überströmende Liebe zum Heilande, die sich in einem nicht von außen angeregten, sondern aus dem eigenen Herzen aufquellenden brünstigen Gebetsleben äußerte. Nach der Einsegnung freilich, als man sie in Gesellschaften einführte, kamen ein paar Jahre, in denen ihr geistliches Leben Gefahr lief, in weltlicher Eitelkeit zu versiegen und zu versanden, wenn sie auch zur rechten Befriedigung darin niemals kam, sondern, wie sie schreibt, „in einem beständigen Lamentieren" über sich selber dahinging. Da fielen ihr Zinzendorfs Berlinische Reden, die der Graf 1738 in der preußischen Hauptstadt gehalten hatte, in die Hände und gaben ihr neues Licht auf den Weg. Um dieselbe Zeit erfuhr sie, daß die aus Sachsen vertriebene „Pilgergemeine" nur wenige Meilen von Idstein, in der Wetteraue auf Schloß Ronneburg, zu Herrenhag und Marienborn von neuem sich sammle. Es waren freilich nur ungünstige Gerüchte, die man von dorther ihr zutrug. Sie aber war innerlich fest überzeugt, daß das Gegenteil der Wahrheit entspreche. Wenn nur die Eltern nicht jeden Gedanken, sie dorthin zu lassen, so meilenweit von sich gewiesen hätten! Da begab es sich eines Morgens, daß sie, als sie ihrem Vater wieder nach der täglichen Gewohnheit ein Kapitel aus der Bibel vorlas, auf das Wort des Heilandes kam: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht wert". Das ging ihr wie ein Pfeil durch die Seele. War das nicht buchstäblich ihr eigener Fall? Sie legte das Buch hin, als ob sie schnell etwas Notwendiges zu bestellen habe, eilte auf ihr Zimmer und schrieb dort einen Brief an ihren Vater, in dem sie ihm ebenso kindlich-demütig wie flehentlich bittend unter Tränen ihr Herz ausschüttete: sie könne nicht anders, sondern müsse dem göttlichen Rufe jetzt folgen. Dann machte sie sich sofort auf den Weg, sandte den Brief vom nächsten Dorfe aus zurück und wanderte weiter bis Frankfurt a. M. Dort wurde sie freilich

schon durch die nachgesandten elterlichen Boten eingeholt und wieder zurückgebracht. Und dennoch wurde ihr ungewöhnliches Vorgehen in Gottes Händen das Mittel, sie zum Ziele zu bringen. Verständige Hausfreunde überzeugten ihre Eltern, daß es keine sicherere Kur gäbe, das junge Menschenkind zur Besinnung zu bringen, als wenn sie ihr einmal den Willen ließen: dann würde sie unter den Herrnhuter Narren sehr bald und gründlich von ihrer eigenen Narrheit geheilt werden. So kam es, daß ihre Eltern selbst sie in Frieden und Freundlichkeit nach Marienborn schickten, im stillen voll Hoffnung, bald wieder eine reuige Tochter in ihre Arme schließen zu können. Die Wirkung kennen wir schon. Zwar forderten die Eltern, als sie ihren Irrtum gewahr wurden, die Rückkehr ihres Kindes. Es gab noch manchen herzbeweglichen Kampf. Als aber Zinzendorf selbst an den Vater schrieb und sich für die Tochter aufs wärmste verwandte, gaben sie sich endlich darein und ließen die Unheilbare ziehen. Des Menschen Wille, der so oft seine Hölle ist, war hier wirklich einmal sein Himmelreich geworden. Luisel hatte ihres Schiffleins Hafen und ihrer Seele Heimat gefunden.

Was aber war es denn, wodurch die Brüdergemeine auf diese und so viele andre Seelen — wir erinnern nur an die in derselben Gegend heimische Susanne Katharina v. Klettenberg, die Freundin der Frau Rat Goethe — bis in unsre Tage solche übermächtige Anziehungskraft ausübte? Zwei Dinge vor allen. Hier war eine Gemeinde, die, wie Zinzendorf damals schrieb, „des Heilands Testament (Joh. 17) soviel möglich durch Gnade ausführen" und die zerstreuten Kinder Gottes in wahrer Bruderliebe vereinigen wollte, und zum andern eine Gemeinde, die nicht eigene Wege erwählte, sondern bedingungslos und willig sich der Führung ihres himmlischen Hirten überließ. Hatte man doch im Jahre 1741 sogar das Ältestenamt aufgehoben und beschlossen, „dem Heiland das Ältestenamt zu übertragen". Dazu kam Zinzendorfs geistgesalbte, mächtige Persönlichkeit selbst. Luisel wuchs von Jahr zu Jahr fester und inniger mit der Gemeinde zusammen.

Wir können ihren inneren und äußeren Lebensgang nicht weiter im einzelnen verfolgen. Im Jahre 1750, in dem sie zur Pflegerin des Mädchenhauses bestellt und mit dem Unterricht der Kinder betraut war, zog sie mit der Gemeine, der die Rückkehr in die Heimat wieder verstattet war, in die Lausitz und versah bis 1766 dasselbe Amt in Herrnhut mit Liebe und Freudigkeit; die folgenden 16 Jahre

war sie mit gleichem Segen dort Pflegerin der ledigen Schwestern. Aus ihrem Seelenleben weiß sie mit Anbetung und Dank zu berichten, wie der Heiland sie von Stufe zu Stufe immer spürbarer in seine Nähe gezogen und sich als ihr guter Hirte bezeugt habe.

Sie hatte für ihren Schwesternberuf in der Gemeine mancherlei Gaben vom Herrn empfangen, die sie treulich in seinem Dienste gebrauchte. Nicht die geringste darunter war die Gabe der Dichtkunst. Schon im 3. Teil des „Kleinen Brüder-Gesangbuchs", das, von Christian Gregor zusammengestellt, 1767 in Barby gedruckt war, finden sich 14 Lieder von ihr, die meisten allerdings nur eine einzige Strophe umfassend, da die der Gemeine eigentümliche Einrichtung der „Sing-Stunden" die Benutzung einer größeren Anzahl einzelner Strophen üblich machte. Die Verse unsrer Dichterin bekunden, wie völlig sie in die Sprach-, Denk- und Dichtungsweise der damaligen Gemeine eingegangen war. Auch an deren Einseitigkeiten und Mängeln, an der Gleichgültigkeit gegen den geläuterten Geschmack und die gehobeneren Kunstgesetze, nimmt sie teil. Darum darf man hier am wenigsten die Regel außer acht lassen: „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen." Wer diesen Gang aber gemacht hat und in Luise v. Hayns Umwelt heimisch geworden ist, wird auch in ihrem Garten an mancher lieblichen Blume sich freuen können.

Die lieblichste darunter ist unzweifelhaft die, welche jetzt auch in unsern Gesangbüchern ihre Blüte entfaltet. Im Jahre 1776 — zuweilen wird auch ein anderes Jahr aus demselben Jahrzehnt dafür genannt — hatte Luise der Schwester Christine Petersen zu deren auf den 8. August fallenden 36. Geburtstage ein siebenstrophiges Lied mit dem Anfang „Weil ich Jesu Schäflein bin" gedichtet. Die im Holsteinschen 1740 geborene und als Kind schon in die Gemeine verpflanzte Schwester Christine stand ihr seit lange innerlich nahe. In ihrem Lebenslauf erzählte dieselbe später, sie hätte sich vor ihrem ersten Abendmahlsgang ganz unwürdig gefühlt und sei endlich schweren Herzens zu Luise v. Hayn gegangen; „so hatte ich mit der sel. Schwester eine sehr gründliche und vertrauliche Unterredung über meinen zurückgelegten Lebensweg und genoß davon den Segen, der darauf ruht, wenn eines dem andern seine Sünde bekennt und dann für uns gebetet wird". Als sie erwachsen war, wurde sie zu den Kindern ins Mädchenhaus geschickt, um ihnen Unterricht zu erteilen; auch in der Ortsschule wurde sie lange Zeit beschäftigt. Darauf be-

zieht es sich, wenn unser Lied in seiner ursprünglichen vollständigen Form im Anschluß an den 23. Psalm nicht nur das Glück des von der Hut des guten Hirten geweideten Schäfleins besingt, sondern auch darauf deutet, wie das Geburtstagskind selbst von dem guten Hirten „zu der Lämmer Hut bestellt" sei und in seiner Spur neben der Herde hergehen dürfe.[11]) Es war also ein Gelegenheitsgedicht, das die ihm zugrunde liegenden persönlichen Beziehungen hindurchscheinen ließ.

Nun war um dieselbe Zeit das schon genannte Mitglied der Unitätsdirektion in Berthelsdorf Christian Gregor (1723—1801) im Auftrage der Synode mit Abfassung eines neuen „Gesangbuchs zum Gebrauch der evangelischen Brüder-Gemeinen" beschäftigt, das im Jahre 1778 in Barby herauskam. Es sollte, wie es in der Vorrede heißt, „die wichtigsten und dem Herzen und Gedächtnisse nie genug einzuprägenden Gotteswahrheiten nach der Heiligen Schrift einfältig und deutlich und zugleich lebhaft und erfahrungsmäßig in sich fassen mit Hinweglassung alles dessen, was einem gegründeten Widerspruch unterworfen ist oder auf Privatmeinungen sich gründet." In dieser Ausscheidung störender und Hinzudichtung neuer Strophen sowie in der Verbindung einzelner Teile aus verschiedenen Liedern zu einem neuen einheitlichen Liede hat Gregor, der selber dichterisch begabt war, seine größte Kunst bewiesen, von der alle deutschen evangelischen Gesangbücher heute noch den Segen genießen. Auch von Schwester Luisels Liedern hatte er etwa doppelt so viele, als bereits 1767 gedruckt waren, bearbeitet und aufgenommen, darunter als Nr. 1179 auch unser Geburtstagslied. Indem er einfach die beiden ersten und den letzten Vers zusammenstellte, schuf er es zu einem kurzen, in sich geschlossenen Kinderliede um, das man mit Recht als „das Muster eines Kinderliedes" bezeichnet hat. Mit Zinzendorfs „Ich bin ein kleines Kindelein", das bereits aus dem Jahre 1723 stammte, war er ähnlich verfahren, indem er es von 14 auf 8 Strophen verkürzte.[12]) In kindlichen Vorstellungen und Worten bringt unser Lied diejenigen religiösen Wahrheiten zum Ausdruck, die schon jedem Kinde die wesentlichsten und verständlichsten sind, wobei wir die grauköpfigen Gotteskinder nicht einmal auszunehmen brauchen. Den Dank für seine Schaffung wird die christliche Gemeinde aber auf den König David, den Bauernsohn Christian Gregor und die Schwester Luisel verteilen müssen. Die letztere wurde im Sommer 1782, nachdem sie ihren 58. Geburtstag gefeiert

hatte, „in des Hirten Arm und Schoß" zu noch größerem Glück, als sie hienieden bereits genossen hatte, heimgetragen, während Christine erst 1807 in Neusalz entschlief.

Zwei Jahre nach Luisens Tode gab Gregor sein „Choralbuch zu dem Gesangbuch der evangelischen Brüdergemeine" heraus, in dem auch unser Lied seine allbekannte, wahrscheinlich von Gregor selbst stammende Tonweise gefunden hat. Eine andre hat später Silcher seiner württembergischen Kinderwelt geschaffen. Die Wahl zwischen beiden ist nicht leicht. Während Kümmerle die letztere eines „leierig bequemen Ganges" beschuldigt, nennt Nelle die erstere „musikalisch arm" und die letztere „wertvoller". Wir lassen den Gelehrten ihren Geschmack und singen fröhlich mit den Kindern ihr Liedlein, so oder so.

4. „Der Mond ist aufgegangen" und „Wir pflügen und wir streuen".

(Matthias Claudius.)

Die Zahl der Theologen, die ihrem ursprünglichen Studium untreu geworden und, unter Verzicht auf den Eintritt ins geistliche Amt zu andern Berufen, den schriftstellernden und dichtenden vor allen, übergegangen sind, ist ungemein groß. Unter ihnen aber sind etliche, die nun im Bürgerkleid erst recht und in weit höherem Maße Prediger und Verkündiger der evangelischen Wahrheit geworden sind, als sie es im Talar und auf der Kanzel jemals hätten werden können. Wir brauchen zum Beweise nur an Gellert, Johannes Falk und Ernst Moritz Arndt zu erinnern. Der aber, dem wir im folgenden uns zuwenden, nimmt in ihrer Reihe deshalb noch eine besondere und hervorragende Stelle ein, weil er nach Zeit und persönlichen Beziehungen gerade in die wichtigste Periode unsrer klassischen Dichtung sich einordnet und in ihre Symphonie die reinen Töne christlichen Glaubens und unverfälschten biblischen Bekenntnisses mischt, die ohne ihn darin gar nicht oder nur unrein zu Gehör gekommen wären.

Im Jahre 1775 erschien in „Wandsbek, beim Verfasser" der erste und zweite Teil des „ASMUS omnia sua SECUM portans oder Sämtliche Werke des Wandsbecker Bothen", und im Jahre 1812, also drei Jahre vor des Dichters Tode, die „Zugabe" oder der achte und letzte Teil. Mit unverhohlener Selbstironie, die einen wesentlichen Teil seines schriftstellerischen Stils ausmacht, gibt der damals 35jährige, aus dem Pfarrhause Reinfeld bei Lübeck stammende Matthias Claudius seinen kleinen poetischen und prosaischen Erzeug-

nissen bei ihrem Eintritt in die Bücherwelt einen sehr volltönenden Titel mit. Daß es ihm aber gelungen ist, unter diesem Titel sowohl den Kindern seiner Muse, die doch so selten zu künstlerischem Eigenwert sich erheben, als auch ihrem Vater einen bleibenden Platz in der deutschen Literatur zu sichern und überdies Wandsbek zum „berühmtesten Marktflecken von Deutschland" zu machen, ist doch wohl ein Beweis, daß ihre Hände Goldkörner ausstreuen, die unvergänglichen Gehalt haben. Ein anderer Beweis wird darin zu finden sein, daß in den folgenden Jahrzehnten kaum ein christlich angeregter Geist in Deutschland auftritt, der nicht mit warmer Verehrung des Segens gedächte, den er dem Boten verdankt. Wir greifen nur aus den an unserm Wege stehenden Männern Christoph v. Schmid und Friedr. Adolf Krummacher heraus. Von dem ersteren berichtet Werfer: „Am meisten ist er in Claudius zu Hause". Der letztere aber schreibt an seinen studierenden Sohn Emil im Herbst 1819: „Das ist gut, daß Du den omnia secum portans so liebgewonnen hast, ja darin ist ein Schatz von Weisheit. Ich lese ihn auch schon über 20 Jahre und werde sein nicht satt, und es kommen mir immer neue Geheimnisse darin zum Vorschein. Wer ihn nicht kennt, kann kein Theologus sein noch werden."

Die von den Göttingern, in deren Kreis auch Claudius zu stellen ist, übernommene Losung Rousseaus lautet: „Zurück zur Einfalt und zur Natur!" Auch die beiden Gedichte, die aus der Tasche unsers Boten zu Gesangbuch-Volksliedern geworden sind, legen dafür Zeugnis ab. Sie finden sich beide in dem 4. Teil der Werke, dessen „Subskriptions-Anzeige" unter dem 1. November 1782 erlassen ist. Das älteste von ihnen und zugleich das am tiefsten in das Bewußtsein der christlichen Gemeinde eingedrungene ist das bekannte „Abendlied" „Der Mond ist aufgegangen". Es erschien zuerst im Voßschen Musenalmanach für 1779 und wurde noch in demselben Jahre von Herder als einzige Probe eines noch lebenden gleichzeitigen Dichters in seine „Volkslieder" aufgenommen, „um einen Wink zu geben, welches Inhalts die besten Volkslieder sein und bleiben werden", muß also wohl 1777 oder 1778 entstanden sein. Es verdient diese Auszeichnung unzweifelhaft, so groß anderseits der Anteil ist, den die Kunst an ihm hat, ein größerer als an irgend einem andern Lied unsers Dichters. Auf den ersten Blick erkennt man, daß es ein Nachklang von Paul Gerhardts „Nun ruhen alle Wälder" sein will, mit dem es nicht nur den Vers, sondern auch einzelne Wortfügungen

am Anfang und am Schlusse gemein hat. Aber wie viel innerlicher und eingehender empfindet und beobachtet der Dichter von 1778 als der von 1647! Karl Lamprecht hat in seiner Deutschen Geschichte an diesem Beispiel die Entwicklung des Naturgefühls in seinen verschiedenen Stufen nachgewiesen. Schon Gerhardt bedeutet in dieser Hinsicht einen wesentlichen Fortschritt gegenüber seinen Vorgängern und Zeitgenossen. Allein es sind nur die großen Umrisse des Naturlebens, das Schlafen der Kreaturen, das Verschwinden der Sonne, das Prangen der Sterne, die er mit ein paar kräftigen Strichen zeichnet. Claudius dagegen weiß auch schon vom schwarzen und schweigenden Walde, von dem aus den Wiesen steigenden weißen Nebel und dem nur halb sichtbaren Monde zu singen.

Diese Unterschiede der äußeren Anschauung sind die Hülle für die Unterschiede der innern Gedanken- und Empfindungswelt. Während der Dichter aus dem Zeitalter der Orthodoxie von keiner Anfechtung seines Heilsgutes weiß, sondern sich ungestört seines Glaubensbesitzes erfreut, muß sein Nachfolger in dem so fortgeschrittenen Jahrhundert der Aufklärung über die vielen Künste seufzen, die uns weiter vom Ziel bringen und der Einfalt des Kinderglaubens, der doch allein den Wert des Glaubens hat, uns entfremden. Claudius spricht damit wieder den wesentlichen Inhalt und Zweck seiner Schriftstellerei und seines Lebensberufes aus, das Bekenntnis des einfachen Evangeliums unter einem Geschlecht hochgestiegener Künste und weitgerühmter Wissenschaften. Wie wenig dies Geschlecht seine Predigt zu ertragen vermochte, beweist handgreiflich das Glaucha-Hallesche Gesangbuch von 1790, das erste, das sein Abendlied aufnahm, aber die Zeile „Sind eitel arme Sünder" ebenso unpoetisch wie bekenntnisscheu in „Wir fehlen mehr und minder" (!) umdichtete.

* * *

Das andre hierher gehörige Lied, das sogenannte „Bauernlied", findet sich in demselben 4. Teil der Werke, und zwar in einem 28 Seiten langen erzählenden Aufsatz, der „Paul Erdmanns Fest" überschrieben ist:

Asmus gelangt auf der Reise mit seinem Vetter in ein Dorf, in dem sie erfahren, daß andern Tages einer der Bauern sein Jubiläum feiern würde, weil er sein Erbe nun fünfzig Jahre bewohnt habe. Sie beschließen zu bleiben und werden willkommen geheißen. Am Vormittag sammeln sich die Dorfbewohner auf dem Festhof,

dessen Inhaber sie begrüßt und ihnen dankt, daß sie ihm seinen Ehrentag feiern helfen wollen: „Es sind heut fünfzig Jahr, daß ich dies Erbe sehr wüste und verfallen antrat. Ich habe mit Gott angefangen und ihn oft hinterm Pflug um seinen Segen gebeten, und er hat mich gesegnet. Da steht mein Vieh und wiederkäut und wiehert, und in allen den fünfzig Jahren hat mir nichts gemangelt. Ich bin nicht wert solcher Barmherzigkeit, das weiß ich — und ich möchte mich in mein Heu verkriechen. Aber Gott ist gnädig und verlangt nur von uns, daß wir seine Güte erkennen; und da habe ich euch heute hergeladen, ihr lieben Nachbarn! daß ihr's mir helfet tun. Helft mir denn heute Gott danken, ihr lieben Nachbarn! und laßt uns hier miteinander fröhlich sein, ihr lieben Nachbarn! Amen!"

Zum Mittag erscheint auch der Edelmann des Dorfes, Herr von Hochheim, von allen als wahrhaftiger Wohltäter verehrt, mit seinen Gästen, unter denen ein französisch parlierender, ungläubiger Herr von Saalbader samt seiner Mutter das Satirspiel abgibt. Die Bauern singen ihr „Kartoffellied" mit dem Schlußvers:

Schön rötlich die Kartoffeln sind
Und weiß wie Alabaster!
Sie däu'n sich lieblich und geschwind
Und sind für Mann und Frau und Kind
Ein rechtes Magenpflaster.

Endlich auf die Frage des Herrn von Hochheim: „Ihr Leute, sollen wir nicht unser Bauernlied haben?" stimmen sie auch dies an. Es besteht aus 13 vom Vorsänger Hans Westen gesungenen Versen, zwischen denen je die ganze Bauernschaft im Chor einfällt:

Alle gute Gabe
Kam (Kömmt) von oben her, von Gott,
Vom schönen blauen Himmel herab.

Diesen Kehrvers wolle der Leser also im Geist zwischen die folgenden Verse einschieben, um sich den vollen Eindruck des Ganzen zu vergegenwärtigen.

1. Im Anfang war's auf Erden
Nur finster, wüst und leer;
Und sollt' was sein und werden,
Mußt' es wo anders her.

2. So ist es hergegangen
Im Anfang, als Gott sprach;
Und wie sich's angefangen,
So geht's noch diesen Tag.

3. Wir pflügen, und wir streuen
Den Samen auf das Land;
Doch Wachstum und Gedeihen
Steht nicht in unsrer Hand.

4. Der [d. i. der Himmel] tut mit leisem
Sich mild und heimlich auf, [Wehen
Und träuft, wenn wir heimgehen,
Wuchs und Gedeihen drauf.

5. Der sendet Tau und Regen
Und Sonn- und Mondenschein,
Der wickelt Gottes Segen
Gar zart und künstlich ein.

6. Und bringt ihn dann behende
In unser Feld und Brot;
Es geht durch seine Hände,
Kömmt aber her von Gott.

7. Was nah ist und was ferne,
Von Gott kömmt alles her!
Der Strohhalm und die Sterne,
Der Sperling und das Meer.

8. Von ihm sind Büsch und Blätter,
Und Korn und Obst von ihm,
Von ihm mild Frühlingswetter
Und Schnee und Ungestüm.

9. Er, er macht Sonnaufgehen,
Er stellt des Mondes Lauf,
Er läßt die Winde wehen,
Er tut den Himmel auf.

10. Er schenkt uns Vieh und Freude,
Er macht uns frisch und rot,
Er gibt den Kühen Weide
Und unsern Kindern Brot.

11. Auch Frommsein und Vertrauen
Und stiller, edler Sinn,
Ihn flehn und auf ihn schauen
Kömmt alles uns durch ihn.

12. Er gehet ungesehen
Im Dorfe um und wacht
Und rührt, die herzlich flehen,
Im Schlafe an bei Nacht.

13. Darum so woll'n wir loben
Und loben immerdar
Den großen Geber oben.
Er ist's! und Er ist's gar!

Diesen Versen lassen die Sänger dann noch drei eigens „auf heute hinten dran gemachte" folgen:

14. Und Er hat große Dinge
An Nachbar Paul getan;
Denn ärmlich und geringe
Trat Paul sein Erbe an.

15. Er hat bewahrt vor Schaden,
Hat reichlich ihn bedacht,
Hat heute ihm aus Gnaden
Ein Jubiley gemacht.

16. Und solche Gnad und Treue
Tut er den Menschen gern.
Er segne Paul aufs neue,
Und unsern lieben Herrn!

Man merkt es dem kräftigen Liede, aus dem erst später ein geistliches Gesangbuchlied von drei oder vier Versen zurechtgeschnitten wurde, deutlich an, daß es in der durch die Philanthropine und v. Rochows Kinderfreund geschaffenen Luft erwachsen ist. Claudius selbst hatte sie unmittelbar geatmet, als er 1775—1776 in Darmstadt seinen einzigen, schnell gescheiterten Versuch einer amtlichen Tätigkeit als „Ober-Landcommissarius" unternahm, um „dem Untertanen sein ganzes Leben froher, seinen Himmel blauer zu machen". Hinterher, im Jahre 1781, war er gar noch selbst ein Grundbesitzer geworden und hatte ein Haus an der Lübschen Straße vor Wandsbek mit Garten und Wiese für seine zwei Kühe erworben. So erprobte er

damals gerade die Wahrheiten, die sein Lied sang, am eigenen Leib. Es läßt sich denken, daß dieser Umstand der Dichtung mit zu ihrer lebensfrischen Farbe verholfen hat. Auch ihm ist das klare Bekenntnis zu dem allmächtig schaffenden und unmittelbar in das Natur- und Menschenleben eingreifenden Gott aufgeprägt, mit dem Claudius immer wieder allen pantheistischen und deistischen Künsten der Aufklärung entgegentritt.

Der Komponist unsrer Lieder aber verdient es, daß wir ihm ein eigenes Kapitel einräumen, da er einer der hervorragendsten in der Geschichte des deutschen Liedes ist und wir auch später noch öfter auf ihn werden zurückkommen müssen.

5. Johann Abraham Peter Schulz und seine „Lieder im Volkston".

Der Siebenjährige Krieg war beendet, und der Frühling 1764 ließ neue Friedensblüten ersprießen. Da zog eines Tages ein junger, 17jähriger Bursche von Westen her in Berlin ein. Niemand kannte ihn hier, und niemand erwartete ihn. Auch sein Name hob ihn nicht aus der Menge heraus, denn er hieß Schulz, Johann Abraham Peter mit Vornamen. Sein Vater, ein ehrsamer Bäckermeister in Lüneburg, hatte ihn das Gymnasium besuchen lassen, um einen Prediger aus ihm zu machen. In dem Sohne aber war der Drang zur Tonkunst so übermächtig, daß er endlich es durchsetzte, mit 10 Talern in der Tasche nach Berlin geschickt zu werden, um hier sein Heil zu versuchen. Wirklich nahm ihn der Musikgelehrte Kirnberger in sein Haus und unterrichtete ihn. Nach Beendigung der Lehrzeit bereiste er als musikalischer Begleiter der Fürstin Sapieha Österreich, Italien Frankreich und zog dann zum zweitenmal in Berlin ein, wo er bald einer der gesuchtesten Musiklehrer wurde und besonders am Hofe bei der Kronprinzessin und 1780—1787 bei dem Prinzen Heinrich in Rheinsberg die musikalische Leitung des französischen Operettentheaters übernahm. Leider mußte aber auch er es erfahren, daß mit großen Leuten Kirschen essen gefährlich ist. Die Prinzessin Amalia, Friedrichs des Großen musikbegeisterte, aber sehr einseitig angelegte Schwester, beleidigte ihn in seiner Künstlerehre schwer. Da ging er als Kapellmeister nach Kopenhagen mit 2000 Taler Gehalt. Nur seine Gesundheit zwang ihn, 1795 zurückzukehren; er hatte sich die Schwindsucht geholt, als er bei dem furchtbaren Schloßbrand die

Musikalien in Sicherheit brachte. Schon im Jahre 1800 verstarb er in Schwedt a. O.

Was hat dieser Mann denn nun für unsere Liederkunst so Besonderes geschafft, daß man noch jetzt von seinen Verdiensten um sie sich erzählen muß? Darauf soll er selber die Antwort uns geben. Seit 1782, zu derselben Zeit also, da er in Rheinsberg alle Hände mit französischer Ware voll hatte, ließ er seine eigenen deutschen Liederweisen in mehreren Heften erscheinen, die er seit 1785 unter dem Titel „Lieder im Volkston" zusammenfaßte. In dem zuletzt genannten Jahre schrieb er auch eine Vorrede dazu, die seine Grundsätze darüber vortrefflich wiedergibt. „In allen diesen Liedern", heißt es dort, „ist und bleibt mein Bestreben, mehr volksmäßig als kunstmäßig zu singen, nämlich so, daß auch ungeübte Liebhaber des Gesanges, sobald es ihnen nicht ganz und gar an Stimme fehlt, solche leicht nachsingen und auswendig behalten können. Zu dem Ende habe ich nur solche Texte aus unsern Liederdichtern gewählt, die mir zu diesem Volksgesange gemacht zu sein schienen, und mich in den Melodien selbst der größten Simplizität und Faßlichkeit beflissen, ja auf alle Weise den Schein des Bekannten darein zu bringen gesucht, weil ich es aus Erfahrung weiß, wie sehr dieser Schein dem Volksliede zu seiner schnellen Empfehlung dienlich, ja notwendig ist. In diesem Schein des Bekannten liegt das ganze Geheimnis des Volkstons... Nur durch eine frappante Ähnlichkeit des musikalischen mit dem poetischen Ton des Liedes, durch eine Melodie, deren Fortschreitung sich nie über den Gang des Textes erhebt noch unter ihn sinkt, die wie ein Kleid dem Körper, sich der Deklamation und dem Metro der Worte anschmiegt, die außerdem in sehr sangbaren Intervallen, in einem allen Stimmen angemessenen Umfang und in den allerleichtesten Modulationen fortfließt, und endlich durch die höchste Vollkommenheit der Verhältnisse aller ihrer Teile, wodurch eigentlich der Melodie diejenige Rundung gegeben wird, die jedem Kunstwerk aus dem Gebiete des Kleinen so unentbehrlich ist, erhält das Lied den Schein, von welchem hier die Rede ist, den Schein des Ungesuchten, des Kunstlosen, des Bekannten, mit einem Wort des Volkstons, wodurch es sich dem Ohr so schnell und unaufhörlich zurückkehrend einprägt. Und das ist doch der Endzweck des Liederkomponisten, wenn er seinem einzig rechtmäßigen Vorsatz bei dieser Kompositionsgattung, gute Liedertexte allgemein bekannt zu machen, getreu bleiben will."

Nach diesen Worten ist vor allem anzuerkennen, daß unser Musikus der Tonkunst im Liede nicht eine herrschende, sondern eine dienende Stellung zuweist: sie soll ersichtlich den Worten des Dichters dienen, ihren Sinn und Gefühlswert mit den Mitteln des Klanges zum treffendsten Ausdruck zu bringen, und zum andern dienen auch dem singenden Volke, dessen Fähigkeit und Fassungskraft sie sich anpassen muß. Diese Grundsätze hat Schulz nun auch treulich in seinen Weisen verwirklicht. Es sind besonders die Dichtungen des Göttinger Hains, der Voß, Claudius, Overbeck und ihrer Genossen, denen er die Flügel des Gesanges geliehen hat. Was unsre Urgroßmütter an ihren Klavieren einst mit Begeisterung immer wieder anstimmten „Blühe, liebes Veilchen", „Warum sind der Tränen unterm Mond so viel?", „Seht den Himmel, wie heiter", das klingt noch bis heute nach. Noch unveralteter aber klingen seine geistlichen Lieder bis heute nach: Voß' „Des Jahres letzte Stunde" und Claudius' „Der Mond ist aufgegangen" und „Wir pflügen und wir streuen". Die Melodie des letzten, des verkürzten „Bauernliedes", wird von Anfang an gleichfalls unserm Schulz zugeschrieben, obwohl sie in seinen eigenen Veröffentlichungen sich nicht nachweisen läßt.[13]) Die des „Abendliedes" dagegen hat er selber 1790 herausgegeben. Dem Dichter hat bei seinen Worten unzweifelhaft nicht bloß das Lied Paul Gerhardts in Gedanken, sondern auch die alte Weise „O Welt, ich muß dich lassen" in den Ohren gelegen. Die eigene Weise aber, die Schulz ihm geschaffen hat, beweist nicht allein, wie innig dieser sich in des Dichters Seele hineinzuversenken verstand, sondern sie trägt auch bei aller Natürlichkeit deutlich das Gepräge der neuen Zeit, in der eine klassische Kunstdichtung im Aufstieg war, an sich. Darum darf Schulz, wenn man die Liederkunst jener Jahre sich ganz vergegenwärtigen will, mit nichten vergessen werden. Er ist ihr sprechendster musikalischer Vertreter.

6. „Wie sie so sanft ruhn, alle die Seligen."

(August Cornelius Stockmann, Friedrich Burkhard Beneken, Samuel David Roller u. a.)

Als Goethe mit seinem Werther sich selbst von seiner Wetzlarer Krankheit befreit und dafür eine tugendberedte, aber willensschwache Gesellschaft mit ihr angesteckt hatte, trat unter den anderthalbhundert deutschen Wertherschriften 1775 auch ein Büchlein ans Licht, das

„Die Leiden der jungen Wertherinn" überschrieben ist und in Monologen und Briefen Lottens Seelenqualen bis zu ihrem frühen Verscheiden an tödlicher Krankheit wiedergibt. Die künstlerische Gliederung des Stoffes und die ordnende Gestaltungskraft bleibt hier freilich meilenweit hinter seinem Vorbild zurück und schwankt zwischen moralisierender Verurteilung und schwärmerischer Bemitleidung Werthers ziellos hin und her. Allein in Stimmungsmalerei und Sprachstil erweist sich der Verfasser als ein sehr gelehriger Schüler des Meisters, in dessen Herzen Ossian den Homer verdrängt hatte. Das einzige Lied, das Lotte seit Werthers Tode ihres Gesanges noch würdigte, lautet:

„Warum weckst du mich,
Frühlingsluft!
Du buhlst und sprichst:
Ich betaue mit Tropfen des Himmels.
Aber die Zeit meines Welkens ist nahe.
Nah der Sturm,
Der meine Blätter herabstört" usw.

Der ungenannte Verfasser dieses weiblichen Werther war ein vierundzwanzigjähriger, aus Weickertsheim bei Waldheim in Sachsen stammender Jurist, August Cornelius Stockmann mit Namen, der 1821 als Professor juris und Domherr von Merseburg in Leipzig verstorben ist. Im Nebenberuf trieb er deutsche, lateinische und selbst griechische Dichtkunst und gab 1779—1781 drei Jahrgänge des Leipziger Musenalmanachs heraus. Dort im 2. Jahrgang steht unter seinen eignen Beiträgen auch das folgende Gedicht:

Der Gottesacker.

Wie sie so sanft ruhn, alle die Seligen,
Zu deren Wohnplatz jetzt meine Seele schleicht!
Wie sie so sanft ruhn, in die Gräber
Tief zur Verwesung hinabgesenket!

Und nicht mehr weinen hier, wo die Klage flieht,
Und nicht mehr fühlen hier, wo die Freude flieht,
Und unter traurigen Zypressen,
Bis sie der Engel hervorruft, schlummern.

Wie, wenn bei ihnen schnell, wie der Rose Pracht
Dahin gesunken, modernd im Aschenkrug,
Spät oder frühe, Staub bei Staube
Meine Gebeine begraben lägen?

Und gäng im Mondenschein einsam und ungestört
Ein Freund vorüber warm, wie die Sympathie,
Und widmete dann meiner Asche,
Wenn sie's verdiente, noch eine Zähre:

Und seufzte nun der Freundschaft noch eingedenk
Voll frommen Schauers tief in den Busen: „Ach!
Wie dieser sanft ruht!" Ich vernähm es,
Säuselnd erschien ihm dafür mein Schatten.

Dies wenig oder nichtssagende rührsame Lied ist, wunderbar genug, mit unwesentlichen Änderungen[14]) weit über einhalb Jahrhundert lebendig geblieben und an tausend und aber tausend Christengräbern zu hören gewesen. Wie war das nur möglich? Gerade deshalb war es möglich, weil es so wenig oder nichts zu sagen hatte. Die Aufklärung und ihr Kind, der Rationalismus, mußten sich selbst einen Religionsersatz schaffen, der durch tränenseligen Gefühlserguß und knochenweiche Selbstanbetung über den Mangel an unwandelbaren Glaubensgrundlagen hinwegtäuschte. Die empfindsame Wertherstimmung, die weder künstlerische noch sittliche Kraft besaß, klang damit harmonisch zusammen. So wurde Stockmanns Lied ein gut getroffenes Selbstbildnis seiner Zeit.

Dazu kam noch ein zweites, das diese sterbensmüden Verse vor dem Grabe bewahrte. Im Jahre 1787 erschien in Hannover ein Musikheft, das den Titel trug: „Lieder und Gesänge für fühlende Seelen. Nebst 6 Menuetten. Von Friedrich Burkhard Beneken." Der Komponist war der 27jährige Pastor von Kloster Wennigsen, der 1818 als Pastor von Wülfinghausen bei Elze in Hannover gestorben ist. Er widmet seine Veröffentlichung seinen ehemaligen Schülerinnen, Baronessen Knigge, und schreibt im Vorbericht zur Erklärung des Titels, sein Gefühl sei ihm bei seinen Kompositionen „Leitung und Regel", deshalb bestimme er diese Kinder seines Herzens „nur fühlenden Seelen". Hier hat nun Stockmanns Lied seine Weise gefunden, der die Gesangvorschrift „langsam mit leiser, gedrückter Stimme" beigegeben ist. Wir erwarten danach ein schwächliches Tonwerk ohne Charakter und Mark und sind angenehm enttäuscht, eine wertvolle und tüchtige, wenn auch gefühlsmäßige und des kirchlichen und glaubensstarken Tons entbehrende Melodie zu vernehmen, die ihr Weiterleben vollauf verdient hat. „Wie ein Berg in der Ebene", sagt Friedländer, „ragte sie über allem Schwächlichen empor. Hier ist wahre und echte Empfindung." Ihr hat Stockmann es offenbar

zu verdanken, daß auch weite christliche Kreise so lange über seine faden Worte hinweghörten. Endlich hatte aber doch ihre Stunde geschlagen. Unter dem 10. Februar 1864 erließ das Breslauer Konsistorium folgende Verfügung an seine Geistlichen: „Es ist zu unsrer Kenntnis gekommen, daß in der Auswahl kirchlicher Gesangstücke, namentlich unter sog. Arien, mancherlei Mißgriffe stattfinden, indem teils die Texte einen dem Worte Gottes nicht entsprechenden Inhalt haben, teils die Melodien des würdigen kirchlichen Charakters entbehren, wodurch die Erbauung, statt gefördert zu werden, vielmehr offenbare Beeinträchtigung erleidet. Wir sehen uns dadurch veranlaßt, den Herren Geistlichen zur Pflicht zu machen, auf die Abstellung dieser Übelstände dadurch hinzuwirken, daß sie sich die Texte aller zur kirchlichen Verwendung gelangenden Gesänge vorher vorlegen lassen und sie nur dann zulassen, wenn sie völlig unanstößig befunden werden und auch die Melodie zu Bedenken keinen Grund bietet. Namentlich machen wir auf zwei Begräbnisgesänge aufmerksam, welche eine weitere Verbreitung gefunden haben und deren Texte in der ursprünglichen Fassung als durchaus unevangelisch und unchristlich bezeichnet werden müssen. Es sind die Arien „Wie sie so sanft ruhn" und „Da unten ist Friede im dunklen Hans."" Darauf gibt die Behörde sogleich die Heilmittel gegen den Schaden an, indem sie fortfährt: „Statt des ganz unbrauchbaren ersten Textes von Stockmann, können die kirchlich unanstößigen, derselben Melodie angepaßten Texte von S. D. Roller, von Johann Peter Lange und von G. Knak unbedenklich substituiert werden. Statt des anstößigen Textes der Arie: „Da unten ist Friede" ist der in Dr. Schians Kirchlichem Wochenblatt dargebotene veränderte Text wenigstens von dem schriftwidrigen Inhalt befreit. Da es an einem Schatze echt evangelischer Gesänge und Grablieder nicht fehlt, so dürfen wir erwarten, daß allen Ausschreitungen auf dem Gebiet des kirchlichen Kultuslebens von den evangelischen Geistlichen mit entschiedenem Ernste und treuer Sorgfalt werde entgegengetreten werden, und machen wir denselbigen diese Sorgfalt um so mehr zur Pflicht, als sie vermöge ihres Amtes die Verantwortung für jedes gegebene Ärgernis tragen."

Veranlaßt war diese Verfügung durch zwei Aufsätze in öffentlichen Blättern, von denen der eine in dem zu Waldenburg unter Pastor Bessers Leitung erscheinenden „Patriotischem Wochenblatt für Stadt und Land" gegen Stockmanns, der andere in dem von Dr. Schian zu Liegnitz herausgegebenen „Kirchlichen Wochenblatt" gegen das

zweite, vom Kreisgerichtsrat Karl Sauppe in Zeitz um 1840 gedichtete und von K. Kloß komponierte Lied entschiedene Stellung genommen hatten. Wenn auch die Vossische Zeitung vom 5. März 1864 (Nr. 57) noch einmal tapfer für die farblose Aufklärungspoesie und gegen den „neuen protestantischen Index carminum prohibitorum“ in die Schranken ritt, so war doch um jene Zeit ihr Schicksal in allen bewußt christlichen Kreisen schon besiegelt, und man konnte getrost die Toten ihre Toten begraben lassen.

Nur Benekens schöne Melodie war nicht tot und sollte nicht begraben werden. Sie hatte, wie die obige Verfügung schon angibt, inzwischen mitsamt der ersten Zeile des Stockmannschen Liedes andere und dauerhaftere Wohnstätten gefunden. Verschiedene Dichter wetteiferten, dem Empfinden der christlichen Gemeinde Rechnung zu tragen und bessere Texte zu schaffen. Sachsenland, Stockmanns Heimat, sollte auch die erste und wirksamste Heilung des Schadens hervorbringen.

In Lausa, zwei Stunden von Dresden am rechten Ufer der Elbe, stand seit 1811, von dem Burggrafen Heinrich von Dohna, einem Enkel Zinzendorfs, berufen, Samuel David Roller[15]) im Pfarramt, ein mit manchen Sonderlichkeiten, aber noch mehr trefflichen Geistesgaben ausgestatteter Mann, der als Lehrer Theodor Körners und dann durch Kügelgens Jugenderinnerungen in weitesten Kreisen bekannt geworden ist. Er war im Pfarrhause von Heynitz 1779 geboren, hatte, früh vaterlos, sich unter vielen Entbehrungen durchkämpfen müssen, dabei aber seinen einfältigen, wurzelechten Kindesglauben sich treulich bewahrt. „Öfter“, sagte er später von seiner Leipziger Universitätszeit, „verließ ich nach rationalistischen Vorträgen den Hörsaal ganz ungläubig dem Verstande nach, nebenbei fuhr aber mein Herz ganz kindlich fort zu rufen: ‚Herr Jesu!‘ und so verzog sich bald der ungläubige Dunst wieder.“ Unter seinen Gaben war die der Dichtkunst nicht die geringste. Oft erfreute er mit ihr die ihm nahestehenden Freunde. Als aber am 5. Mai 1827 der alte König Friedrich August, unter dem Sachsen die schweren napoleonischen Jahre durchlebt hatte, gestorben war, verfaßte er auch auf ihn zwei Grab-Chorgesänge, die in Einzeldrucken verteilt wurden. Beide sind in alcäischem Versmaß gedichtet und nach Benekens Weise zu singen. Der erste beginnt: „Des Herrn Gesalbter ruht in der Väter Gruft“, der zweite aber „So ruhen in Christo alle die Seinigen“. Dieser letzte ist mit geringen Änderungen[16]) der älteste echtchristliche

Ersatz für Stockmanns Lied geworden, der jetzt in jedem Gesangbuch zu finden ist. Wir brauchen ihn daher hier auch nicht wiederzugeben. Um dieselbe Zeit als Bunsen, Stier und Karl von Raumer die alten Kernlieder in neuen Sammlungen ans Licht stellten, um 1830, verfaßte auch Roller, auf Graf Dohnas Veranlassung, ein eigenes Gesangbuch, das 1830 in Leipzig herauskam. Mit 11 andern Liedern Rollers stand auch unser Lied darin. Seitdem ist es in immer weitere Kreise gedrungen, auch an des Dichters Sarge wurde es im Jahre 1850 angestimmt. Es gehört mit Benekens Weise zu dem bleibenden Sangesgut der Gemeinde.

Die nächste Umdichtung des Stockmannschen Textes stammt von einem ungenannten Verfasser. Sie findet sich in einem Notenheft, das F. H. Eickhoff 1832 in Gütersloh unter dem Titel „Sechzig deutsche Lieder mit bewährten Sangweisen. Zunächst für Schulen", ohne seinen Namen zu nennen, herausgab, und lautet dort S. 38:

Wie sie so sanft ruhn, alle die Seligen,
Die tapfer kämpften den großen Lebenskampf!
Wie sie so sanft ruhn in den Gräbern,
Bis sie zum Lohne erwecket werden!

Du Gottversöhner, wardst auch ins Grab versenkt,
Da du am Kreuze hattest für uns vollbracht.
Nicht zum Verwesen lagst du, Heiliger,
Zum großen Lohne erstandst du wieder.

O wenn auch wir ruhn wie all die Seligen,
Und hier bestehen den schweren Lebenskampf,
Dann wirst, Erlöser, du uns rufen
Aus unsern Gräbern zum ewigen Lohne.

Diese Verse nahm Johann Peter Lange (1802—1884) in sein Deutsches Kirchenliederbuch (Zürich 1843) auf, wobei er nur für „Lohne" in den drei Schlußzeilen jedesmal „Feste" einsetzte. Eine eigne Umdichtung des Liedes findet sich bei ihm nicht, wohl aber eine solche des andern „Da unten ist Frieden" in seinen „Geistlichen Gedichten. 2. Sammlung, Bonn 1880." S. 13.

Der dritte, der darauf den Stockmannschen Rahmen mit christlichem Geiste erfüllte, war der in obiger Verfügung gleichfalls schon genannte Gustav Knak. Sein Lied, das auch an seinem Grabe gesungen und später neben demjenigen Rollers ins Pommersche Gesangbuch aufgenommen wurde, ist das längste unter diesen Geschwistern und lautet (Straube: Lieder zur Ehre des Herrn, H. 8):

Wie sie so sanft rnhn, alle die Seligen,
In ihren Kammern, die Gottes Sohn geweiht
Zu Friedensstätten, durch sein Sterben,
Durch seine Ruhe im Felsengrabe!

Manch' heiße Träne netzte den Pilgerpfad
Der Heimgegangnen hier in dem Jammertal,
Beim Kampf von außen und von innen
Wollten die Knie oft gar ermüden.

Da schlug die Stunde, deren sie längst geharrt,
Da brach die Hütte, die ihn so oft beschwert,
Und auf der Engel Himmelswagen
Eilte der selige Geist nach Hause.

Dort führt das Lamm nun seine getreue Schar
Zum Lebensbrunnen, der nimmermehr versiegt,
Und trocknet huldreich von den Augen
Alle die Schmerzens- und Wehmutstränen.

Und wenn der große, herrliche Frühlingstag
Der Auferstehung einstens erschienen ist,
Und der Posaune Ton erschallet, —
Werden sich öffnen der Gräber Türen;

Und Jesus Christus wird mit allmächt'gem Hauch
Die nicht'gen Leiber seiner Vollendeten
Dann ähnlich machen seinem Leibe,
Daß sie so hell wie die Sonne leuchten.

Und Leib und Seele werden ohn' Ende sich
In ihm erfreuen, in dem lebend'gen Gott,
Und unabläßig wird erschallen:
„Ehre dem Vater, dem Sohn, dem Geist!"

Ach Herr, mein König! hilf, daß auch ich dereinst
Vor deinem Stuhle, unter den Seligen,
Im Blut des Lammes rein gewaschen,
Dürfe mit Freuden dein Antlitz schauen!

Alle diese Lieder waren, ihrem antiken Vorbild gemäß, reimlos gehalten. Der letzte aber, der nun noch in die nämliche Spur trat, wagte auch in dem Stück ein Neues. Ernst Gebhardt, der Sangmeister der Gemeinschaftskreise, veröffentlichte in seinen „Bundesliedern für Männerchöre" (Bremen o. J.) das folgende, nur dreistrophige Gedicht:

Der Seligen Ruhe.

Sanft ruhn in Jesu alle die Seligen,
Dort, wo im Frieden sie ihren Heiland sehn,
Rein von der Sünde, fern allem Leide,
Voll Himmelswonne und ewger Freude!

Und ob am Grabe, stille in bangem Schmerz,
Säet mit Tränen heute noch unser Herz,
Leuchten doch milde über uns allen
Voll sel'ger Klarheit der Hoffnung Strahlen.

Hier ist wohl Trennung unser so bittres Los;
Doch Wiedersehn winkt uns aus Jesu Schoß!
Wer kann's ermessen, was wir dort finden,
Wenn wir im Glauben recht überwinden!

So sind bisher vier frische Reiser lebendiger Christenhoffnung auf den hohlen Stamm sentimentalen Freundschaftskultus aufgepropft und grünen fröhlich fort. Jedes trägt seine eigne Schönheit an sich und doch alle die eine. Stockmann und Beneken haben ahnungslos der gläubigen Gemeinde Handreichung tun müssen. Es soll ihnen gedankt sein.

7. „Lobt froh den Herrn, ihr jugendlichen Chöre!"

(Georg Geßner und Hans Georg Nägeli.)

Wen sein Reiseweg einmal in die schöne Stadt Zürich, die zu beiden Seiten der Limmat am Seeufer sich aufbaut, führt, der versäumt nicht, auch die Hohe Promenade zu besuchen und von da den Blick über Stadt und Gestade bis zu den das große Rundbild abschließenden Bergen schweifen zu lassen. Wenn dann aber das Auge von den Schönheiten der Ferne gesättigt ist, wendet es sich wieder in die Nähe zurück und verweilt sinnend vor einem freundlichen Denkmal, das dort die edlen Züge eines Mannes wiedergibt. „Hans Georg Nägeli" ist der Name dessen, dem es errichtet ist, und sein kennzeichnender Wahlspruch, der darauf steht, lautet:

In der Lichtwelt der Kunst
Bleibt ewig das Wesentlichste und Bleibendste
Das in schöner Tonform gesungene Wort.

Das also ist der vielgerühmte „Sängervater Nägeli", dem die Schweizer Gesangvereine, die ihm ihr Dasein verdanken, an diesem herrlichen Platze ein bleibendes Gedächtnis ihrer Verehrung und Liebe erbauten. Er hat es reichlich um sie verdient.

1773 war er im hiesigen Kanton zu Wetzikon geboren. Sein Vater, der dortige Pfarrer, gab ihm selbst den ersten musikalischen Unterricht. Später wurde er Musiklehrer in Zürich und eröffnete hier auch einen Verlagshandel mit Leihbibliothek für musikalische Werke. Seine Lebensarbeit aber war darauf gerichtet, durch Grün-

dung von Männergesangvereinen, deren erster in Zürich 1810 zusammentrat, dem Volks-Chorgesang immer größere Verbreitung zu verschaffen und so dem Volke selbst seinen vollen Anteil an der Kunstübung und dem Kunstgenuß zuzuwenden. „Erst da beginnt", sagt er, „das Zeitalter der Musik, wo nicht bloß Repräsentationen die höhere Kunst ausüben." Und an anderer Stelle: „Gesang ist das ewige Thema der Menschenliebe. Volksgesang befördert die Humanität, er einigt, er kräftigt, schlingt Bande der Liebe und Freundschaft, regt edle Empfindungen an, bessert und führt Törichte vom Weg der Torheit und des Lasters in die Arme der Tugend zurück". Solch mächtiges Vertrauen besaß er also zu seiner Kunst. Man merkt es deutlich aus seinen Worten, daß der Geist seines größeren Landsmanns und Zeitgenossen Pestalozzi auch ihn beseelte und er dessen Gedanken auf musikalischem Gebiet zur Ausführung bringen wollte. Auch seine Kompositionen legen dafür Zeugnis ab. In ihnen überwiegt immer das leicht faßbare und sangbare, das auch der großen Menge ohne Schwierigkeit über die Lippen geht. Von seinen weltlichen Tonweisen, die bei weitem die Mehrzahl bilden, ist wohl die bekannteste die Melodie zu dem tugendseligen Liede seiner früh verstorbenen Landsmännin Barbara Urner geb. Welti (1750—1803) „Goldne Abendsonne" — Christian Gottlob Barth (1799—1862) hat es auch zu einem schönen, christlichen Abendliede umgedichtet, das in den Gesangbüchern für Posen und für Schleswig-Holstein Aufnahme gefunden hat — denn die ihm oft zugeschriebene Melodie „Freut euch des Lebens" stammt wahrscheinlich nicht von ihm. Von seinen Kompositionen geistlicher Lieder aber ist keine bekannter geworden als „Lobt froh den Herrn, ihr jugendlichen Chöre", die im Jahre 1815 veröffentlicht wurde. Auch sie trägt das in die Ohren fallende, einen ganzen Chor alsbald zum Einstimmen fortreißende Gepräge seines Stils.

Aber ist denn nicht alle Kunst in gleicher Weise für das ganze Volk, Vornehme und Geringe, bestimmt? Gibt es eine Kunst, die sich nur an die höher Gebildeten wendet und an der die große Menge wie an einer fremden Speise achtlos vorübergeht? Gewiß gibt es eine solche, und unsere Gedanken werden sogar auf sie hingelenkt, wenn sie dem Dichter des genannten Liedes nachgehen.

Es war im Anfang des Jahres 1910, daß eine überraschende Kunde durch die Kreise, die sich mit der Geschichte der deutschen Dichtung beschäftigen, lief: In Zürich habe man zufällig und ganz

unerwartet eine über 100 Jahre alte Handschrift entdeckt, die die Urgestalt des Goetheschen Romans „Wilhelm Meisters Lehrjahre" enthalte, von deren Vorhandensein niemand etwas mehr wußte. Die Nachricht traf zu. Dort in Zürich hatte im sogenannten „Schönhof" die Kaufmannswitwe Barbara Schultheß geb. Wolf gelebt. Sie war nach dem frühen Tode ihres Mannes in guten äußeren Verhältnissen zurückgeblieben und gab sich nun ganz der Erziehung und Ausbildung ihrer vier Töchter hin. In ihrem Hause herrschte eine warme, aufrichtige Frömmigkeit, die jeden Morgen mit einem Kapitel aus der Bibel, einem gemeinsam gesungenen Liede und einem Gebet begann. Dabei aber war sie auch für alle weltliche Bildung und Schönheit empfänglich und offen. Zum Freundeskreise Lavaters gehörend, hatte sie durch diesen die Bekanntschaft Goethes gemacht, der jahrelang mit ihr in Briefwechsel stand und sie zur Vertrauten seiner dichterischen Arbeiten machte, offenbar, weil ihr künstlerisches Empfinden und ihr Charakter ihm in hohem Grade zusagten. „Die Herzliche" nennt er sie und vergißt in seinen Briefen an Lavater nie, die „Bäbe" zu grüßen. Nachdem sie im Jahre 1781 bereits die Urform des Tasso erhalten hatte, bekam sie 1783—1785 auch die erste Ausarbeitung des Romans „Wilhelm Meisters theatralische Sendung", wie er damals hieß, zugeschickt. Da hat sie mit ihrer ältesten Tochter „Bäbe" im Wetteifer die ganze Handschrift, 618 Seiten lang, abgeschrieben, um dem Verfasser sein Werk baldigst wieder zurücksenden zu können. Diese Abschrift ist es nun, die jetzt bei ihren Urenkeln wieder zum Vorschein gekommen ist. Die Erinnerung daran wird aber deshalb bei dieser Gelegenheit in uns lebendig, weil die Tochter Barbara im Jahre 1791 die Gattin des jungen Vikars Georg Geßner, des Dichters unsers Lobliedes, wurde, der damals seinem Vater in Dübendorf als Gehilfe zur Seite stand. Sie starb zwar schon 1792 im Kindbett, und ihr Witwer heiratete später Lavaters älteste Tochter Annette, aber sein Kindesverhältnis zur Mutter Bäbe blieb bis zu deren in seinem Hause erfolgenden Heimgang ungestört fortbestehen.

Der Goethesche Roman, an dem sich die Züricher Frauen damals schon während seines Entstehens erfreuten, ist nun das sprechendste Beispiel einer echt aristokratischen Kunst. Er sieht die ganze Welt mit den Augen derer an, denen ihre Bildung und ihr Besitz die Mittel gewähren, ihr Leben ausschließlich in den Dienst der Kunst zu stellen, und kann auch von solchen nur mit vollem Verständnis

genossen werden. Die breite Menge des werktätigen Volkes, der die Kunst immer nur ein Schmuck des Lebens, niemals dieses selbst sein kann, fühlt sich hier in einer fremden, unbehaglichen Welt. Darum muß die Kunst, die dem Volke selbst dienen will, es in seiner eigenen Vorstellungswelt, seinen täglichen Leiden und Freuden, besuchen und diese mit dem Schimmer des Edlen und Schönen verklären. Dazu wird gewiß gemeinsamer Gesang, wenn er mit Liebe und Verständnis gepflegt wird, an erster Stelle mithelfen können, auch der des frommen Liedes, das in unserer Musik einen so hervorragenden Platz hat. Er ist „das eine allgemein-mögliche Volksleben im Reich der höheren Kunst".

Geßner war 1791 Diakonus und 1794 Pastor am Waisenhause geworden. Damals, als er mit frischer Jugendkraft seine Arbeit an der ihm anvertrauten Waisenschar angriff, war es, daß er dies Lied ihnen dichtete und 1795 als erstes in „12 christliche Lieder für die lieben Kinder im Zürichschen Waisenhause. Von ihrem neuerwählten Pfarrer" mit drucken ließ. Es ist hier freilich sehr viel länger, umfaßt 16 Strophen und singt aus Gottes Schöpfungswerken sein Lob, ähnlich wie es Gellert in „Gott ist mein Lied", das denselben Versbau hat, getan hatte. Der Züricher Musiklehrer Heinrich Egli hatte für letzteres etliche Jahre zuvor eine neue Melodie gemacht, nach der sie auch Geßners Lied im Waisenhaus wohl gesungen haben werden. Weiter in die deutsche Christenheit aber flog es erst hinaus, als Nägeli ihm 1815 seine eigene Weise schuf, und es von seinen Sängerchören singen ließ, zu welchem Zweck auch der Text in 5 Verse, 1 und 12—15, gekürzt wurde.[16])

Damals war Geßner schon längst Pfarrer am Fraumünster. 1828 wurde er auch Antistes. Seit Lavaters Tode galt er allgemein als Führer der offenbarungsgläubigen Kreise inmitten der auch dort alles überschwemmenden Aufklärung und predigte den lebendigen Christus mit herzlicher Inbrunst. Seine dichterische Begabung war nicht bedeutend, doch hat er gerade den Züricher Musikgesellschaften bei ihren Veröffentlichungen wiederholt mit ihr gedient. 1843 verstarb er. Nägeli war ihm schon 1836 im Tode vorangegangen, in seinen Gesangvereinen aber lebt und musiziert er noch immer fort.

8. „Halleluja! Gott zu loben."

(Matthias Jorissen.)

Wenn man die Bibel mit Recht das Buch aller Bücher nennt, dann muß der Psalter das Gesangbuch aller Gesangbücher heißen. Aus ihm sind sie alle wie der Strom aus seiner Quelle geflossen, und nur ein trockenes Strombett bliebe zurück, wenn der Psalter alles wieder an sich nähme, was ihre Lieder aus ihm entliehen. Luther und seine Gehilfen haben ihre Harfen ebenso auf seine Töne gestimmt wie Paul Gerhardt, seine Zeitgenossen und die pietistischen Sänger. Die Dichter reformierten Bekenntnisses haben in gleichem Maße wie die des lutherischen die Psalmen in Lieder verwandelt. Und doch besteht zwischen diesen beiden in der Art ihrer Psalmlieder ein sinnenfälliger Unterschied. Während die lutherischen Sänger die Gedanken und Worte der Psalmen mit dichterischer Freiheit behandelten und die alttestamentlichen Formen mit neutestamentlichem Inhalt erfüllten, banden die reformierten sich eng an den Wortlaut der Schrift und lehnten, namentlich in der ältesten Zeit, leidenschaftlich jeden freischaltenden Einfluß der Kunst von sich ab. Daher kam es auch, daß in ihren Gottesdiensten mit Vorliebe Dichtungen gebraucht wurden, die den ganzen Psalter Lied für Lied in deutsche Verse umgegossen hatten. Die gereimten Psalmen Lobwassers gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts und diejenigen Jorissens am Ende des 18. sind die bekanntesten von ihnen. Daß der Dichtkunst in solcher Zwangsjacke nicht selten der Atem genommen wird, kann man mit Leichtigkeit denken.

Durch diese zwiespältige Entwicklung der Psalmdichtung ist es nun auch gekommen, daß es geistliche Lieder gibt, die in weiten Gebieten unsers Vaterlandes völlig unbekannt sind, obgleich sie in andern zu den am öftesten gesungenen gehören. Das in der Überschrift genannte, mit dem die Kleine Missionsharfe seit 1853 die Reihe ihrer geistlichen Volkslieder eröffnet, ist dafür ein besonders bezeichnendes Beispiel.

Zu Wesel am Niederrhein war Matthias Jorissen, ein jüngerer Vetter Gerhard Tersteegens, 1739 geboren. Nachdem er in Duisburg und Utrecht studiert hatte, wurde er unter die Kandidaten seiner Vaterstadt aufgenommen, aber 1768 der Berechtigung zum Predigen wieder verlustig erklärt, weil er die Gotteslästerungen des Regimentskommandeurs v. Gaudi auf der Kanzel als das bezeichnet hatte,

was sie waren. So ging er nach Holland und stand dort an verschiedenen Orten im Amt, bis er 1782 an die deutsche Gemeinde im Haag berufen wurde, der er 37 Jahre lang diente. Nach vierjährigem Ruhestand verstarb er 1823.

Während seiner Haager Amtsjahre nun ließ er 1798 in Wesel eine „Neue Bereimung der Psalmen" erscheinen, die seit 1806 in einer ganzen Anzahl Gemeinden seiner Heimat an Stelle der Lobwasserschen eingeführt wurde. Sie hat vor dieser eine bedeutend bessere Sprache und einen flüssigeren Vers voraus. Am deutlichsten wird das Wesen seiner Dichtung uns werden, wenn wir unser Lied, in dem er den 146. Psalm wiedergibt, den beiden andern bekannten Liedern, mit denen derselbe Psalm in unsern Gesangbüchern fortlebt, gegenüberstellen, Paul Gerhardts „Du meine Seele, singe" und Johann Daniel Herrnschmidts „Lobe den Herren, o meine Seele". Beide singen das Lied des alttestamentlichen Sängers aus ihrem Herzen neu und gestalten es dichterisch mit eigenen Zutaten, Gedanken und Bildern, jener z. B. mit dem Schlußvers „Ach, ich bin ja viel zu wenig, Zu rühmen deinen Ruhm", der die gegenständlichen Aussagen des Psalms ganz persönlich wendet, dieser, indem er u. a. im 3. Vers den Herrn „Jesum Christ" und im letzten „Vater und Sohn und Heiligen Geist" mit hineinflicht. Von solchem allen findet sich bei Jorissen nicht eine Spur. Er verzichtet auf alle eigenen Wege in Gedanken und Wort, schaltet jede persönliche Gefühlsnote grundsätzlich aus und stellt seine Reimkunst völlig selbstlos nur in den gehorsamen Dienst des Gottesworts. Das ist einesteils gewiß ein Zeichen von geringerem dichterischen Vermögen, andernteils aber auch von jenem entschiedenen reformierten Bekenntnis zur Alleinherrschaft des göttlichen Wortes, neben dem kein menschliches Können weder in Kunst noch Wissenschaft, weder im persönlichen noch häuslichen noch öffentlichen Leben der Volks- oder Glaubensgemeinschaft irgend einen Anspruch erheben darf. Die Kraft der reformierten Völker hat darin zum guten Teil ihre Wurzeln.

9. „Wenn ich ihn nur habe."

(Friedrich v. Hardenberg.)

So oft der Bergmann hinunter in den Schacht steigt, um Silber oder Gold aus der Tiefe zu holen, vergißt er nicht, den Schlägel und das Brecheisen mit sich zu nehmen, denn er weiß im voraus, daß das Gestein seine blinkenden Adern nicht öffnet, wenn es nicht

gesprengt, geschlagen und zerbrochen wird. Und so oft unser Gott das Edelste und Kostbarste in einem Menschenkinde erwecken will, weiß er gleichfalls im voraus, daß es ohne Zerschlagen und Zerbrechen dabei nicht abgeht. Sie sind gar nicht zu zählen, die das mit bittern Schmerzen an sich erfahren haben, im letzten Kriege zumal. Aber auch Friedrich v. Hardenberg, der sich den Dichternamen Novalis beilegte, weil etliche seiner Vorfahren im Mittelalter sich also genannt hatten, ist einer von ihnen.

Als seine junge Braut, mit der er schon die herrlichsten Zukunftsschlösser erbaut hatte, ihm im März 1797 durch unheimliche plötzliche Krankheit entrissen war, da lag sein Lebensglück zwar in Trümmern vor seinen Füßen, aber die Silberader der Dichtkunst und die Goldader des lebendigen Christenglaubens waren beide zu gleicher Zeit angeschlagen, und als danach auch seine eigene Gesundheit ins Wanken kam, floß aus beiden immer reichere und köstlichere Ausbeute ans Licht. Er hatte im folgenden Winter noch den Bergbau auf der Akademie zu Freiberg in Sachsen studiert. Später, im Herbst 1799, finden wir ihn zu Artern am Fuß des sagenumwobenen Kyffhäusers, wo er in der Salinenverwaltung beschäftigt war. Da wanderte er öfter nach Jena hinüber, um seine liebsten Freunde, die Brüder Schlegel und Ludwig Tieck, zu besuchen und mit ihnen von ihren und seinen dichterischen Plänen sich zu unterreden. Bei solchem Besuch war es, daß er ihnen auch eine Anzahl frommer Lieder, die er in der letzten Zeit gedichtet hatte, mitbrachte und vorlas. Auch das, welches in jedem seiner Verse „Wenn ich ihn nur habe" anfängt, gehörte dazu. Hier in diesen Liedern kam freilich eine andere Dichtkunst und eine andere Frömmigkeit zu Wort, als sonst in den damaligen Kirchenliedern gewöhnlich sich breit machte, die meist nur mit kühlem Verstande von Tugenden und Pflichten zu singen wußten, und darum ebensoweit vom wahren Christenglauben wie von der wahren Dichtkunst entfernt blieben. Hier in diesen Liedern sprach nichts als das wärmste und unmittelbarste Gefühl, das den Herrn Jesus als seinen Erlöser erlebt und im Glauben ergriffen hat und sich ihm deshalb mit ganzer Liebe und Innigkeit hingibt. Alles, was der junge Dichter einst in seiner Kindheit an frommen Regungen, sonderlich aus der Brüdergemeine, in sich aufgenommen und was seitdem manches Jahr lang verschüttet in ihm gelegen hatte, war jetzt zu neuem, wahrhaftigem Leben in ihm erwacht und kam in schöner, weicher, wohllautender Sprache, in sinnigen, lieblichen Bildern und in melo-

dischen, fließenden Versen, wie nur bei den besten neueren Dichtern, zum Ausdruck. Unser Lied ist davon das handgreiflichste Beispiel.

Die Freunde in Jena standen keineswegs mit Novalis auf dem nämlichen Glaubensgrund, sondern hatten zumeist an ihrer Kunst und Weltweisheit einen ausreichenden Religionsersatz. Das aber merkten sie gleichwohl sofort, daß hier eine neue, lebenskräftige Goldader angeschlagen war, die sie nicht wieder versiegen lassen dürften. Darum schrieb Friedrich Schlegel sogleich in einem Brief an Schleiermacher davon mit begeisterten Worten: „Auch christliche Lieder hat er uns gelesen; die sind nun das Göttlichste, was er je gemacht. Die Poesie darin hat mit nichts Ähnlichkeit als mit dem Innigsten und Tiefsten unter Goethes früheren kleinen Gedichten." Tieck aber erzählt, diese Lieder hätten eigentlich den Anfang eines ganz neuen Gesangbuchs ausmachen sollen, das sie beide miteinander hätten herausgeben wollen. Es kam nicht dazu, denn als diese Lieder im Jahre 1802 zum ersten Male gedruckt erschienen, lag ihr Dichter schon ein Jahr lang im Grabe. Erst 1829 wurden etliche von ihnen, darunter auch das obige, in das neue Berliner Gesangbuch aufgenommen. Schleiermacher, der auch ein Freund von Novalis und zugleich ein Zögling der Brüdergemeine gewesen war, hatte dafür gesorgt. Seitdem sind mehrere, außer dem unsrigen noch „Was wär' ich ohne dich gewesen", „Wenn alle untreu werden" und „Ich sag es jedem, daß er lebt" unter unsern geistlichen Volksliedern zu finden.

Freilich ganz so, wie es aus dem Herzen des Dichters entsprungen ist, können wir das Lied „Wenn ich ihn nur habe" in unsern Gesangbüchern doch nicht gebrauchen. Warum denn nicht? Das läßt sich leicht einsehen, wenn ich hier den 4. Vers nach seinem ursprünglichen Wortlaute herschreibe:

Wenn ich ihn nur habe,
Hab ich auch die Welt,
Selig wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingesenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Die Worte von der Jungfrau und dem Himmelsknaben zeigen, daß der Dichter mit seinen Gedanken und Vorstellungen im Mittelalter und in katholischen Anschauungen lebte, obgleich sonst das ganze Lied völlig auf evangelischem und biblischem Grunde gewachsen ist und kein anderes Heil kennt als nur in Jesu Christo allein. Jene

romantischen Dichter, wie sie genannt werden, liebten die alte Kunst und die alten Gemälde über alles, redeten davon immer wieder in ihren Schriften und fühlten sich damit auch vom katholischen Glauben angezogen und wohltuend berührt. Sie kannten ihn fast nur aus Büchern und aus den Werken der Kunst. Der Dichter wird bei jenen Worten wohl an Raffaels wunderschönes Bild der Sixtinischen Madonna, das er in Dresden gesehen hatte, gedacht haben.

Was haben denn nun aber die Männer, die unsre Gesangbücher hergestellt haben, mit jenem Verse gemacht? Sie haben sich, wie so oft, bei ihrer Arbeit gehörig den Kopf zerbrechen müssen, wie der Schade zu heilen sein möchte. Dann haben die meisten kurzen Prozeß gemacht und den ganzen Vers unter den Tisch fallen lassen. Etliche aber haben selber neue Worte an Stelle der alten gedichtet, die etwa also lauten:

Wenn ich ihn nur habe,
Hab ich auch die Welt,
Und des Himmels reiche Gabe
Meinen Blick nach oben hält.

Es läßt sich allenfalls hören und gibt einen guten, schriftgemäßen Sinn, wenn man an Kol. 3, V. 1 denkt.

Die Tonweise, nach der unser Lied heute fast allgemein gesungen wird, ist, wie über den Noten zu lesen steht, von Karl Breidenstein erfunden, dessen Name mit ihr unlöslich verbunden ist. Er stammte aus Steinau in Hessen, wo er 1796 geboren war, hatte zuerst Jurist werden wollen, war dann aber zum Schulfach übergegangen und Oberlehrer in Heidelberg geworden. Hier lebte damals ein bekannter Rechtsgelehrter, Justus Thibaut mit Namen, der zugleich ein gründlicher Kenner und Liebhaber der alten Musik war und einen eignen Musikverein in seinem Hause versammelte. Er zog auch den jungen Breidenstein in seinen Umgang und überließ ihm öfter die Vertretung in seinem Verein. Dadurch wurde die Liebe zur Musik so übermächtig in diesem, daß er sie ganz zu seinem Lebensberuf machte, nach Cöln a. Rh. übersiedelte und dort Vorträge über Musik hielt. 1823 aber wurde er in Bonn zum Musikdirektor an der jungen rheinländischen Universität ernannt. Hier war es auch, wo er im Jahre 1825 die Motette „Wenn ich ihn nur habe" als erstes seiner Musikwerke herausgab und dem dortigen Musikverein widmete. Auch machte er sich noch dadurch verdient, daß er zur Errichtung des Denkmals Beethovens, des großen in Bonn geborenen Ton-

dichters, die Anregung gab. Man kann sich dort an ihm erfreuen. 1876 ist er gestorben. Seine Liedweise aber, die sich den zarten, gefühlvollen Worten und Gedanken Hardenbergs aufs innigste anschmiegt, wird weiterleben und in der christlichen Gemeinde fort und fort ihren erbaulichen Dienst tun. Von einer andern werden wir später noch hören, wenn wir auf Luise Reichardt und ihre „Christlichen lieblichen Lieder" zu sprechen kommen.

10. „O seht, auf leisen Flügeln" und „Mag auch die Liebe weinen".

(Friedrich Adolf Krummacher.)

„Das poetische Talent ist ein Talent zur Abgötterei, gefährlich wie der Mammon, täuschend wie die Schlange. Ich habe Ursache, mit dem heiligen Augustin zu beten: „Was ich geschrieben, decke zu; was ich noch schreiben soll, regiere du!" Soweit bin ich durch Gottes Gnade gekommen, daß ich weiß und so gewiß bin, daß in keinem andern das Heil ist als in dem einen Herrn und Heilande."

Der diese Worte am 26. November 1823 in einem Briefe aus Bernburg niederschrieb, war der Generalsuperintendent des dortigen Ländchens, Friedrich Adolf Krummacher. Er stand in seinem 57. Lebensjahr, als Theologe und Schriftsteller in weitesten Kreisen bekannt und geachtet, und nun im Begriff, auf seine letzte Station nach St. Ansgar in Bremen überzusiedeln, wo ihm noch 21 weitere Jahre beschieden sein sollten. 1805, als er noch Professor der Theologie und Beredsamkeit an der Universität in Duisburg gewesen war, hatte er das erste Bändchen seiner Parabeln ausgehen lassen, die in immer neuen Auflagen gedruckt werden mußten und in mehrere fremde Sprachen übersetzt wurden. Sein Festbüchlein war 1808, 1810 und 1818 in den drei Abteilungen „Der Sonntag", „Das Christfest" und „Das Neujahrsfest" gefolgt. 1807 war er Pfarrer in Kettwig im Ruhrtal, 1812 Generalsuperintendent in Bernburg geworden. Und dieser hochangesehene, viel gelesene und viel gesungene Mann dachte jetzt von seinem mit solchem Beifall aufgenommenen Schreiben und Dichten so gering? Warum denn?

Einfach darum, weil er die Jahre 1806—1813, die Zeit der Knechtschaft und der Befreiung, durchlebt und in sich selbst die große Wandlung mitgemacht hatte, die jene Jahre in der Geistesrichtung unsers Volkes und seiner Besten hervorgerufen hatten. Man kann

an ihm sehr deutlich den Unterschied zwischen einst und jetzt und die allmähliche Entwicklung aus der alten zur neuen Zeit verfolgen. Durch die Heilige Schrift und seine demütige Versenkung in den Geist der Offenbarung war sie bewirkt.

In seiner früheren Zeit war Krummacher auf den Wegen Herders gewandelt, hatte das Christentum vorwiegend mit ästhetischem Maßstab gemessen und eine schöne, edle Menschheitsreligion verkündigt. Dabei waren wohl die christlichen Glaubenswahrheiten und Heilsbotschaften an ihrem Platze geblieben, aber ihre die Gewissen ergreifenden, Herz und Leben erneuernden Kräfte hatten sie doch nicht entfalten können. Aus dieser mild offenbarungsgläubigen, schöngeistigen Richtung war nicht nur seine erste theologische Schrift „Über den Geist und die Form der evangelischen Geschichte in historischer und ästhetischer Hinsicht" erwachsen, sondern auch seine damals erschienenen Dichtungen und Lieder, von denen sich einige bis heute in unsern Singebüchern forterhalten haben. Das „Festbüchlein", in dessen Prosatext sie eingeflochten sind, hat den Zweck, „dem christlichen Volke Achtung und Liebe gegen seine Feste einzuflößen und ihm zugleich den Sinn und die Bedeutung derselben zu entwickeln. Und da ohne Religion kein höheres Leben und die Feste eines christlichen Volks nichts anders als religiös sein können, so sucht das Festbüchlein fromme Empfindungen zu wecken und zu beleben."

Das Hauptfest ist „der Sonntag". Von ihm handelt das erste Bändchen. Dort wird im vorletzten Kapitel von der Schule erzählt, wie der Lehrer die Herzen der Kinder auch für die edleren sinnlichen Freuden empfänglich zu machen bemüht war und sie die Herrlichkeit der Natur im großen und kleinen erkennen lehrte. „Eines Sonntags im Frühling hatte er die ältesten Kinder eingeladen, um sich gemeinsam des Feiertags und Frühlings zu freuen und die aufgehende Sonne zu schauen. Sie waren alle zu rechter Zeit in der Schule versammelt. Der Lehrer sprach ein Morgengebet, und nun wanderten sie auf den Hügel. Da sangen sie das Lied, das sie die Woche gelernt hatten:

Sonntagsmorgenlied im Frühling.

O seht, auf leisen Flügeln
Des Frührots von den Hügeln
  Kommt unser Feiertag ins Tal!
Wir wandeln ihm entgegen;
Er bringt uns Freud und Segen
  Und Laub und Blumen ohne Zahl.

Nachdem in den folgenden Versen der Blick zu dem „guten Vater droben", der den Lenz ruft und die Flur schmückt, erhoben ist, schließt das Lied:

Drum laßt uns hier im Freien
Ihm unsre Freude weihen!
Auch hier ist Gottes Heiligtum!
Ihn preisen Laub und Blüte.
Verkünde seine Güte,
Mein Herz, lobsinge seinem Ruhm!

Das letzte Kapitel ist „Der Sonntagabend" überschrieben. Der Hausvater mit den Seinen und einigen Nachbarn schauen vor der Türe der untergehenden Sonne zu: „Sie ist fürwahr ein Wunderwerk des Höchsten", sagte der fromme Hausvater, „und ein Bild seiner Vaterliebe. Aber bei all ihrem Glanz stehet doch der Mensch höher als sie. Kann sie ihr Antlitz erheben zu dem, der sie wunderbar gebildet hat, und zu ihm sagen: Mein Vater! Es wird auch ihr ein Abend kommen, wo sie untergehen und nicht wieder erwachen wird. Der Mensch ist unsterblich! Er wird gesät verweslich, aber er wird auferstehn unverweslich! — Wir haben auch heute den Tag der Auferstehung, den Siegestag der Würde des Menschen und seines unvergänglichen Wesens gefeiert", fuhr der Vater fort. „Auch er, der Heilige, neigte sein Haupt und verschied. Die Sonne verhüllte ihr Angesicht. Die Liebe, der Glaube und die Hoffnung standen in dunkler Nacht und weinten. — Aber ein himmlisches Morgenrot umstrahlte die stille Felsgruft. Die Bande des Todes waren gelöst. Er war erstanden."

Als der Vater schwieg, sangen alle einstimmig folgendes Lied:

Mag auch die Liebe weinen!
Es kommt ein Tag des Herrn.
Es muß ein Morgenstern
Nach dunkler Nacht erscheinen.

Mag auch der Glaube zagen!
Ein Tag des Lichtes naht.
Zur Heimat führt sein Pfad.
Aus Dämmrung muß es tagen.

Mag auch die Tugend kämpfen!
Es kommt ein Ruhetag.
Kein Sturmgewölk vermag
Der Sonne Strahl zu dämpfen.

Mag Hoffnung auch erschrecken!
Mag jauchzen Grab und Tod.
Es muß ein Morgenrot
Die Schlummernden einst wecken.

Das zweite Bändchen, „Das Christfest", bringt an erster Stelle „das Winterlied": „Wie ruhest du so stille In deiner weißen Hülle, Du mütterliches Land" — es ist das Wiegenlied der nun schlafenden Erde, das der alte Hausknecht Paul den Kindern vor-

singt — und an letzter Stelle den Choral „Empor zu Gott, mein Lobgesang!", den die ganze versammelte Dorfgemeinde bei der Christmette vor Sonnenaufgang anstimmt.

Diese aus gefühlsseliger Naturschwärmerei, moralisierender Philosophie und pädagogischem Gemütston gemischte Lehrhaftigkeit mutet uns heute an wie ein Klang aus einer längst versunkenen Welt. Sie versank auch wirklich dem Verfasser schon unter den Händen. Wieder und wieder bringen seine Briefe in den folgenden Jahren, besonders seit 1815, das Bekenntnis, daß seiner jetzt gewonnenen Glaubensüberzeugung seine früheren Schriften nicht mehr genügten und er sie umarbeiten müsse. „Mit der Kantschen Philosophie", schreibt er im Januar jenes Jahres, „lockt man keinen Hund aus dem Ofen. Jesus Christus allein kann und muß es tun, und er allein ist es, der den Schaden heilen kann. Das einfache Evangelium muß den Menschen, vor allem der Jugend, nähergebracht werden." Und im Januar 1820, als dieser innere Umschwung in ihm zum Abschluß gekommen war: „Auch mein Christfest will mir nicht mehr gefallen; es hält sich in den Mittelregionen des Glaubens. Zur Hälfte ein Christ sein, ist nach meiner jetzigen klaren Ansicht gar keiner sein."

Von der neuen, reiferen Heilserkenntnis legt nun schon das 1818 erschienene „Neujahrsfest", das hauptsächlich das Leben Jesu behandelt, ein erfreuliches Zeugnis ab. Von den ihm eingereihten Liedern ist zwar keins so tief wie die obengenannten in das Gemeindebewußtsein gedrungen, wohl aber bewahrt unser Gesangbuch dennoch eine sehr beredte Urkunde seiner veränderten Stellung zum christlichen Glauben und Leben. Das ist das schöne Missionslied „Eine Herde und ein Hirt", das er wahrscheinlich im Winter 1820/21 gedichtet und dann sogleich in die damals erscheinende 3. Auflage seines „Christfestes" eingefügt hat. Er hatte noch vor wenigen Jahren sich gar nicht günstig über das aus dem neu entfachten Geistesfeuer geborene Missionsleben geäußert, jetzt trug er mit eigenen Händen das Holz herbei, um es zu schüren.

Von diesem Missionsliede abgesehen, sind die dichterischen und schriftstellerischen Erzeugnisse F. A. Krummachers dem Geschlecht unsrer Tage schon seit längerer Zeit ziemlich aus den Augen gerückt. Um so lebendiger ist ihm dafür die Person des „Atti", wie ihn sein Schwiegersohn W. v. Kügelgen genannt hat, aus dessen prächtigen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" geworden. Wir

aber wollen uns an ihm auch des Durchbruchs zum vollen Bekenntnis des Evangeliums erfreuen, den Gott dem Aufrichtigen gelingen ließ.

11. „Ihr Kinderlein, kommet, o kommet doch all."

(Christoph v. Schmid.)

In Dinkelsbühl, dem alten, freien Reichsstädtchen, das im bayrischen Mittelfranken gelegen ist und vormals zum schwäbischen Kreise gehörte, lebte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein ehrsamer Aktuarius, der den nicht ganz seltenen Namen Schmid auf seine Familie vererbte. Wir würden von ihm heute ebensowenig zu sagen wissen, wie von zahllosen andern ehrsamen Beamten und Bürgersleuten, wenn nicht sein im Jahre 1768 geborner Sohn Christoph dafür gesorgt hätte, daß der Name Schmid einmal wieder einen ungewöhnlichen und volleren Klang bekam. Der hat nämlich seinerzeit der deutschen Jugendschriftstellerei einen kräftigen Anstoß und Auftrieb gegeben und ist als „Verfasser der Ostereier" weit und breit mit großem Beifall genannt worden. Schrieb ihm doch einmal der Leibarzt der brasilianischen Kaiserin, daß er auch dort im fremden Lande erfahre, wieviel Gutes seine Erzählungen bewirkten, und sind doch „Die Ostereier" neuerdings sogar in die türkische Zunge gedolmetscht. Darum haben auch die Dinkelsbühler ihrem berühmten Stadtkind ein schönes Denkmal in ihren Mauern errichtet, sich selber zur Ehre, denn er hätte es nicht mehr bedurft.

Aber nicht nur zahlreiche Erzählungen, sondern auch etliche Lieder hat unser Christoph Schmid gedichtet, davon eins bei allen deutschen Christenkindern in bestem Gedenken steht, denn es hat ihnen seit hundert Jahren schon manches liebe Christfest mit fröhlichem Singsang feiern geholfen und wird ihnen noch manches kommende fröhlich feiern helfen, wenn sie mit Herz und Mund anstimmen „Ihr Kinderlein, kommet, o kommet doch all!" Der Leser kennt es seit seinen frühsten Jahren. Wie aber der Dichter dazu gekommen ist, es zu verfassen, hat er wahrscheinlich noch nicht gewußt. Darum will ich hier davon berichten.

Die Dinkelsbühler hingen zum größten Teil dem evangelischen Bekenntnis, zum kleineren aber dem katholischen an. Auch der Aktuarius Schmid mit seiner Familie gehörte zu den letzteren. Nun war in früheren Zeiten viel Unfriede und Zank zwischen beiden

Parteien gewesen, und etliche Fünklein von solchem Haderfeuer flammten noch immer von Zeit zu Zeit wieder auf, sonderlich, wenn von der katholischen Kanzel förmliche „Streitpredigten", wie sie damals noch hin und her Mode waren, gehalten und der evangelische Glaube darin verspottet und lächerlich gemacht wurde. Das war aber dem Vater Schmid gar nicht nach dem Sinn, und er sagte zu seinen Kindern, das sei sehr übel getan, die Entzweiung zwischen Christen und Christen auf diese Weise noch zu vergrößern. „Ich weiß auch kein Beispiel", fügte er hinzu, „daß jemand auf eine solche Predigt hin von einer Konfession zur anderen übergegangen wäre. Man sollte vielmehr Einigungspredigten halten, um das christliche Volk zu überzeugen, daß wir fast in allen wesentlichen Stücken des Christentums einig sind. Die Entzweiung würde sich dann um so leichter geben."

Solche friedfertige Gesinnung und dies milde Urteil über Andersdenkende hat nun auch der Sohn Christoph von seinem Vater geerbt und in seinem Handeln und Schreiben betätigt, weshalb er von manchen strengen katholischen Glaubensgenossen sich hat tadeln lassen müssen. Er sah in jedem Menschen immer zuerst das Erfreuliche und Gute. Der fromme Professor Michael Sailer, bei dem er in Dillingen studierte und dessen Schriften ihm auch später besonders lieb blieben, bestärkte ihn in dieser Sinnesart. Auch nährte er seinen Geist mit Vorliebe an protestantischen Dichtern, las Goethe und Lessing, versenkte sich gern in Herder und hatte vor allem an Matthias Claudius sein größtes Gefallen, von dem immer ein Bändchen auf seinem Schreibtisch lag. So hat er auch diejenigen Glaubenswahrheiten und Heilstatsachen in seinen Erzählungen vorangestellt, über die zwischen evangelischen und katholischen Christen niemals ein Zweifel und Zwiespalt ist, wie Gottes Gerechtigkeit, Weisheit, Fürsorge und Liebe. Wo aber finden sich beide Teile einiger und inniger zusammen als an der Krippe von Bethlehem? Davon empfing unser Christoph schon in seinen Kinderjahren den lebendigsten Eindruck.

Ein unverheirateter Bruder seiner Mutter, der Blechwaren verfertigte, baute alle Jahre zum Christfest, um seinen Neffen und Nichten Freude zu bereiten, in einer Ecke seines Hauses eine Weihnachtskrippe auf, die sie mit Andacht und Staunen bewunderten. „Man sah", erzählt er nach vielen Jahren als Greis in seinen Erinnerungen, „einen großen Berg mit Felsen und Wäldchen und zer-

streuten ländlichen Hütten. Ganz oben auf dem Berge befand sich die Stadt Bethlehem. Wenn er uns am Tage die Krippe zeigte, rauchten alle Kamine der Stadt; bei Nacht waren alle Fenster erleuchtet. Dies wurde durch ein Glutpfännchen mit Weihrauch oder eine kleine Lampe bewirkt, die er in das Innere der Stadt hineinstellte, die aus Blech verfertigt und zierlich mit Ölfarbe bemalt war. Unten im Tal befand sich auf einer Seite eine grüne Ebene mit vielen Schafen und Lämmchen und mit dem Hirten, der auf einer Schalmei spielte. Zur andern Seite war ein kleiner See von wirklichem Wasser, in dessen Mitte, so zart wie das feinste Silberfädchen, ein Springbrunnen emporsprang. Auf dem See befanden sich zwei Schwäne; wenn man ihnen ein kleines, rotes Stäbchen, das bereit lag und an dessen Spitze etwas Brot befestigt war, vorhielt, so kamen sie herbei; zeigte man ihnen aber den breiten Teil des Stäbchens, so wichen sie zurück. Dieses Wunder des uns noch unbekannten Magnets erfreute uns Kinder sehr. Die größte Freude aber machte uns das göttliche Kind nebst Maria und Joseph; auch die anbetenden Hirten und die heiligen drei Könige, die mit aller königlichen Pracht erschienen. Noch jetzt zur Stunde erinnere ich mich an alles sehr klar und deutlich, und ohne diese Erinnerung wäre wohl die Erzählung „Der Weihnachtsabend" nicht zustande gekommen. In Hinsicht der Kunst mochte dies alles wohl keinen Wert haben. In bezug auf die Chronologie war manches irrig und ganz verfehlt. Aus den Mauern Bethlehems schauten z. B. Kanonen hervor; der ehrwürdige Greis Simeon hatte eine Brille auf; die heiligen drei Könige waren mit dem doppelten Adler oder einem Ordenskreuz geschmückt. Allein, all dieses irrte uns Kinder nicht. Wir hatten dabei sehr andächtige Empfindungen, die wohl nicht ohne Gewinn waren für das ganze Leben."

Doch nicht nur im Hause, sondern auch öffentlich wurde die heilige Geschichte ihnen zur Darstellung und Anschauung gebracht. „In einem Seitengange der katholischen Pfarrkirche", so berichten die Jugenderinnerungen weiter, „wurde zur Weihnachtszeit jedesmal eine Krippe errichtet. Der eifrige Stadtpfarrer Grasmeier ließ sie, da wir Kinder eben älter wurden, erneuern und prächtig ausstatten. Das Ganze stellte eine angenehme Landschaft vor, einen breiten Berg mit vielen Absätzen und Seitenwegen und zuoberst die Stadt Bethlehem; unten war eine große Felsenhöhle, in der Christus geboren wurde, und das umgebende Tal zu sehen. Die Personen waren an-

gekleidet, doch mit Geschmack. Kopf und Hände waren von einem trefflichen Bildhauer ganz nach der Kunst gearbeitet und von einem ebenso kunstreichen Maler übermalt. Die ganze Jugendgeschichte Jesu wurde so nach und nach vorgestellt. Die Anordnung der Szenen war einem in seiner Art sinnreichen Manne anvertraut, der fast täglich eine Veränderung anzubringen wußte, womit er die Zwischenbegebenheiten der Hauptgeschichten ausfüllte. Am Abend vor der heiligen Nacht z. B. war der Stall noch leer und zwei Engel waren da und kehrten die Spinnengewebe ab; in der heiligen Nacht erblickte man das Kind Jesus, Maria und Joseph in der Felsenhöhle; am Tage selbst waren indessen die Hirten herbeigekommen, das göttliche Kind anzubeten; in der Folge sah man Hirtenknaben und Hirtenmädchen mit ländlichen Geschenken, einem Lamme und ein Paar Täubchen, mit Eiern oder Früchten der Krippe zueilen. Bevor die heiligen drei Könige kamen, ließen sich die Vorreiter und Läufer sehen; hierauf erschienen die heiligen drei Könige, alle drei zu Pferde; ihr zahlreiches Gefolge füllte das ganze Tal umher. Ich bin zu keiner Stunde des Tages durch die Kirche gegangen, ohne daß ich Leute, besonders Mütter und Kinder, sowohl katholischer als evangelischer Konfession, vor der Krippe stehend bemerkt hätte. Der würdige Stadtpfarrer beteuerte, vorzüglich aus Liebe zu den Kindern habe er auf diese Krippe so vieles verwandt. „Diese für uns heilbringenden Geschichten", sagte er, „werden so den Kindern aufs beste anschaulich und unvergeßlich gemacht." „Und wie viele Erwachsene sind in dieser Hinsicht auch noch Kinder!" sagte mein Vater."

Aus diesen nach vielen Jahrzehnten niedergeschriebenen Worten kann man es schon herauslesen, welchen tiefen und bleibenden Eindruck die lebenden Bilder auf das Gemüt des Knaben gemacht haben. Die Frucht sollte bald an das Licht wachsen. Nachdem er im Jahre 1791 zum Priester geweiht war, wurde er Schulbenefiziat und dann auch Distriktsschulinspektor in Thannhausen a. d. Mindel, und kam damit in das Fahrwasser hinein, das seinem Leben hinfort die Richtung geben sollte. Der lieben Kinderwelt gehörte seitdem sein ganzes Herz und seine Hand. Er wußte aus eigenster Erfahrung, was jugendliche Gemüter mit frommen, frohen Empfindungen erfüllt. Sie wollen nicht nur hören, sondern auch anschauen, fühlen und miterleben. Solchem Triebe mußte er entgegenkommen.

Da meint nun der Leser wahrscheinlich, er habe sich gewiß eilends daran gemacht, auch den Thannhäuser Buben und Mädeln

eine schöne Krippe zu zimmern. Wird er's wohl glauben, daß das damals eine ganz bedenkliche Sache war? Weit und breit herrschte zu jener Zeit nicht nur in evangelischen, sondern auch in katholischen Landen die Aufklärung, die mit allem solchen Kinderspiel gründlich aufgeräumt und die Göttin Vernunft dafür auf den Thron gesetzt hatte. Der Graf v. Thürheim, Kurfürstlich fränkischer Landkommissar, verfügte aus Bamberg am 4. Nov. 1803, die Krippen dürften fernerhin in den Kirchen nicht mehr aufgestellt werden: „Sinnliche Darstellungen gewisser Religionsbegebenheiten waren nur in einem solchen Zeitraum nützlich, in welchem es an geschickten Religionsdienern fehlte, die Unterrichtsanstalten noch sehr litten und ganz mangelhaft waren und das Volk noch auf einer so niedrigen Stufe der Kultur und Aufklärung stand, daß man leichter durch Versinnlichung der Gegenstände als durch mündlichen Unterricht und Belehrung auf den Verstand wirken und dem Gedächtnisse nachhelfen konnte. Da die Einwohner der fränkischen Provinzen nun aber seit geraumer Zeit so weit in der religiösen Aufklärung fortgeschritten sind usw. usw." Man meint ordentlich zu sehen, wie der Herr Graf bei dieser hohen Verfügung den Hut vor sich selber und seinen aufgeklärten Zeitgenossen, die es mit ihrer Vernünftigkeit so herrlich weit gebracht haben, abnimmt. Daß er so unvernünftig ist, weder von der Kinder und des Volkes Art, noch von dem Wesen der Religion und der Kunst eine Ahnung zu haben, ist ihm leider unbewußt.

Da nun der Thannhäuser Schulregent seinem aufgeklärten Jahrhundert nicht gar zu arg in die Augen schlagen wollte, mußte er sich auf andre Weise zu helfen suchen. Eine seiner damaligen Schülerinnen erzählt davon: „Da zu Anfang dieses Jahrhunderts der schöne Gebrauch, Krippen aufzustellen, allmählich aufhörte, brachte er einigemal, um den Kindern die Begebenheiten der heiligen Geschichte recht anschaulich zu machen, schöne große illustrierte Kupferstiche in Glas und Rahmen, die sonst in seinem Studierzimmer hingen, in die Schule, vom Gruß des Engels angefangen bis zur Darstellung Jesu im Tempel. Am Vorabend eines jeden Festes und Sonntags in dieser Zeit wurde das Bild, welches die Begebenheit des darauf bezüglichen Evangeliums darstellte, in der Schule aufgehängt und erklärt und blieb da hängen, damit die Kinder es bis zum nächsten Sonn- oder Feiertage vor Augen haben und betrachten könnten." Er war ein Freund aller echten und besonders der heiligen Kunst, wofür seine beiden Erzählungen „Der Weihnachtsabend" und „Angelika"

ein schönes Zeugnis ablegen. Seine Geschichten waren sodann das zweite Mittel, mit dem er den Kindern die heiligen Wahrheiten anschaulich und eindringlich machte. In Thannhausen sind damals die meisten und besten von ihnen entstanden. Er las sie ihnen vor, ließ sie darauf von ihnen aus dem Gedächtnis niederschreiben und sah nun erst, was ihnen unverständlich geblieben und was den tiefsten Eindruck auf sie gemacht hatte. Danach gab er ihnen erst die bleibende Form für den Druck, so daß die Kinder selbst seine Mitarbeiter gewesen sind.

Sein drittes Hilfsmittel endlich waren Gedichte und Lieder, mit denen er die heiligen Geschichten lebendig und anschaulich machte, das Christlied „Ihr Kinderlein, kommet" vor allem. Dasselbe ist gleichfalls damals in Thannhausen entstanden. Das genaue Geburtsjahr aber läßt sich nicht mehr bestimmen, nur daß es 1811 in den Augsburger „Christlichen Gesängen zur öffentlichen Gottesverehrung" zum erstenmal gedruckt erschien, wissen wir. Es wird also wohl in einem der voraufgehenden Jahre gedichtet sein. Wer es durchliest, merkt sofort, daß die ersten Verse sich unmittelbar an die Krippenbilder aus des Dichters Kinderjahren anschließen. Das erkennt man am deutlichsten an dem vierten Verse, der in unsern Gesang- und Liederbüchern zu fehlen pflegt. Er lautet nämlich:

Manch Hirtenkind trägt wohl mit freudigem Sinn
Milch, Butter und Honig nach Bethlehem hin,
Ein Körblein voll Früchte, das purpurrot glänzt,
Ein schneeweißes Lämmchen mit Blumen bekränzt.

Die letzten vier Verse enthalten dann die Aufforderung an die Kinder, sich an den Hirten ein Beispiel zu nehmen und es ebenso zu machen wie sie. Als der Dichter, der 1816 Pfarrer in Stadion bei Ulm geworden war, im Jahre 1819 seine Gedichte unter dem Titel „Blüten, dem blühenden Alter gewidmet" gesammelt herausgab, fand natürlich auch dies „Die Kinder an der Krippe" überschriebene Lied darin seinen Platz. Als es aber erst seinen Weg in die Schullese- und -liederbücher genommen hatte, sang es sich bald unvergeßlich in die Herzen der Christenkinder hinein, zumal es eine trefflich passende Melodie schon bei seiner Geburt vorgefunden hatte. Johann Abraham Peter Schulz, den wir schon kennen, hatte sie zu einem andern Texte geschaffen. Sie variiert in ihrem Anfang eine alte englische oder irische Volksweise, die auch wir jetzt in dem Liede „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh" singen und schmiegt sich in Tonumfang

und Takt vorzüglich der kindlichen Stimme an. Mit ihr wird unsre Kinderwelt die „redlichen Hirten" immer wieder mit neuer Lust auf ihrem Gange zur Krippe und zum „göttlichen Kinde" begleiten.

Christoph Schmid war im Jahre 1827 durch König Ludwig nach Bayern zurückgeholt und zum Domkapitular in Augsburg, später auch zum Kreisscholarchen ernannt worden. Auch mit dem höchsten bayrischen Orden, dessen Träger den persönlichen Adel führen, wurde er geehrt. Und doch hatte Christoph v. Schmid, als er im Jahre 1854 seine lange Erdenreise abschloß, nur Bücher für Kinder geschrieben. Ob solch Lebenswerk wirklich so viel zu bedeuten hat?

12. „Der heilige Christ ist kommen" und „Du lieber, heiliger, frommer Christ".

(Ernst Moritz Arndt.)

Es war am zweiten Weihnachtstage des Jahres 1806, daß im Hafen von Stockholm ein Schiff anlegte, dem unter andern Reisenden auch ein deutscher Professor entstieg, um hier fern der Heimat drei Jahre lang das „Elend", wie unsre Vorväter die Fremdlingschaft nannten, zu bauen. Er hieß Ernst Moritz Arndt, und der Tag seiner Ankunft war gerade sein 37. Geburtstag. Was hatte ihn denn aus seinem Vaterlande an diesen nordischen Strand gescheucht?

Das Vaterland selbst und das darüber hereingebrochene Unglück hatten ihn hierher gescheucht. Auf Rügen, also unter schwedischer Landeshoheit, geboren, war er außerordentlicher Professor der Geschichte in Greifswald geworden und hatte neben seinem Lehramt durch mehrere Schriften mit kräftigem Wort in das öffentliche und politische Leben eingegriffen. Eben vor einem Jahre, kurz vor und nach Austerlitz, war „auf dem glühenden Amboß der Zeit" der erste Teil vom „Geist der Zeit" geschmiedet, in dem er die Götzendiener Napoleons schonungslos an den Pranger gestellt hatte. „Ihr also seid das würdige Volk, ihr, die ihr Europa um seine schönsten Hoffnungen betrogen habt, ihr wollt die Beglücker und Herren anderer sein, die ihr wieder die kriechendsten und elendesten Sklaven eines einzigen geworden seid?" Da war auch über Preußen von Jena her die Sturmflut gekommen und die gallischen Sieger wälzten sich hinter den geschlagenen Heeren nordostwärts auch über die Grenze des schwedischen Pommern hinüber, dessen König Gustav II. Adolf zu den trotzigsten Napoleonhassern gehörte, während sein in un-

politisches Genußleben versunkenes Land ebenfalls von Franzosenfreunden wimmelte. Der Verfasser des „Geistes der Zeit", der sich nicht von den Eroberern „wie einen tollen Hund" erschießen lassen wollte, fuhr über die Ostsee nach Schweden, wo ihn die Reichskanzlei bei Bearbeitung des dortigen bürgerlichen Gesetzbuchs für Pommern und bei anderen Staatsschriften beschäftigte.

Schon manchem ist seine Wartburg von Segen gewesen. Auch Arndt verdankt jenen schwedischen Jahren, soviel er in ihnen zu seufzen fand, für seine innere Entwicklung nicht wenig. Herausgerissen aus dem verwirrenden deutschen Zusammenbruch konnte er dem Völkerkampf einmal aus der Vogelschau zusehen und dabei in Ruhe auf sich selbst und sein bestes Teil sich besinnen. Es war, als ob die tiefsten Quellen seiner Kraft hier leise hervorbrächen, um ihn für die kommenden Jahre des Entscheidungskampfes zu rüsten. Nicht nur den zweiten Teil des „Geistes der Zeit", den Stein nachher zum Besten der nationalen Bewegung in Deutschland besonders zu verbreiten empfahl, verfaßte er hier, sondern auch das gar nicht für den Druck bestimmte und nie vollständig gedruckte „Gebetbuch für zwei fromme Kinder", mit dem, bedeutsam genug, seine religiöse Einwirkung auf andre, die seitdem mit seiner politischen Tätigkeit aufs engste verflochten blieb und in dem männlich-kräftigen Liede von 1813 „Wer ist ein Mann? Wer beten kann Und Gott dem Herrn vertraut" ihren sprechendsten Ausdruck fand, ihren Anfang nahm. Wie ist er denn zu dieser ganz eigenartigen Schriftstellerleistung gekommen?

Arndt, der von Hause aus wie nur einer im Familienleben wurzelte, mußte sich seit Jahren als Junggeselle behelfen und fand in seinem Greifswalder Verkehr nur schwachen Ersatz. Sein eigenes Nest, das er dort im Jahre 1800 sich erbaut hatte, war schon im folgenden Jahre wieder zerstört, als die Gattin nach Geburt eines Sohnes verstorben war. Er gab das Kind bei seinen Verwandten in Pflege und sah sich wieder ganz auf sich selber gestellt. Hatte er dadurch auch die Arme für den öffentlichen Kampf so frei, wie sie sonst nie gewesen wären: die Lücke in seinem persönlichen Leben blieb dennoch unausgefüllt. Um so willkommener war es ihm, daß sich in der nordischen Fremde ihm mehrere Häuser erschlossen, die ihn die wohltuende Wärme eines echten und glücklichen Familienlebens genießen ließen. Zwei unter ihnen sind von bleibender Bedeutung für ihn geworden. Das eine war das des schwedischen

Oberst v. Helvig, dessen Gattin Amalie geb. v. Imhof, als Nichte Charlotte v. Steins und als Hofdame der Herzogin Luise eine liebenswürdige Zierde des Weimarschen Musenhofes gewesen war. 1806 eben 30jährig geworden, lebte sie ganz in ihrer schöngeistigen Welt und sammelte auf ihrem Landhause außerhalb der Hauptstadt alle gleichgesinnten Seelen zur Teestunde um sich. Arndt gehörte dort mit Gneisenau zu den ständigsten Gästen, steuerte seinen Beitrag zu den ästhetischen Unterhaltungen bei und tollte weidlich mit dem kleinen, etwa 2jährigen Bror Helvig umher. Die deutsche Familienluft und die gebildete Wirtin, deren Talente von Schiller und Goethe gefördert waren, hatten es ihm angetan.

Ein anderer Geist waltete in dem zweiten deutsch-schwedischen Hause, das dort in der Fremde ihm sich auftat. Draußen am wunderschönen Mälarsee, auf dessen Ufern und Inseln die wohlhabenden Stockholmer ihre Villen und Schlösser sich aufbauen, hatte auch der Freiher Otto Magnus Munck seine Besitzung, Edeby genannt, auf die er, sobald der Frühling es zuließ, mit seiner Familie hinauszog. Diese bestand nur aus seiner Gattin Elisa, einer Tochter des Kommerzienrats Hebbe, und seiner kleinen Nichte Lili, die sie, da ihre 1794 geschlossene Ehe kinderlos geblieben war, ganz in ihr Haus genommen hatten. Frau Elisa, damals in der Mitte ihrer Dreißiger stehend, war von zarter Gesundheit und kränkelte oft. In solcher Leidensschule aber hatte ihr inneres Leben und ihre aufrichtige Frömmigkeit nur desto tiefere Wurzeln geschlagen. Die davon ausstrahlende Wärme konnte auch auf ihre Umgebung nicht einflußlos bleiben. Arndt, der ganze Sommermonate bei den Freunden auf Edeby verlebte und mit dem Freiherrn gerne sorgloser Heiterkeit sich hingab, führte mit Frau Elisa dagegen ernste Gespräche über wichtige Lebensfragen, wobei mit Rücksicht auf die kleine Lili die Frage der weiblichen Erziehung und Bildung obenan stand. Die festgegründete christliche Gesinnung der Frau fand auch in seinem Herzen lebendigen Widerhall. Wie groß war nun erst die allgemeine Freude, als die Munckschе Ehe noch im Jahre 1809 mit einem Söhnlein gesegnet ward! Jetzt gehörte das Denken und Wirken der jungen Mutter vollends nur ihrem Hause und der Pflege der Kinder an. Auch Arndt nahm an dem Glück der Freunde und der Fürsorge Elisas den herzlichsten Anteil. Den Beweis dafür, in welcher Richtung sich dieser Anteil bewegte, liefern nicht nur die Wiegen- und Scherzlieder, die in jener Zeit entstanden, sondern vor allem eben

das „Gebetbuch für zwei fromme Kinder", das er damals in Edeby nach und nach zusammenschrieb und den Kindern und ihrer Mutter als bleibendes Andenken zurückließ. Es enthält eine ganze Anzahl von Gebetsversen und Gedichten, die nicht alle nur in kindlicher Sprache einhergehen, sondern zum Teil schon gereifteres Verständnis voraussetzen, alle aber den gesunden Pulsschlag unerschütterten Gottesglaubens und christlicher Heilsgewißheit verspüren lassen. Auch das fühlt man ihnen bald ab, daß der Dichter hier nicht in fremde Überzeugungen hineinschlüpft, sondern unmittelbar seinen persönlichen Glaubensinhalt zum Ausdruck bringt. Als er später „Reime aus einem Gebetbuch für zwei fromme Kinder" auswählte und in seine Gedichtausgaben aufnahm, das erstemal nur 7, nachher 25, bildete das Weihnachtslied „Der heilige Christ ist kommen" hier die letzte, 25. Nummer.

Arndt hatte einst bei seiner Mutter aus der Bibel und dem Gesangbuch das Lesen gelernt und die erste Bildung empfangen. Dann hatte er, bevor er sich anderen Wissenschaften zuwandte, Theologie studiert und es sogar bis zum Predigen gebracht. In seinen Schriften aber war wohl manches kritische und geschichtliche Urteil über das Christentum, niemals jedoch die eigene Glaubensüberzeugung des Verfassers zu Worte gekommen. Hier in diesen Kindergebeten kam sie zum ersten Male zu Wort. Luther, von dem er zehn Jahre später schreibt, er habe „die deutsche Sprache für alle ewige Zeiten mit dem Stempel der Majestät gestempelt, und wer kräftig deutsch reden und dichten will, wird sich ja wohl an ihn halten müssen. Er hat der Sprache den kurzen Schritt der Kraft, den treuen Ton der Einfalt gegeben, den sie wohl wird behalten müssen, wenn sie teutsch bleiben soll" — Luther ist auch sein Lehrmeister gewesen, in dessen Schule er mit der Kraft und Einfalt der Sprache zugleich die Männlichkeit und die Kindlichkeit des Glaubens gelernt hat. Beide, zur vollen persönlichen Einheit verbunden, geben den Grundton seiner Kirchenlieder ab, an deren Quelle wir hier stehen.

Die Freude des Munckschen Hauses war freilich nur kurz, das ihnen so spät geborene Knäblein starb noch in dem nämlichen 1809. Jahr, in dessen Herbst auch Arndt wieder ins deutsche Vaterland heimkehrte und der schwedische König von seinem Throne gestürzt ward. Munck, sein Oberhofmarschall, folgte ihm nach Baden und lebte dann auf seinem Gute Brandshagen bei Stralsund, wo Arndt ihn besuchte. Die schönen Tage von Edeby lebten unverblaßt in

ihm fort und trugen noch weitere Früchte. 1811 hatte er nach den Unterhaltungen mit Frau v. Munck seine „Briefe an Psychidion oder über weibliche Erziehung" niedergeschrieben, sie erschienen 1819 im Drucke, 1818 seine „Erinnerungen an Schweden. Eine Weihnachtsgabe", „seinem redlichen Freunde, dem Freiherrn Otto Magnus Munck" gewidmet, veröffentlicht, die von „vielen bunten und lieblichen Vögeln der Erinnerung", die aus Schweden zu ihm herüberflögen, von den „Sommerabenden und Sommernächten des lieblichen und gastlichen Edeby" und dem Lichtfest, dem Julfest und den nordischen Julsitten erzählen. Aber auch in mehreren Gedichten hat das Fortleben mit den alten Freunden seinen Ausdruck gefunden. Dazu scheint auch das prächtige „Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Christ": „Du lieber, heiliger, frommer Christ" zu gehören, das Arndt dem Jahre 1811 zugeschrieben hat. Ist es kein Nachklang jenes Gebetbuches selbst[18]), so fügt es sich doch ganz in den gleichen kindlich-gläubigen Gedanken- und Stimmungskreis ein, dem die Munckschen Gebete entsprungen sind. Seine größte Verbreitung hat es gefunden, seitdem ihm im Jahre 1821 eine eigne schöne Melodie beigegeben war. Der Kantor an St. Bernhardin in Breslau, Gottlob Siegert (1789—1868) hat sie geschaffen.

Frau von Munck zog nach dem Tode ihres Gatten nach Karlsruhe, wo sie 1840 verstarb. Das geschriebene Gebetbuch hatte sie an J. V. Scheffel verschenkt. Sein Verfasser ging erst 1860 nach seinem 90. Geburtstage heim.

13. „In die Ferne möcht ich ziehen" und „Ostern, Ostern, Frühlingswehen."

(Max v. Schenkendorf.)

Das Dreigestirn der Freiheitssänger von 1813, das so häufig in einem Atem genannt wird, ist doch unter sich von sehr verschiedenem Licht. Der Jüngling Theodor Körner, der in seinem 22. Lebensjahre sich dem Vaterlande zum Opfer gab, stand noch mitten in seiner Entwicklung und hatte erst in seinen Kriegsliedern ein eigenartiges Dichtungsfeld gefunden. Alles in ihm war jugendliche Begeisterung und volltönendes Wort, in das auch die religiösen Gedanken hineingezogen wurden. Arndt, der gereifte 43er, hatte erst unlängst ernste religiöse Klänge auf seiner Leier entdeckt. Seine vaterländischen Flugschriften und Lieder redeten in der Sprache Luthers zu dessen

Volk von dem, davon sein Mannesherz erfüllt war. Und nun der in jenem Kriegsjahr 29jährige Max v. Schenkendorf: er steht zwischen jenen beiden mitten inne, wir würden sagen, wie eine weibliche Gestalt, gefühlsinnig und zart, wenn nicht der geschichtliche Einschlag seiner Dichtung ihr von vorneherein ein männliches Knochengerüst verliehe. Seitdem er in den frommen Kreisen des Oberlandes, besonders im Burggraf Dohnaschen Hause zu Karwinden, den Segen christlicher Erbauungsgemeinschaft erfahren hatte, gehörten religiöse Gedanken und Empfindungen zu der ihm unentbehrlichen Lebensluft, in der auch seine Dichtungen von Anfang an erwuchsen. So bilden seine geistlichen Lieder schon in den Jahren vaterländischer Erhebung einen bedeutenden und selbständigen Bruchteil seines künstlerischen Schaffens.

Dazu kommt, daß er mehr als einer der andern Genannten die ausschließlichen Züge der jüngeren Romantik nach Inhalt und Form an sich trägt. Die süßen Klänge der Sehnsucht und die verschwimmenden Umrisse unbekannter Fernen, mit denen die Nachfolger der Schlegel, Tieck und Novalis das Sondergepräge ihrer Dichtungen bestreiten, sind bei ihm schon zu finden und verleihen auch seinen geistlichen Liedern ein gut Teil ihres eigentümlichen Vorzugs. Sie lassen sich am besten geographisch nach den beiden Hälften seiner Lebensgeschichte, die sich bis 1812 in seiner ostpreußischen Heimat, von da ab in den Rheingegenden abspielt, verteilen. In den ersten Abschnitt gehört das bekannteste von allen seinen geistlichen Liedern, das „Sehnsucht" überschriebene „In die Ferne möcht' ich ziehen". Obgleich es erst im Jahre 1814 gedruckt wurde, stammt es doch schon aus der Jugendzeit des Dichters, ebenso wie auch sein Freiheitslied „Freiheit, die ich meine" bereits 1807 entstanden ist. Die sehr allgemeinen Sehnsuchtsgedanken des Eingangs nehmen schon vom 2. Verse an die ganz persönliche Wendung auf den Heiland, in dessen dienender Nachfolge die christliche Sehnsucht ihre Erfüllung und ihr Ziel findet. Da die Schlußverse in den meisten Sammlungen umgestellt und um einen oder zwei gekürzt sind, wollen wir V. 9—11 in der ursprünglichen Fassung und Reihenfolge hierher setzen:

9. Einst erklingen andre Stunden,
Und das Herz nimmt andern Lauf,
Erd' und Heimat ist verschwunden,
In den selgen Liebeswunden
Löset aller Schmerz sich auf.

10. Meine Seele, gleich der Taube,
Die sich birgt im Felsgestein,
Wird der Erde nicht zum Raube:
In den Himmel dringt mein Glaube,
Meine Lieb' und Sehnsucht ein.

11. Dort ist Gnade, dort Erbarmen,
Ew'ge Füll' und reiche Lust.
All ihr Kranken, all ihr Armen,
Zum Genesen, zum Erwarmen
Kommt an eures Heilands Brust!

Seitdem dem schönen Liede eine Tonweise Friedrich Ernst Fescas, — er war in Magdeburg 1789 geboren und lebte die letzten 11 Jahre von 1815 bis 1826 in Karlsruhe — die der Komponist ursprünglich zu Friedrich Müllers Soldatenabschied „Heute scheid' ich, heute wandr' ich" geschaffen und 1822 veröffentlicht hatte und die auch auf Franz Kuglers „An der Saale hellem Strande" übergegangen ist, beigelegt wurde, lebt es mit ihr im Gesange als „geistliches Wanderlied" fort.

Im Herbst 1812 war Schenkendorf aus Königsberg gleichfalls nach Karlsruhe übergesiedelt und hatte hier am 15. Dezember seinen Ehebund mit Elisabeth Barclay, der Witwe eines Königsberger Kaufmanns, der er aus dem Nordosten in den Südwesten Deutschlands gefolgt war, geschlossen. Damit trat er in seine zweite Lebenshälfte ein, die nicht nur durch seine Teilnahme am vaterländischen Kämpfen und Dichten, sondern ebenso sehr durch seine geistlichen Lieder gekennzeichnet ist. Seine innig fromme Gattin hatte ihre Heimat verlassen, um die Nähe von Frau v. Krüdener, mit der sie schon in Königsberg befreundet gewesen war, und von Jung-Stilling, dessen Schriften sie gleichfalls dort schon in ihren Zauberbann gezogen hatten, genießen zu können. Der letztere hatte seine Wohnung mit dem jungen Ehepaar unter dem nämlichen Dach. Dies war also der Umgangskreis und die Lebensluft, darin auch Schenkendorf jetzt noch mehr als früher seine Geistesnahrung suchte und fand, eine innig gläubige, mit Hinneigung zur Mystik und Geisteskunde gemischte Lebensluft.

Eine andere Bereicherung wurde seiner innern Welt hier von außen zuteil. Die Werke der mittelalterlichen Bau- und Bildkunst, die ihm in seiner Heimat fast nur in der Marienburg, gegen deren Verschandelung in einen Kornspeicher er mit ritterlicher Begeisterung zum ersten Mal öffentlich in die Schranken geritten war, entgegengetreten waren, umgaben ihn hier auf Schritt und Tritt. Der Dom zu Köln und das Straßburger Münster erfüllten seine ganze Seele mit Bewunderung für die Meister der Gotik, und die altniederländischen und altdeutschen Gemälde, die die Gebrüder Boisserée zusammengebracht und von 1810 bis 1819 in Heidelberg ausgestellt hatten, fanden an ihm

den hingebendsten und liebendsten Beschauer. Zahlreiche Lieder sind Zeugen seiner Begeisterung für die Kunstwelt der Väter. Und nicht für ihre Kunstwelt allein. Auch ihre mittelalterlich-katholische Glaubenswelt, die die Romantiker wie in einem Zauberspiegel zu sehen gewohnt waren, zog sein eindrucksempfängliches Gemüt mit Übermacht an und kam in Marien- und Heiligenliedern zum Ausdruck. Um so mehr müssen wir die große Zahl von Liedern anerkennen, aus denen uns ein reiner evangelischer Glaube an den Erlöser, der Kern alles biblischen Christentums, lieblich und sinnig entgegenklingt. Zum Ende des Jahres 1814 ließ er eine erste kleine Sammlung von ihnen unter dem Titel „Christliche Gedichte. Frommen Frauen und Jungfrauen zur Weihnachtsgabe" erscheinen. Sie ist der Gattin, die ihn immer wieder zu religiösen Liedern ermuntert hatte und mit der er gemeinsam „das Erdenleben an den Himmel zu knüpfen" bemüht war, gewidmet.

Kein hoher Psalm! Nur Liebe, Reu und Sehnen
Und Schmerzensfreude spricht aus diesen Tönen —

so zeichnet er selbst ihre Art. Darin finden wir nun auch alle die Lieder, an denen die christliche Gemeinde sich noch heute gerne erbaut, „Sonntagsfrühe": „Gottesstille, Sonntagsfrühe" — „Weihnachtslied": „Brich an, du schönes Morgenlicht" — „Ostern": „Ostern, Ostern, Frühlingswehen" — „Christ ein Gärtner" und „Christ ein Schäfer": „Ein Gärtner geht im Garten" und „Seht ihr auf den grünen Fluren". Die beiden letzten sind unmittelbar aus der andächtigen Betrachtung von alten Bildern hervorgegangen, die den Heiland nach mittelalterlicher Weise als Gärtner und als Hirten darstellen, und verdanken diesem Umstand ihre Anschaulichkeit und Gegenständlichkeit. Das gesungenste von ihnen aber ist unstreitig das „Osterlied", das nach einer, wie es scheint, in katholischen Kreisen entstandenen Volksweise ein kräftiges Zeugnis für den auferstandenen Heiland ablegt. Es stammt also aus derselben Zeit wie der prächtige „Frühlingsgruß an das Vaterland".

Vaterland, in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum.

Lebendiger Christenglaube und treue Vaterlandsliebe haben sich in Schenkendorf aufs innigste verbunden und gegenseitig durchdrungen. Die Läuterung und Heiligung deutschen Wesens durch die Kraft des Evangeliums hat niemand so nachdrücklich wie er verkündigt.

Schon an seinem 34. Geburtstag, am 11. Dezember 1817, ist er zu Koblenz, wo er als Regierungsrat tätig war, verstorben.

14. „Nach dem Sturme fahren wir" und „O du fröhliche, o du selige".

(Johannes Daniel Falk.)

Im Stadthause zu Danzig saßen die würdigen Bürgermeister und Ratsherren, mit Halskette und Krause festlich geschmückt, auf ihrem Saal, und vor ihnen stand mit bescheidenen Mienen ein etwa 20jähriges jugendliches Menschenkind, Johannes Falk mit Namen. Er hatte, da der wenig bemittelte Vater mit seiner Perückenmacherei es nicht hätte erschwingen können, mit ihrer Unterstützung das Gymnasium durchgemacht und sollte nun die Universität in Halle beziehen. Sie reichten ihm der Reihe nach zum Abschied die Hand und entließen ihn mit den bestgemeinten Wünschen. Einer aber von den Grauköpfen hielt seine Hand fest und sagte feierlich: „Johannes, du ziehst nun von dannen. Geh mit Gott! Unser Schuldner bleibst du! Denn wir haben deiner still uns angenommen und als ein armes Kind dich liebreich gepflegt. Zahlen mußt du diese Schuld. Wohin demnach Gott dich auch führen mag und was auch deines Lebens künftige Bestimmung sei: nie vergiß, daß du ein armer Knabe warst. Und wenn dereinst, über kurz oder lang, ein armes Kind an deine Türe klopft, so denke: wir sind's, die Toten, die alten grauen Bürgermeister und Ratsherren von Danzig, die anklopfen, und weise sie nicht von deiner Türe."

Solche Worte gruben sich tief in die Seele des Hörers ein. Sein Leben zeigt ihre Frucht, wenn auch erst viele Jahre danach. Die Vaterstadt mit ihren gotischen Kirchen und hochgeschweiften Giebelhäusern, wo er am Hafen die Schiffe kommen und gehen sah und mit den Wogen und Vögeln seine sehnsüchtigen Gedanken in die Welt hinausschweifen ließ, begleitete ihn im Herzen auf allen seinen späteren Wegen. Den „Johannes von der Ostsee" nannte er sich, und erzählte und dichtete von nichts so gern als von dem, was er dort an der Wasserkante mit Schiffern und Fischern erlebt hatte. Auf der Universität angekommen legte er die Gottesgelehrtheit, der er anfänglich sich widmete, bald auf die Seite und erwählte die Schriftstellerei zu seinem Beruf. Wieland hatte seine kleinen satirischen Sachen gelobt und in Wielands Bahnen ging er damals mit Vorliebe einher, nahm auch 1798 in Weimar seinen bleibenden Wohnsitz. Aber seine satirische Kraft und seine künstlerische Gestaltungsgabe waren doch nur gering, und weder der Schreiber noch die Leser konnten an seinen prosaischen und poetischen Erzeugnissen volle Be-

friedigung finden. Das Beste und Eigenste darin ist ein gewisser anheimelnder Volkston, der zuweilen der Weise des Volksliedes sehr nahe kommt. Mitten aus dem Volke war er geboren und des Volkes Sprache und Gedanken verstand er wie seine eigenen. Darum hat er auch Herders Volkslieder später noch einmal mit einer besonderen Einleitung herausgegeben. Aber ein Bleibendes und Wertvolles würde er niemals geschaffen haben, wenn er nur auf den bisherigen Wegen unverrückt fortgeschritten wäre.

Da führte die große Zeitenwende 1813 auch in seinem nun 45jährigen Leben eine entscheidende Wendung herbei. Im Herbst jenes Jahres, gerade während auf Leipzigs Fluren die Würfel geworfen wurden, mußte er von seinen 6 Kindern 4, 2 Knaben und 2 Mädchen, der furchtbaren Seuche, die damals hinter den Heeren her würgte, zum Opfer bringen. Mit diesen und den vaterländischen Erschütterungen der voraufgehenden Jahre brachen die beiden Quellen seines inneren Lebens, die bisher fast verschüttet gelegen hatten, mit ungeahnter Kraft an das Licht. Der fromme Glaube seiner Kindheit, den einst seine zur Brüdergemeine sich haltende Mutter besonders genährt hatte, und die tätige Menschenliebe, die aus jenem geboren war. Hunderte von Waisen irrten verwahrlost, bettelnd und stehlend durch das Land. Es waren die alten grauen Bürgermeister und Ratsherren von Danzig, die jetzt ihre Schuld von ihm forderten. Er wartete nicht, bis sie an seine Tür klopfen würden, sondern ging ihnen entgegen, um sie von den Straßen und Zäunen hereinzuholen. Mit dem Oberkonsistorialrat Horn rief er den „Verein der Freunde in der Not" ins Leben und warb um Hilfe im ganzen Thüringer Gau und darüber hinaus. Die Gaben blieben nicht aus. Ein Haus wurde für die stets wachsende Familie eingerichtet. Die größeren Kinder wurden bei braven Meistern untergebracht, des Sonntags aber fanden sich alle in dem eigenen Hause um den Vater wieder zusammen. Falk hatte seine eigentliche, von Gott ihm bestimmte Lebensaufgabe gefunden, er war zum Volk und zur tätigen Arbeit an ihm zurückgekehrt. Hatte vorher sein Leben und Schaffen im Dienst seines Schriftstellerns und Dichtens gestanden, jetzt mußte umgekehrt sein Büchermachen und Singen in den Dienst seines neuen Lebensberufes sich stellen. Herder hatte einmal bedauernd von ihm geäußert: „Wenn je einer, so ist dieser zum Handeln für das Volk geboren. Das sitzt nun auch zu Weimar hier müßig am Büchermarkt und kokelt wie ein Kind mit den bunten Lichterchen." Jetzt zog er

die Kinderschuhe aus und wurde ein Mann. Das Beste und Bleibendste, was von seinen Gedichten noch heute lebendig ist, verdankt jener Arbeit an der gefährdeten Jugend sein Dasein, vor allem die beiden in der Überschrift angeführten allbekannten Lieder. Wenn die Kinder des Sonntags um ihn versammelt waren, dann hielt er mit ihnen Unterredungen ab, in denen das Bibelwort mit allerlei Erzählungen aus dem Leben und dazu passenden Liedgesängen unaufhörlich wechselte. Dabei wurde seine eigene Danziger Jugendzeit, aus der er mit Vorliebe den Stoff entnahm, aufs neue in ihm lebendig. Was er aber dort seinen Jungen aus dem Schatz seiner Erinnerungen vorgetragen hatte, das verarbeitete er hinterher gern zu besonderen Büchern, die zum Besten seiner Anstalt erschienen. So gab er im Jahre 1822 auch eines heraus, das „Das Vater unser, wie solches in der Weimarischen Sonntagsschule mit den Kindern gesungen, durchsprochen und gelebt wird“ überschrieben ist. Darin heißt es in der letzten Bitte „Sondern erlöse uns vom Übel“ also:

„So oft uns eine Not oder ein Übel betrifft, sollen wir fleißig beten, lieben Kinder, daß uns Gott von demselben erlösen möge. Aber es ist nicht genug zu beten und dabei in Müssiggang zu verharren oder die Hände feig und kleinmütig in den Schoß zu legen. Hört zu, lieben Kinder, was ich euch bei dieser Gelegenheit von einem tüchtigen Schiffersmann mit Namen Vanderschmissen erzählen will. Die Geschichte schreibt sich noch aus meiner frühesten Jugend, von St. Petri-Paulskirchhof zu Danzig her. Um die Zeit der Aequinoctien 1778 gab es eines Tages einen argen Sturmwind. Die ältesten Schiffersleute an der Ostsee konnten sich kaum auf ein ähnliches Wetter an diesen Küsten besinnen. Ich wohnte damals mit meinen Eltern nahe an den Schiffswerften. Früh morgens sagte mein Vater zu mir: „Johannes, komm an den Strand, es wird heute Unglück die Menge geben.“ Ich folgte ihm. Nach einer Stunde erreichten wir die Danziger Münde. Von da ging's weiter an das offene Meer. Es war ein kläglicher und herzzerreißender Anblick! Koffer, Trümmer von Schiffen, Tauen, Ballen von Waren trieben unter und durcheinander. Der alte Schiffsherr Petersen erzählte meinem Vater: 14 bemannte Fahrzeuge seien in dieser wilden Nacht mit Mann und Maus untergegangen. Indem wir noch sprachen, trieb ein männlicher Leichnam ans Ufer. Weinende Schiffsweiber mit ihren Kindern umringten ihn sogleich, um zu sehen, ob es ein Bekannter, Vater, Freund oder Bruder von ihnen wäre; aber

in den von Schaum, Moos und Meergras verstellten Gesichtszügen hielt es schwer, eine Ähnlichkeit zu entdecken. So traurig beschäftigt, erscholl uns plötzlich ein Gesang aus dem Meer. Drei nackende Schiffsmänner saßen in einem Boot und ruderten mit beigelegtem Segel dem Ufer zu. Aus dem gräßlichen Tumult der vergangenen Nacht gerettet, brachten sie dem Herrn, mitten unter Sturmwind, Blitzen und Leichen, ein fröhliches Lied zur Morgengabe. Hier ist es." Und nun folgen in unserm Buche der erste und der letzte Vers des „Alten Schiffsliedes von der Ostsee": „Nach dem Sturme fahren wir" und „Einst in meiner letzten Not" samt den Noten, und wir werden uns zu denken haben, daß die Erzählung hier von dem Chorgesang der ganzen Hausgemeinde unterbrochen ward, nach dessen Beendigung Falk seinen Bericht wieder aufnahm und fortfuhr:

„Die nähere Geschichte dieses Liedes ist folgende: Drei Matrosen, Peter aus dem Frischen Haff, Classen aus Amsterdam und Vanderschmissen aus Harburg, verloren im Sturme der vergangenen Nacht wie ihr Schiff so ihre gesamten Habseligkeiten. Kaum noch, daß sie selbst ihr Leben in einem kleinen Boot notdürftig davonbrachten. Wie sie nun in demselben traurig dasaßen, begab es sich, daß der Wind immer heftiger strich und das Boot sich gänzlich auf die eine Seite legte. Da erschraken sie alle, am meisten aber Peter aus dem Frischen Haff. Dieser nahm das Wort und sprach: „O Herr, hilf! Nun werden wir wohl verloren sein, wenn wir noch um einige Faden näher an die Brandung geraten." Hierauf nahm er das Gesangbuch zur Hand und wollte nicht weiter handtieren. Desselbengleichen auch Classen aus Amsterdam. Dieser versicherte: Nun gehe ihm erst über den Spruch in der Bibel „Der du machest deine Engel zu Winden und deine Diener zu Feuerflammen" das rechte Licht auf. Von Steuer und Ruder wollte auch er nichts mehr wissen, sondern lieber ein andächtiges Vaterunser beten. Damit zog er seinen Hut ab, Classen und Vanderschmissen ebenfalls, und so beteten alle drei. Als sie aber an die Bitte kamen „Sondern erlöse uns vom Übel" sagte Vanderschmissen: „Halt Brüder, da fällt mir was ein! Eins tun und das andere nicht lassen! Legt das Gesangbuch aus der Hand! Beten ist gut Ding! Wir sollen aber nicht bloß in den Himmel, sondern auch in unsre eigenen Hände schauen, die Gott ja nicht umsonst dahier an unserm Leibe erschaffen hat! Der Wind ist konträr, aber was geht uns das an, wenn uns nur unser Herr Gott seine Gunst schenkt! Vor Feuer, Wasser und Luft fürchte ich

mich just nicht, sie sind ja nur eine Kreatur wie ich. Darum gedenke ich auch, mit Gottes Hilfe mir diese trotzigen Kameraden durch ein kleines Stück ausgespannter Leinewand vom Halse zu schaffen und so dienstbar zu machen, daß sie uns nach Danzig, Pillau oder in irgend einen andern Hafen der Ostsee, wohin wir unsren Kurs richten, tragen sollen." Als der allenthalben mannhafte und dennoch fromme Vanderschmissen dieses Wort gesagt hatte, zog er sein Wams aus und sein Hemde dazu, zerriß es, nahm eine Packnadel und flickte sich daraus ein Segeltuch zusammen. Sogleich folgten auch die andern seinem Beispiele, und in weniger als einer Viertelstunde flatterten drei Segel, an ein paar Stangen aufgezogen. Seht ihr, lieben Kinder, das waren die drei Schifferleute von heute früh, die nackend im Boot da saßen und ihr

Christ Kyrie,
Komm zu uns auf die See!

auf dem offenen Meere erschallen ließen. Ja, edler und frommer Vanderschmissen, du hattest recht! Die ewige Liebe und grundlose Barmherzigkeit unsres Gottes, die in der Menschensprache Jesus Christus genannt wird, will gewiß nicht, daß wir im Meer umkommen oder ein Spiel dieses blinden und gemütlosen Elementes werden sollen. Eben indem sie uns Geist und Vernunft gab, hat sie uns auch zugleich die Mittel zu unsrer eigenen Rettung in die Hände gelegt. Du hast nicht nur „Christ Kyrie, Komm zu uns auf die See!" auf dem wilden Meer gesungen, sondern, als der Herr nun kam, um dir die Hand zu reichen, bist du ihm auch selbst mutig entgegengeschritten."

Es ist keine Frage, daß die jungen Zuhörer, die alle schon frühzeitig die Stürme des Lebens kennen gelernt hatten und nun, von treuen Freunden gestützt, ihre Kräfte übten, aus dem Schiffbruch ans Land zu kommen, solchen anschaulichen Berichten mit gespannter Seele folgten und dabei ihre religiösen und sittlichen Wahrheiten unvermerkt in sich aufnahmen. Falk war kein trockenes Lehrbuch, sondern ein tatkräftig ins volle Leben greifender Volkserzieher.

Das hier von ihm verwendete Schifferlied war aber nicht etwa erst in jenem Jahre 1822 entstanden, nur die Melodie wurde damals, wie es scheint, zuerst im Drucke veröffentlicht. Den Text hatte er schon 1819 im 1. Bande seiner „Auserlesenen Werke" (S. 355) hinausgehen lassen, und zwar 4 Verse umfassend, und dabei „1816" als Jahr der Entstehung darübergeschrieben. Es stammt also aus

der Zeit, da sein Rettungswerk an der Jugend erst unlängst seinen Anfang genommen hatte. Den ersten und den letzten Vers, „Nach dem Sturme fahren wir" und „Einst in meiner letzten Not" hatte er in seiner Jugend an der Ostsee selbst singen hören, die beiden mittleren sind von ihm dann hinzugedichtet worden. Später hat man auch noch den ersten und den zweiten Vers umgestellt, damit die Sturmfahrt vorangehe und der Lobgesang nach dem Sturm folge, so daß das Lied jetzt gewöhnlich anhebt „Wie mit grimmgem Unverstand". Er hat auch hier den Ton des Volksgesanges aufs beste getroffen. Eine andere gewaltige Melodie hat nachmals Karl Löwe noch zu unserm Liede geschaffen.

* * *

Nun wolle der Leser einen gehörigen Anlauf nehmen, denn wir müssen vom Norden unsers Erdteils in seinen tiefsten Süden hinunterspringen. Aber mit dem Wasser und denen, die darauf ihre Nahrung suchen, haben wir es dort gleichfalls zu tun.

Auch Herder hatte, dem Beispiele Goethes folgend, eine Reise nach Italien unternommen. Denselben Einfluß auf seine künstlerische Entwicklung wie diejenige des Freundes konnte sie freilich nicht ausüben. Als er aber im Sommer 1789 wieder nach Hause kam, brachte er doch mancherlei Anregungen und fruchtbare Saatkörner heim. Besonders musikalische waren darunter, denn das Volksleben zu beobachten, wie es in Dichtungen und Gesängen sich bekundet, gehörte schon längst zu seinen liebsten Geschäften. So befand sich unter seinen Reiseandenken auch die Melodie eines kurzen Bittliedes, mit dem sizilianische Fischer im Tyrrhenischen Meere die Jungfrau Maria anzurufen pflegten. Er sprach von ihr noch ein Jahr vor seinem Tode im III. Band der Adrastea S. 345: sie sei „äußerst sanft und einfach". 1807 wurde sie dann in der neuen Ausgabe der „Stimmen der Völker in Liedern" veröffentlicht mit der Bemerkung: „Als schönste Probe italienischer Volkslieder stehe hier das sizilianische Schifferlied mit seiner einfachen sanften Melodie." Auch eine Übersetzung des lateinischen Textes[19]) hatte Herder schon gegeben:

O du Heilige,
Hochbenedeiete,
Süße Mutter der Liebe,
Trösterin im Leiden,
Quelle der Freuden.
Hilf uns, Maria!

Die klangvolle, leicht ins Ohr fallende Weise erwarb sich auch in Deutschland bald Freunde. Th. Körner legte ihr sein Gebet während der Schlacht: „Hör uns, Allmächtiger! Hör uns, Allgütiger" unter. Ins Volk aber drang sie doch erst, als Johannes Falk sie für sein „Allerdreifeiertagslied", das er 1816 gleichfalls für seine Sonntagsschule dichtete, benutzte. Es wurde wie das „Schifferlied" im 1. Bande seiner „Auserlesenen Werke" 1819 (S. 357) gedruckt:

O du fröhliche,
O du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren,
Christ ist geboren.
Freue, freue dich, Christenheit!

O du fröhliche,
O du selige,
Gnadenbringende Osterzeit!
Welt liegt in Banden,
Christ ist erstanden.
Freue, freue dich, Christenheit!

O du fröhliche,
O du selige,
Gnadenbringende Pfingstenzeit!
Christ, unser Meister,
Heiligt die Geister!
Freue, freue dich, Christenheit!

Falks Tochter Rosalie, die im Jahre 1868 die anschaulichsten Erinnerungen an das Wirken ihres Vaters veröffentlicht hat, schreibt darin: „Gesangübungen wurden an jedem Mittwoch und Sonnabend nachmittag gehalten. Ein tüchtiger Musiker in Weimar hatte die Leitung derselben unentgeltlich übernommen. In den Sonntagabendstunden wurden sodann bestimmte Bibelabschnitte nicht etwa gelesen, sondern von den Knaben selbst gesprochen und dazwischen passende Verse aus geistlichen oder von meinem Vater selbst verfaßten Liedern von ihnen gesungen. Solcher Bibelstunden, die zur Ausfüllung des Abends berechnet waren, hat mein Vater viele zusammengestellt, auch viele Lieder dazu selbst gedichtet, die jetzt die deutschen Kinder aller Orten singen, z. B. das Lied auf die hohen drei Festtage „O du fröhliche", dann das Lied „Nach dem Sturme fahren wir" u. a. m. Von einem früheren Zögling, der es jetzt bis zum Kunstgärtner in Lübeck gebracht hatte, wird dem noch hinzugefügt, daß auch viele Bürger aus der Stadt sich zu diesen Abenden eingefunden hätten, „um Falks geistreiche Schlußansprachen zu hören. Mancher hatte beim Fortgehen Tränen in den Augen."

Daß aber auch dem Hausvater selbst unter seinem Kindervolk das Herz aufging und er sich jetzt erst völlig auf seinem gottgewollten Platz fühlte, sollen seine eignen Worte aus einem Briefe uns sagen.

Er schreibt da: „Sonderlich am heiligen Christabend solltest du bei uns sein, teurer Freund. Das ist mir das liebste und trauteste aller hohen Feste geworden. Da kommt's gewallfahrtet aus allen Häusern und Werkstätten, auch die es weit haben, waten durch den Schnee und achten der Kälte nicht, daß sie nur mit teilnehmen können an der schönen Feier. Da steht eine lange, lange Tafel aufgebaut, auf derselben brennen drei Lichterbäume, und unter den Lichterbäumen reihet sich Geschenk an Geschenk. Wer hat all die Herrlichkeiten da hingelegt? Von den Händen des „Herrn Rats" ist nur gar wenig dabei: es sind die Kinder selber, die sich untereinander beschenken — und das ist der eigentliche Reiz an dieser Christbescherung, der Reiz, der den Kindern aus der innerlichen Erfahrung des Wortes kommt: Geben ist seliger denn nehmen. Die in den Werkstätten stehen, die freuen sich schon lange heimlich auf den heiligen Christabend, denn jede freie Stunde haben sie benutzt, um etwas für den Weihnachtstisch zu fertigen. Keiner kommt mit leerer Hand: der Weberlehrling kommt mit einem Ballen Linnen oder Schürzen oder Höslein, der Schneider bringt irgendein Kleidungsstück, der Wirker etwas Wollenes zum Warmhalten, der Töpfer niedliches Spielwerk, der Drechsler Kegelspiel oder Frachtwagen und Schäflein und Hampelmänner, der Seifensieder Lichtlein für den Tannenbaum, und was weiß ich alles. Und mir gehen die Augen über, wenn nun die Kinder mit ihren glückselig strahlenden Augen das Lied anheben, das ich für sie gedichtet. — — Meine Dichtung — daß ich das hier nebenbei bemerke — hat jetzt überhaupt ein anderes Gewand angezogen, wie auch der Mensch sich gewandelt hat, seit ich unter dem Kreuz den Herrn erst recht erkannt habe. Für meine Kinder rührt sich jetzt meine Leier, dieweil sie meine Liebe sind und meine Sorge bei Tag und Nacht. Auch gibt sie einen andern Klang als ehedem, und ich freue mich, daß ich nun auch den Ton treffe, der den Kindern an das Herz geht, ich freue mich der brünstigen Andacht, mit der die Kinder meine Lieder singen, und der Geschwindigkeit, mit welcher sie sie lernen. Sonderlich mit dem Allerdreifeiertagslied „O du fröhliche, o du selige" ist's mir geglückt. Ich sprach es den Kindern in der Sonntagsschule zweimal vor, da konnten sie es alle. Nimmer hätte ich's geglaubt, daß mir mein Gott die Gabe solcher volkstümlichen, kindlichen Rede verliehen hätte, und ich danke ihm dafür von Herzen, denn sie ist mir jetzt so wert, wie dem Schreiner der Hobel und dem Jäger das Gewehr."

Einen Mangel hatte freilich dies „Dreifeiertagslied", nämlich den, daß es die drei hohen Feste in einen einzigen Strauß zusammenband und damit dem Kalender Gewalt antat. Dieser Übelstand wurde später — wann und von wem, hat sich leider bisher noch nicht mit Sicherheit nachweisen lassen — aufs beste beseitigt, indem jeder Vers durch zwei weitere ergänzt und so zu je einem selbständigen Weihnachts-, Oster- und Pfingstliede ausgestaltet wurde. So ist es jetzt in allen unsern Singebüchern zu finden. Wenn aber auch dann noch Falk als der Dichter darunter genannt wird, so weiß der Leser nun, wie es sich damit in Wahrheit verhält.

Den Grundton aber, auf den das ganze Leben und Wirken dieses Vorläufers der Innern Mission gestimmt war, hat er selbst am vernehmlichsten in dem Liede angeschlagen, mit dem in jenem Vaterunserbuche die Besprechung der 2. Bitte geschlossen wird:

1. Urquell selger Himmelsfreuden,
Jesus, dem mein Herz entbrennt,
Dich zu speisen, dich zu kleiden,
Ist, mein Heiland, mir vergönnt!

2. Die ihr Brot den Armen brechen,
Ihm eröffnen Herz und Tür,
Ja, zu ihnen wirst du sprechen:
„Seid gesegnet, kommt zu mir!"

3. Laßt in Not und Tod uns schwören,
Jesus Christ, mit dir vereint,
Abzutrocknen Menschenzähren,
Wo ein Bruderauge weint!

4. Nachsicht, Langmut, stilles Dulden,
Kehre täglich bei uns ein.
Daß dem Bruder seine Schulden
Wir von Herzen gern verzeihn!

5. Güte, Wohltun, Herzensmilde,
Mitleid, das sich gern erbarmt,
Decke sanft mit deinem Schilde
Den, der auch den Feind umarmt!

6. Heilges Herz, an dem ich hange,
Stillberedter Liebeszug,
Stern im Weltenuntergange,
Licht im dunkeln Aschenkrug.

7. Wie ein Vöglein, das verschlagen
Weint im stillen Ozean,
Komm, zur Heimat mich zu tragen!
Liebe, dir gehör ich an!

8. Vor mir fliegt die weiße Taube,
Die vor keinem Sturm erbleicht,
Weil ich an die Heimat glaube,
Hab ich sie auch schon erreicht.

9. Hab ich deinen Wink verstanden,
Ist mein Hafen auch nicht weit:
Unten seh ich Schiffe stranden;
Mich umfängt die Ewigkeit!

Daß dieser Ton seitdem nicht wieder verklungen, sondern nach wenigen Jahrzehnten von Wichern und Fliedner wieder aufgenommen und weitergetragen ist, wird uns das Schlußkapitel unsers ganzen Buches berichten.

15. „Müde bin ich, geh zur Ruh" und „Immer muß ich wieder lesen".

(Luise Hensel.)

Das war ein trübseliges Weihnachts- und Neujahrsfest, mit dem sie in dem Häuschen an der Markgrafen- und Lindenstraßenecke zu Berlin das Jahr 1816 beschlossen und das neue 1817 begannen. Dort in dem hochgelegenen Erdgeschoß hinter den die Straße beschattenden Lindenbäumen war vor 6 Jahren die Predigerwitwe Hensel mit ihren Kindern eingezogen, nachdem sie ihren Gatten auf dem Friedhof von Linum im Osthavelland zurückgelassen hatte. Jene Kriegs- und Franzosenjahre waren wohl niemandem leicht geworden, den Witwen aber, denen ihr geringes Witwengeld nur unregelmäßig gezahlt wurde, am schwersten. Jetzt war zwar der Friede zurückgekehrt, dafür aber hatte neue Trauer sich auf die Familie gelegt: die älteste, an den Ingenieur-Offizier Rochs in Stettin verheiratete Tochter Karoline war unlängst nach Geburt ihres zweiten Knaben kurz vor dem Weihnachtsfest verstorben. Die Mutter war hinübergeeilt und nahm sich des verwaisten Hauses nach allen Kräften an. Inzwischen mußte die 18jährige Luise den Berliner Hausstand versehen. Das hätte sie auch gewiß mit Freuden getan, wenn nicht der Schmerz um den Verlust der geliebten Schwester, die auf dem Sterbebett ihr grade ihr verwaistes Söhnlein anvertraut hatte, an ihrem Herzen genagt hätte und sie zudem selbst krank geworden wäre. Der Gram drückte sie tief danieder.

Nur eine Trösterin besaß sie, oder, wenn man will, deren zwei, die aber bei ihr im Grunde doch nur eine einzige waren: sie hatte vom lieben Gott die Gabe der Dichtung mit auf den Lebensweg bekommen und pflegte sie im stillen, aber nicht als eine beabsichtigte und bewußte Kunstübung, sondern als die unmittelbare und selbstverständliche Äußerung ihres inneren Lebens, die sie fast niemandem als ihrem Tagebuch anvertraute. Und dies innere Leben war von klein auf ganz auf Gott gerichtet gewesen, lebte in ihm und suchte ihn mit unabläßiger Inbrunst des Gebets. So kamen ihr auch damals, wenn sie in sorgenvollen Gedanken um die Zukunft, wie alles werden solle, auf ihrem Lager die Nächte durchwachte, allerlei Verse wie von selbst zugeflogen, mit denen sie sich über die qualvollen Stunden hinweghalf. Einmal schrieb sie beim Mondenschein auf das bunte Papier ihrer Medizinflasche:

Der Kummer mir zu Häupten steht,
Und bei mir liegt der Schmerz,
Die Sorge um mein Bette geht
Und Angst fällt mir ans Herz.

Aber noch ein anderes Lied ist in jenen Leidenstagen ihrem wunden Herzen entquollen, das jeder von uns von seiner frühsten Kindheit an kennt und lieb hat. Seit vielen Jahrzehnten steht es unter den deutschen Kindergebeten obenan, und die Kleinen sind nicht zu zählen, die mit ihm ihren Tageslauf beschlossen haben und noch beschließen. Das ist das Liedchen „Müde bin ich, geh zur Ruh", so einfach und herzlich wie kaum ein zweites, und doch in seinen vier Versen alles umfassend, was ein frommes Christenkind nur vor seinen Gott zu bringen hat. Die Dichterin hat selber den Tag angemerkt, an dem es entstanden ist: es war der 3. Januar 1817. Wer aber die Umstände und sorgenden Gedanken kennt, die damals ihre Seele erfüllten, der kann auch diese sehr deutlich daraus herauslesen, wenn sie für „Alle, die mir sind verwandt", für die „kranken Herzen" und „nassen Augen" Fürbitte tut, nur daß das, was sie persönlich bewegte, dasselbe ist, was auch jeden andern Erdenpilger angeht.

Als dies liebliche „Nachtgebet", dem später eine nach einer älteren Tonweise Georg Witthauers (1750—1802) umgebildete Melodie beigegeben wurde, damals zur Welt kam, lagen auch die übrigen Lieder unserer Dichterin, die sich noch in unsern Liederbüchern finden, schon in ihrer Schublade fertig. Das älteste, „Jesus in der Heiligen Schrift": „Immer muß ich wieder lesen", dem man nachmals eine Melodie des Kapellmeisters Reichardt unterlegte, war schon 1815 entstanden, die beiden andern „Bedenk ich deine große Treue" und „Was verlangst du? Warum bangst du?" im folgenden Jahre. Luise Hensel steht darin einzig unter allen unsern Dichtern da, daß ihre sämtlichen allbekannten Lieder bereits vor ihrem 19. Geburtstage abgeschlossen waren.

* * *

Wer diese genannten Dichtungen mit ihrem volltönenden Bekenntnis zu dem einzigen Heilande Jesus und zu seinem unvergänglichen Worte aufmerksam betrachtet, wird das, was wir nun noch zu erzählen haben, kaum recht verständlich finden. Schon als jene Lieder entstanden, war in das Herz der Dichterin eine stille Liebe zur katholischen Kirche gezogen. Wie war das möglich?

Darum war es möglich, weil in der evangelischen Kirche damals weithin der kalte Vernunftglaube herrschte. Luise Hensel trug in sich ein lebhaftes Verlangen nach einer Autorität auf Erden, deren Seelenführung sie sich willenlos anvertrauen könne. Darum beneidete sie die Katholiken um ihren Beichtstuhl. Als sie einem evangelischen Geistlichen den Wunsch aussprach, ihr Herz in der Beichte ausschütten zu dürfen, wies sie dieser leider damit ab: sie solle nur Gott ihre Sünden beichten. Er verstand offenbar wenig von dem Zustand geängstigter Herzen und hatte völlig vergessen, was Jakobus 5, 16 geschrieben steht.

Dazu kam, daß in jenen Jahrzehnten der Restauration oder Wiederaufrichtung, wie man sie nennt, eine Hinneigung zum Katholizismus und Papsttum in der Luft lag und die Übertritte aus den Kreisen unbefriedigter und unruhiger Geister immer zahlreicher wurden. Wir werden später in dem Kapitel, das von dem Liede „Ich bete an die Macht der Liebe" handelt, auch den umgekehrten Weg aus der Menschenknechtschaft zur Freiheit in Gott, aus der katholischen zur evangelischen Kirche kennen lernen. Hier begleiten wir Luise Hensel nach Rom.

Im September 1816 war sie mit dem damals 38jährigen Dichter Klemens Brentano bekannt geworden. Er war ein geborener Katholik, aber seit seiner zweiten, unglücklichen Ehe mit seiner Kirche völlig zerfallen. Durch den Umgang mit Luise, die ihm ihre Lieder vertraute, wurde er wieder zu seiner Kirche zurückgeführt und schreibt davon: „Diese Lieder haben zuerst die Rinde über meinem Herzen gebrochen; durch sie bin ich in Tränen zerflossen, und so sind sie mir in ihrer Wahrheit und Einfalt das Heiligste geworden, was mir im Leben aus menschlichen Quellen zugeströmt. Ob es die Macht des unschuldigen, drängenden Gefühls ist, aus dem sie entsprungen, ob es der Moment ist, in dem sie mir begegneten, der sie mir so erbauend macht, weiß ich nicht; aber es hat mich nie ein menschlich Wort so gerührt, und wo ich gehe und stehe, liegt mir der Vers in meinen Ohren: „Immer muß ich wieder lesen"." Er nennt diese Lieder den „Schlüssel, den der Heiland zu seinem Herzen gebraucht" habe. Während Luise aber so den Freund mit seiner Kirche versöhnte, betrat sie selber den gleichen Weg und legte am 7. Dezember 1818 bei dem Propst Taube in der Hedwigskirche zu Berlin ihre Beichte und danach das katholische Glaubensbekenntnis ab. Ihrer Mutter durfte sie mit Erlaubnis des Seelsorgers ihren Glaubenswechsel ver-

heimlichen. Seitdem finden wir sie fast ausschließlich in den Kreisen ihrer neuen Bekenntnisgenossen in Münster, Aachen und andern katholischen Orten, wo sie als Lehrerin und Erzieherin tätig ist. Ihr liebenswürdiges Wesen und ihre Schönheit trugen ihr zahlreiche Heiratsanträge ein, in Berlin schon außer von Brentano von dem Juristen Ludwig v. Gerlach und dem Komponisten Ludwig Berger, später noch gar von einem Prinzen und einem Kreisphysikus, sie aber wies alle zurück und hatte schon im Mai 1820 am Altar zu Düsseldorf das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit abgelegt. Wäre es nach ihr gegangen, so hätte sie zugleich mit ihren Liedern nur ein Leben in der Verborgenheit geführt. Aber ihren Liedern wenigstens war noch ein anderes aufbehalten.

Zwei Meilen von Regensburg liegt an der Donau das Dörflein Barbing. Das dortige stattliche Herrenhaus, von dessen Fenstern man die schönste Aussicht über den Strom hin nach Donaustauf und seinem burggekrönten Berge genießt, hatte König Ludwig seinem alten Lehrer, dem nunmehrigen Bischof von Regensburg, Michael Sailer, zum Erholungssitz eingeräumt. Sailer ist eine der wohltuendsten Erscheinungen innerhalb der katholischen Kirche, der auch frommen evangelischen Christen in herzlicher Freundschaft verbunden war. Im Herbst 1828 hielt er sich wieder mit seinem Sekretär Melchior von Diepenbrock, dem nachmaligen Breslauer Fürstbischof, im Landhause von Barbing auf. Auch der Minister v. Schenk, gleichfalls ein übergetretener Protestant, weilte bei ihnen als Gast, und Brentano, aus der Schweiz zurückkehrend, gesellte sich noch hinzu. Man brachte manche Stunde mit Vorlesen hin. Schenk, der sich auch als Dichter fühlte, las sich selber vor, Diepenbrock gab Übersetzungen, die er eben aus der spanischen geistlichen Lyrik angefertigt hatte, zum besten, und Brentano endlich teilte Luise Hensels Lieder mit, die er immer bei sich führte. Der Beifall, den diese fanden, war besonders groß und sicher nicht geringer als der den spanischen Kindern gezollte. Diepenbrock wurde bestürmt, diese verschiedenen Blumen, zu einem Strauße vereinigt, herauszugeben. Er wehrte sich lange. Endlich aber, als man nicht nachließ und besonders Schenk, der bei der Gelegenheit seine eigenen Sachen an den Mann zu bringen hoffte, immer wieder auf Veröffentlichung drängte, gab er sich darein. So erschien denn sein „Geistlicher Blumenstrauß aus spanischen und deutschen Dichtergärten, den Freunden der christlichen Poesie dargeboten. Sulzbach 1829.“ Darin haben wir nun Luise Hensels beste Lieder zum ersten Male

zusammen gedruckt; bisher waren nur einzelne in Abschrift verbreitet und nur fünf weniger bekannte in einem Almanach veröffentlicht worden.[21]) Die Verbindung mit den sinnliche Glut atmenden Blüten des Südens läßt ihre echt deutsche sinnige Einfalt und Art doppelt lieblich hervortreten. Der Name der Dichterin durfte auch diesmal nicht genannt werden. Erst bei der zweiten Auflage, 1852, wurde er hinzugefügt, und erst 1869 konnte Professor Schlüter in Paderborn ihre Lieder vollständig herausgeben. Die Dichterin aber entschlief 7 Jahre später in Paderborn. Sie und ihre Jugendlieder sind eine handgreifliche Urkunde des Gegensatzes und zugleich auch der Einheit der beiden christlichen Bekenntnisse in unserm Vaterland.

16. „Stille Nacht, heilige Nacht."

(Josef Franz Mohr.)

Wenn die liebe Unschuld vom Lande, die in ihrem stillen Dörflein unbegafft und unverdorben aufwuchs, in das Gewühl der Großstadt verschlagen wird, drückt sie sich am liebsten scheu und stumm in den Winkel, denn sie meint, alle würden sie auslachen, täte sie nur einmal den Mund auf. Sie sorgt sich umsonst. Wenn sie wirklich die unverdorbene Unschuld ist, spüren alle die vornehmen und gebildeten Modedamen ihr gegenüber im tiefsten Grunde so etwas wie heimlichen Neid, und es meldet sich in ihnen eine leise Stimme, die ihnen zuruft: „So müßtest du auch sein, dann wärest du glücklicher! Wir wollen sie bei uns behalten, damit wir von ihr lernen und an ihr uns freuen."

Von solcher Unschuld vom Lande, die ihr Weg in die weite, große Welt hinein geführt hat, wo sie nun beneidet und bewundert wird, soll im folgenden die Rede sein.

Oben im schönen Salzburger Herzogtum, wo der Weihnachtsschnee noch im Hochsommer von den Bergspitzen in die Täler herniedergrüßt, ist 3 Meilen nordwestwärts der Hauptstadt das Dörflein Oberndorf gelegen. Die Berge machen hier allmählich der Ebene Platz, und die Salzach, die das österreichische und das bayerische Land auseinanderhält, eilt schnellen Laufes dem Innflusse zu. Dort zu Oberndorf stand nun im Jahre 1818 der Hilfspriester Josef Franz Mohr im geistlichen Dienst an der neu errichteten Pfarre von St. Nikola. Er stammte aus Salzburg, wo er am 11. Dezember 1792 geboren war, hatte vor 3 Jahren die Priesterweihe empfangen und

seitdem schon in Ramsau und danach in Laufen sein Amt gehabt. Jetzt war ihm hier die Oberndorfer Herde vertraut, und er rüstete sich in Gedanken, das heilige Christfest mit ihr erbaulich und würdig zu feiern. Was konnte er nur tun, seinen lieben Pfarrkindern die große Gnadentat Gottes recht vor die Augen und in die Seele zu malen?

Er brauchte nicht lange zu überlegen. Er war so ein Stück Dichter, in dessen sinnigem Gemüt die Welt und die Dinge darin sich farbenreich widerspiegelten. So kam es wie von selbst, daß er, als ihm das Herz nur erst weihnachtlich warm und fröhlich geworden war, ein halbes Dutzend Verse auf das Papier warf, die alle „Stille Nacht! Heilige Nacht!" anhoben und mit schlichten Worten den holden Knaben und die rettende Stunde seiner Geburt besangen. Jetzt werden in unsern Gesangbüchern nur die drei verständlichsten und einfachsten davon abgedruckt. Wer aber das ganze Lied, wie Mohr es geschrieben hat, haben will, muß zwischen den zweiten und den letzten Vers noch die folgenden einschieben:

3. Stille Nacht! Heilige Nacht!
Die der Welt Heil gebracht,
Aus des Himmels goldenen Höh'n
Uns der Gnade Fülle läßt sehn:
Jesum in Menschengestalt.

4. Stille Nacht! Heilige Nacht!
Wo sich heut' alle Macht
Väterlicher Liebe ergoß
Und als Bruder huldvoll umschloß
Jesus die Völker der Welt.

5. Stille Nacht! Heilige Nacht!
Lange schon uns bedacht,
Als der Herr, vom Grimme befreit,
In der Väter urgrauer Zeit
Aller Welt Schonung verhieß.

Als das Liedchen schwarz auf weiß geschrieben war, fehlte ihm freilich noch eins, ohne das es seinen Beruf unmöglich ausüben konnte: es mußte eine Tonweise haben, die es der feiernden Gemeinde verständnisvoll in das Herz sang. Der Dichter spielte wohl seine Guitarre und sang auch seinen Vers dazu, wie dort zu Lande männiglich zu tun pflegt, aber eine Melodie zu erfinden ging über seine Kraft. Doch auch in dieser Verlegenheit war der Helfer nicht weit. In dem benachbarten Arnsdorf war Franz Xaver Gruber seit 10 Jahren als Schullehrer angestellt, der daneben auch den Organistendienst in Oberndorf mit zu versehen hatte. Dieser, in Hochburg am 25. November 1787 von armen Webersleuten geboren, war ein vortrefflicher Musikus, der von Kind auf die edle Tonkunst mit

Begeisterung getrieben hatte, und dazu seinem jungen geistlichen Herrn freundschaftlich zugetan. Zu dem machte sich Mohr noch am Vormittag des 24. Dezember alsbald auf den Weg und brachte im Schulhause von Arnsdorf sein Anliegen vor: er hätte zu seinem Liede gar gerne eine passende Weise „für 2 Solostimmen samt Chor und für eine Guitarrenbegleitung"; er betonte dabei besonders, wie schön es doch wäre, wenn sie noch heute abend die Gemeinde mit diesem Gesange erfreuen könnten, die Orgel sei wohl jetzt schadhaft und versage den Dienst, aber auch die Guitarre werde sie wohl für diesmal zu ersetzen imstande sein.

Der Arnsdorfer Schulregent versprach auf solche Bitte zwar sein Bestes zu tun. Daß es ihm aber gelingen werde, dafür konnte er im voraus nicht gutsagen, denn auch die Muse des Gesanges verschenkt ihre Gaben nicht auf Befehl. Nachdem aber der geistliche Freund wieder gegangen war, nahm Gruber alsbald das Blatt, darauf der Text stand, zur Hand und las die Verse sich aufmerksam durch. Da fingen auch in ihm sich weihnachtliche Stimmungen zu regen an, die Stimmungen wurden zu Tönen und, während seine Finger auf dem Klavier zur Probe von einer Taste zur anderen glitten, fügten sich die Töne wie von selber zur Melodie. Es dauerte nicht lange, so konnte unser Komponist die eben entstandene Tonweise „Stille Nacht! Heilige Nacht!" selber zum ersten Mal anstimmen. Dann schrieb er sie gleich in Noten fest und wanderte mit seinem Kunstwerk nach Oberndorf, um es dem Besteller zu überbringen. Der war nicht wenig erfreut, daß seine Bitte so schnelle Erhörung gefunden; als er aber erst die Melodie selbst vernommen, da wußte er vollends, daß hier seinen Worten das passendste Kleid, das irgend sich denken ließ, angelegt war, und dankte dem Freunde von Herzen.

Nun galt es, das Eisen zu schmieden, solange es heiß war, denn die Stunde der Christmette rückte heran. Rasch wurden ein paar stimmbegabte Sängerinnen aus dem Dorfe zusammengerufen und mit ihnen die Verse einige Male durchgeübt, damit sie wenigstens als Chor bei Wiederholung der Schlußzeile einfallen könnten. Und so trat das Lied denn an jenem Christabend zum ersten Male vor die Oberndorfer Öffentlichkeit, indem der Dichter selbst als Tenorist die 1. Stimme und die Guitarrenbegleitung, der Komponist dagegen als Baßsänger die 2. Stimme übernahm. Der Vortrag erfolgte, wie Gruber selber berichtet, „mit vollem Beifall". Seitdem gehörte es dort Jahr für Jahr zur weihnachtlichen Heimatkunst, wurde auch in

den Nachbardörfern bekannt und gerne gesungen, niemand aber, weder der Dichter noch der Sänger noch sonst jemand dachte daran, es als neueste Originalschöpfung durch den Druck auf den Weltmarkt hinausgehen zu lassen, auch dann nicht, als im Frühjahr darauf der Orgelbauer Mauracher aus dem Zillertal, der die Oberndorfer Orgel wieder instand setzte, es bei dieser Gelegenheit kennen lernte und, da es ihm ausnehmend gefiel, eine Abschrift mit in seine Heimat nahm. Es blühte wie ein verborgenes Alpenveilchen, an dessen Duft nur die Zillertaler und die Salzburger sich freuten, in seinem heimlichen Eckchen. Was brauchte die große Welt von dem Naturkind zu wissen. Die beiden verstehen sich selten.

Da begab es sich zu Winteranfang des Jahres 1833, daß die vier Geschwister Straßer, Amalie, Anderl, Karoline und Pepi, die damals zu den tüchtigsten Zillertaler Sängern gehörten, eine Konzertreise antraten, wie sie von den Tirolern von Zeit zu Zeit unternommen wird. Sie hatten auch das Oberndorfer Christlied auf ihrem Programm und trugen es, als sie nach Leipzig kamen, dem Kantor an der dortigen katholischen Kirche, Ascher, vor. So wurde ihnen erlaubt, es auch öffentlich bei der Christmette zu singen. Das war die Stunde, in der die Unschuld vom Lande, die 15 Jahre lang in ihrem stillen Winkel aufgewachsen war, in die Großstadt hineintrat, nicht um ausgelacht, sondern um bewundert zu werden. In Leipzig war es gerade am richtigen Ort, denn dort verstehen sie sich auf die Musik. Was dort einmal Aufnahme gefunden hat, bedarf in der übrigen Musikwelt keinen neuen Empfehlungsbrief. Im Triumph zog das Liedchen von Leipzig aus durch die Lande, nachdem es einer dort genau hatte abschreiben lassen und ein andrer, Dr. Gebhardt, es in seinem Jugendfreund abgedruckt hatte. Woher es recht stamme, wußte niemand zu sagen. Man hielt es für ein „Volkslied", dessen Weise vielleicht auf Michael Haydn, den Salzburger Konzertmeister, zurückgehe. Wer hätte auf den Oberndorfer Hilfspriester, der inzwischen wieder an andere Orte versetzt war, oder den Arnsdorfer Schulmeister, der seit 1830 in Bernsdorf das Amt hatte, von wo er 1835 als Stadtpfarr-Chorregent und Organist nach Hallein ging, kommen sollen? Ihnen selbst war ja nichts an ihrem Nachruhm gelegen.

Doch auch dieses Dunkel sollte noch einmal sich lichten. Auf seinem weiteren Siegeslauf kam unsere Dorfschöne bis in das Königsschloß zu Berlin. Friedrich Wilhelm IV., der es gleichfalls mit

Wohlgefallen gehört hatte, sorgte dafür, daß sein Domchor es bei der Christfeier in der Schloßkapelle vortragen mußte. Die Berliner aber sind gründliche Leute und lassen von jedem, den sie bei sich aufnehmen sollen, erst den Taufschein sich zeigen. Darum schrieben sie, weil sie ebenfalls der Meinung waren, daß Michael Haydn der musikalische Vater sei, an den Chorinspektor von St. Peter in Salzburg und baten um Auskunft und um die richtige Urgestalt der Melodie, denn infolge der verschiedenen Abschriften war diese durch mancherlei Fehler entstellt. Trotz ihres Irrtums waren sie dort vor die richtige Schmiede gekommen. Unter den Chorknaben befand sich nämlich damals — es war im Jahre 1851 — gerade der jüngste Sohn Franz Grubers. Dem wurde darum der Berliner Brief mitgegeben, damit sein Vater als der beste Sachverständige ihn selbst beantworten könne. Das tat er denn auch, gab eine richtige Abschrift der Melodie, wie er sie komponiert hatte, und fügte in wenigen Zeilen einen kurzen Bericht, welches die Veranlassung zu ihrer Entstehung gewesen sei, bei. Von Ruhmredigkeit oder Künstlerstolz, daß er den Platz Michael Haydns für sich zu beanspruchen habe, findet sich in seinen Worten nicht die leiseste Spur. Im Gegenteil klingen sie, als wäre ihm das vorige Dunkel ganz willkommen gewesen. Bescheidenheit ist ein Orden, mit dem selbst Künstler sich schmücken dürfen.

Dieser Brief Grubers und die Nachrichten, die später der bekannte Berliner Musikforscher Ludwig Erk noch von Grubers zweitem Sohn Felix erhielt, bilden die zuverlässigste Quelle, die uns von unserm Liede und seiner Singweise Bescheid gibt. Mohr war bereits am 4. Dezember 1848 als Kooperator in Wagrein im Salzkammergut verschieden, während sein musikalischer Genosse in Hallein am 7. Juni 1863 ihm folgte. Was sie uns aber geschaffen haben, lebt noch heute ebenso naturwüchsig und jugendfrisch, wie an jenem Heiligen Abend von 1818, da es in dem Oberndorfer Kirchlein seinen Erdenlauf antrat, fort, doch wohl darum nur, weil in seinen Worten und Tönen die Weihnachtsgnade Gottes selber lebendig und jugendfrisch nachklingt, die niemals verwelken kann.[22])

17. „Wie lieblich ist's hienieden."

(Friedrich Gottlob Wetzel.)

Dem Mimen, dem Schauspieler, hat Schiller die schmerzliche Weissagung ins Buch geschrieben, daß die Nachwelt ihm keine Kränze flechten werde, darum müsse er der Gegenwart das Beste bieten, was er vermöge. Es gibt aber noch einen andern Berufsstand, der mitten in der breitesten Öffentlichkeit sein Werk treibt, auf dessen Worte täglich ungezählte Tausende mit gespanntem Ohre lauschen, ohne dem, aus dessen Munde sie kommen, auch nur nachzufragen oder ihm ein „Danke schön" zu sagen. Das ist der Stand der Zeitungschreiber, die dem grausamen Brotherrn, der sich „Herr Publikum" nennt, um Tagelohn dienen müssen. Und doch sind nicht alle gottlos und schlecht, sondern auch brave und fromme darunter, die in der deutschen Christenheit unvergessen bleiben sollen. Ihrer zwei haben sogar zu unsern geistlichen Volksliedern wertvolle Beiträge geliefert.

Der eine ist Hermann Kletke (1813—1886), der seit 1838 Mitarbeiter und von 1849 bis zu seinem Tode Schriftleiter an der Vossischen Zeitung in Berlin war. Er hat das liebliche Christlied „Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen" gedichtet, das das Badensche Gesangbuch in seinen Anhang genommen hat. Auch gab er 1846 nach Fouqués Tode dessen „Geistliche Gedichte" heraus, von denen das schöne Trostlied „Wenn alles eben käme" im Coburger Gesangbuch sogar unter den Kirchenliedern und im Preußischen im Anhang zu finden ist. Kletke verstand sich auf das Kindesherz und was in ihm lebendig ist, darum konnte er auch an dem größten Kinderfreund nicht achtlos vorübergehen. Der andre Zeitungschreiber, von dem wir hier ausführlicher berichten wollen, gehört aber noch einer früheren Zeit an.

„Der Fränkische Merkur", eins der ältesten Blätter in Bayern, das in Bamberg herauskam, mußte sich 1810 einen neuen Schriftleiter suchen. Es war damals für die deutschen Zeitungen sehr unfreundliches Wetter, denn Napoleons Schergen paßten ihnen gewaltig auf die Finger, und der große Philosoph Hegel, der 1806—1808 der Leiter des Fränkischen Merkur gewesen war, hatte sich nur dadurch gerettet, daß er ganz in ihrem Fahrwasser segelte. Jetzt trat einer an seinen Platz, der aus anderm Holze geschnitten war. Friedrich Gottlob Wetzel, der damals 31 jährige, hatte eine stürmische Jugendzeit hinter sich, in der die äußere Not und das innere Kraftgefühl um die Oberhand rangen. Als eines ehrsamen Bautzener

Tuchmachers Sohn hatte er es doch bis zum Studium der Medizin in Leipzig und Jena gebracht, allein die romantische Dichtkunst und die Schellingsche Naturphilosophie, die beide eben damals im Aufstieg begriffen waren, gewannen ihm weit mehr das Herz ab. Nach Beendigung der Universitätszeit führte er etliche Jahre lang ein unstetes Wanderleben durchs sächsische und thüringische Land, Bettler und König in einer Person, beutegierigen Verlegern um Hungerlohn Romane und andere Marktware schreibend, der er sich schämte, seinen ehrlichen Namen mit auf die Reise zu geben. 1804 erschien in der kleinen Stadt Penig ein seltsames Buch, „Die Nachtwachen des Bonaventura" betitelt, über dessen ungenannten Verfasser sich die Gelehrten lange den Kopf zerbrochen haben, ob es aus Schellings oder aus Wetzels Feder geflossen sei, bis sie jetzt so ziemlich auf den letzteren sich geeinigt haben. Ein Nachtwächter mit überschäumender Phantasie und Shakespeare-Faustischem Lebensdrang berichtet darin, was er gehört und gesehen. Endlich seit 1805 lenkte Wetzels Schifflein in ruhigeres Fahrwasser ein. Er machte in Erfurt sein medizinisches Doktorexamen und schloß mit seiner Johanna den Ehebund. Aber zum Rezepteschreiben und Seßhaftwerden fehlte ihm auch jetzt noch die Lust. Er zog nach Dresden, wo sein Hohensteiner Landsmann und treuster Herzensfreund Gotthilf Heinrich Schubert damals wohnte, und bemühte sich, seine eigne wissenschaftliche und künstlerische Bildung erst zum Abschluß zu bringen. Als Schubert dann 1809 zur Leitung der Realschule nach Nürnberg berufen war, zog ihm Wetzel noch einmal nach und kam so nach Bamberg in sein erstes und einziges Amt.

Das Dichten und das Zeitungschreiben liegen scheinbar sehr weit auseinander, denn das letztere gilt gemeiniglich für das prosaischste Geschäft von der Welt, aber mit Unrecht. Bismarck hat einmal das richtige Wort gesagt, daß Gerüchte und Möglichkeiten in den Zeitungen viel breiteren Raum einnähmen als Tatsachen. Darum ist auch für die, die an ihnen arbeiten, eine kräftige, bewegliche Einbildungskraft ein unentbehrliches Handwerkszeug. Wetzel besaß sie. Er besaß zum Glück auch noch mehr. Eine treue deutsche Liebe zu des Vaterlandes Freiheit und Recht und ein unerschütterlicher Glaube an den lebendigen Gott und seine siegreiche Weltregierung durchglühten ihn. Dazu fehlte es ihm nicht an dem Freimut des Wortes und der Tat. So war er, als endlich das deutsche Morgenrot anbrach, gerade der richtige Mann an seinem Platz. „Der Fränkische Merkur"

gewann unter ihm einen immer größeren Leserkreis und einen weit reichenden Einfluß. Auch mit trefflichen Kriegsliedern trat er den Arndt, Schenkendorf und Körner an die Seite. Darin kehrt kein Gedanke so häufig wieder wie die Mahnung zur Treue und zur Einigkeit, sie sind uns Deutschen ja von jeher am bittersten nötig gewesen:

Steht alle wie Ein Mann verbunden!
Ein Volk, treu mit sich selbst vereint,
Wird nie und nimmer überwunden,
Und wär' die ganze Welt sein Feind!
Eins, herzlich Eins in Tat und Worten!
Wer ist, der solch ein Bündnis bricht?
Das überwältigen die Pforten
Der dritten Hölle selber nicht.

Und in dem „Dankliede am Feste der Befreiung", das nach der Melodie von „Befiehl du deine Wege" gesungen werden sollte, lautet der letzte Vers:

Zerrissen sind die Bande,
Hinweggetilgt die Schmach,
Dem teuren Vaterlande
Scheint wieder Gottes Tag!
Nun Herr, dein Werk vollende,
Gib Eintracht, Lieb' und Treu',
Auf daß fortan ohn' Ende
Dein Reich auf Erden sei.

Diese vaterländischen Gedanken hat er nun in dem schönen kleinen Gemeinschaftsliede, das wahrscheinlich in einem der folgenden Jahre entstanden ist, ins Geistliche gewandt. Es trägt bei ihm die lateinische Überschrift: „Ecce, quam bonum!" d. i. „Siehe, wie fein!" Aber nur die zwei ersten Verse geben den Inhalt des 133. Psalms wieder, die beiden übrigen blicken auf die Vollendung des Gottesreiches hinaus, in der die irdische Brudertreue erst ihr herrliches Ziel erreicht, weil dann wirklich „nur eine Herde Und nur ein Hirte" ist. Zwei Gedanken bewegten damals die christlichen Kreise vor allen: Das eine war der Missionsgedanke, der in Basel und seiner neugegründeten Missionsanstalt seinen Mittelpunkt hatte. Wir werden unten bei dem Liede „Die Sach ist dein, Herr Jesu Christ" noch ausführlicher auf ihn zurückkommen müssen. Der andre war der Gedanke des Weltendes und der Wiederkunft des Herrn, der namentlich von Jung-Stilling und seiner großen, stillen Gemeinde genährt wurde.

In diesen Bannkreis der dem Ende aller Gotteswege zugewandten christlichen Bruderliebe trat nun auch unser Wetzel ein. Sein Lied zeichnet sich durch besondere Zartheit und lyrischen Duft aus und verrät schon dadurch die hervorragende Begabung seines Dichters. Sogar Heinrich Heine hat sie ihm ausdrücklich bescheinigt, indem er noch 1833 im 3. Buch seiner ursprünglich für französische Leser geschriebenen „Romantischen Schule" Wetzel einen „Wahlverwandten unsers vortrefflichen Uhlands" nennt, den er sogar in einigen Liedern „an Süße und hinschmelzender Innigkeit" übertreffe.

Schade! In das Tagesjoch des Zeitungsdienstes eingespannt, verzehrte die Kraft des begabten Mannes sich vor der Zeit. Schon im Sommer 1819 raffte ihn eine Lungenentzündung, die in Nervenfieber übergegangen war, dahin.

Über seiner kaum geschlossenen Gruft wurde leider offenbar, wie weit wir noch von dem schönen Ziel der Einen Herde unter Einem Hirten entfernt sind. Der katholische Priester Prinz Alexander von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, der bald darauf durch seine Heilungswunder viel von sich reden machte, behauptete, er habe den Dr. Wetzel, als er drei Wochen vor seinem Heimgang in schwerem Nervenfieber gelegen habe, auf dessen eigene Bitte in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen; hinterher sei er freilich unter anderm Einfluß wieder rückfällig geworden. Da die „Bekehrung" unter vier Augen geschehen war, fehlten unparteiische Zeugen, und nichts als ein häßlicher Krieg in Zeitungen und Broschüren blieb als Frucht davon zurück. Es war weder lieblich noch fein. Daß aber auch die Spaltung der Bekenntnisse die christliche Bruderliebe nicht unmöglich macht, auch in Bayern nicht, bewiesen schon damals Männer wie Wetzels Freund Gotthilf Heinrich Schubert auf der einen und Michael Sailer auf der andern Seite. Sie zeigen den Weg, auf dem wir Deutsche allein zum Ziele gelangen können.

Eine eigene Melodie wurde unserm Liede durch den Direktor der Leipziger Gewandhauskonzerte Christian Schulz (1773—1827) beigegeben, gemeinhin aber wird es nach derselben Weise wie das gleichfalls in jenen Jahren entstandene Burschenschaftslied „Wir hatten gebauet" gesungen. Es ist eine thüringische Volksweise.

Viertes Buch.

Die Nachblüte.

(1820—1850.)

1. „Ich bete an die Macht der Liebe."

(Gerhard Tersteegen und Johannes Goßner.)

Das ist ein seltsames Ding, daß wir von diesem Liede jetzt hier reden müssen. Wir meinten doch, es sei von dem Mülheimer Bandwirker Gerhard Tersteegen gedichtet, der schon im Jahre 1769 verstorben ist. Das ist es auch, und dennoch stammt unser Lied aus der Zeit bald nach 1820 her. Seine Lebensgeschichte weiß von einem wichtigen Abschnitt aus der Geschichte des geistlichen Lebens überhaupt zu erzählen.

Es gehört zu den anbetungswürdigsten Geheimnissen in der Reichsregierung unsers Gottes, daß sein Heiliger Geist weht und wirkt, wann und wo er will, und auch alle Gelehrten, die doch den Lauf der Sterne auf die Minute vorhersagen, ihm seine Zeit und seinen Ort niemals nachrechnen können. Um dieselbe Zeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts, als in der evangelischen Kirche von Augsburg und Basel aus die „Deutsche Christentumsgesellschaft" ins Leben gerufen wurde, um die zerstreuten Kinder Gottes zu sammeln, war auch in der katholischen Kirche Bayerns ein geistliches Feuer entzündet, das nach seinem innersten Wesen nur evangelisch genannt werden kann. Das Rüstzeug Gottes zu dieser Erweckung war vor allem der uns schon bekannte, innig-fromme Professor Michael Sailer in Dillingen und danach in Landshut, der durch seinen persönlichen Einfluß und seine erbaulichen Schriften, die überall nicht die katholischen Sonderlehren, sondern die allgemein biblischen Heilswahrheiten in den Vordergrund stellten, vielen den Anstoß zu einer ewigen Bewegung gab. Von seinen Schülern sind zwei vornehmlich wichtig. Der eine ist Martin Boos, der um das Jahr 1790 die Seligkeit der

Rechtfertigung allein aus Gnaden an sich selber erfuhr und seitdem diese evangelische Grundwahrheit mit reichem Segen verkündete. Dafür wurde er von seiner Kirche des Amtes entsetzt, ins Gefängnis geworfen und aus Bayern nach Österreich, aus Österreich nach Bayern und endlich nach Preußen gehetzt, wo er 1825 als katholischer Pfarrer von Sayn in der Rheinprovinz starb.

Der zweite, dem wir uns in unserer Geschichte sonderlich zuwenden müssen, ist Johannes Goßner. Er war 1773 in dem Dorfe Hausen unweit Augsburg geboren und durch Briefe von Boos zum lebendigen Glauben gekommen. Auch er blieb lange in dem Verband seiner Kirche, weil damals, wie ein evangelischer Freund ihm schrieb, „der lutherische Teufel ebenso schwarz wie der katholische" war. Die Aufklärung bei den einen und der tote Werkdienst bei den andern hielt alles geistliche Leben in eherne Bande gefesselt. So mußte auch Goßner, der durch mancherlei Schriften, durch eine bessere Übersetzung des Neuen Testaments und durch Auszüge aus Tersteegens Werken, in das Feuer blies, dieselben Leiden wie Boos über sich ergehen lassen.

Im Jahre 1819 war er Religionslehrer in Düsseldorf geworden. Von dort berief ihn im folgenden Jahre der Kaiser Alexander, der damals für evangelische Regungen empfänglich war, zum Geistlichen an der Malteserkirche nach St. Petersburg. Das war eine katholische deutsche Kirche, an der aber schon der vorige Pfarrer das Evangelium verkündigt hatte. Nun entfaltete Goßner dort eine ungemein fruchtbare, ihn selbst mit heiliger Freude erfüllende Wirksamkeit in Seelsorge und Predigt. Gläubige aus allen drei Bekenntnissen, Katholiken, Evangelische und Orthodoxe, scharten sich um ihn, und er wollte nichts anderes, als sie nur zu Jesu hinführen. Wenn er darum lutherische oder reformierte Kinder einsegnete, pflegte er zu sagen: „Ich segne euch hiermit ein und nehme euch auf nicht in die katholische, nicht in die lutherische oder reformierte Kirche, sondern in die einzig wahre und allein seligmachende allgemeine." An dem rechten Verhältnis der einzelnen Seele zu ihrem Heilande war ihm alles gelegen.

Ein Hauptmittel der Erbauung in seiner Kirche war der Gesang, in den die ganze Gemeinde dort kräftig einstimmte. Da sie kein eignes Gesangbuch besaßen und er ein evangelisches, aufgeklärtes nicht gebrauchen konnte, so mußte er selbst ein neues zusammenstellen. Gleich im ersten Jahre erschien seine „Sammlung auserlesener Lieder

von der erlösenden Liebe", deren 2. Auflage 1822, und deren 3. 1825 folgte. Das ist also ein Gesangbuch von einer ganz besonderen Art. Die anderen sonst bieten Lieder über die verschiedenen Gebiete der christlichen Lehre und des christlichen Lebens, dies will ausschließlich dies eine Herzstück unsers Glaubens, die Erlösungsliebe Gottes in Christo Jesu, besingen. Sie war das einzige, immer wiederkehrende Thema aller Predigten Goßners, sie sollte auch das Band sein, das die Gläubigen aus allerlei Volk zu einem Leibe zusammenschließt. „Die Sammlung dieser Lieder", heißt es darum in der Vorrede, „hat ihr Entstehen einer Sammlung anderer Art zu verdanken, der Sammlung gläubiger Seelen, die, angezogen durch die Predigt des Evangeliums, bei den verschiedensten Formen, die sie äußerlich trennten, sich alle im Geiste vereinigten, ohne Zwang und Gebot und wie aus einem Munde und Herzen dem einen Gott und Mittler zwischen Gott und den Menschen sangen".

In diesem Goßnerschen Gesangbuch nun findet sich auch zum ersten Male das Lied „Ich bete an die Macht der Liebe". Da die beiden ersten Auflagen leider verloren gegangen sind und kein Exemplar von ihnen mehr vorliegt, können wir nicht mit Sicherheit sagen, ob sie in diesem Stück schon ganz mit der dritten übereinstimmen. Tersteegen aber hat kein Lied mit diesem Anfang gedichtet, sondern nur eins, dessen Überschrift und erste Verse lauten:

Die in Jesu eröffnete Liebe Gottes.

1. Für dich sei ganz mein Herz und Leben,
Mein süßer Gott und all mein Gut;
Für dich hast du mir's nur gegeben,
In dir es nur und selig ruht!
Hersteller meines schweren Falles,
Für dich sei ewig Herz und alles!

2. Ich liebt' und lebte recht im Zwange,
Wie ich mir lebte ohne dich.
Ich wollte dich nicht, ach, so lange;
Doch liebtest du und suchtest mich,
Mich böses Kind aus bösem Samen,
Im hohen, holden Jesusnamen.

3. Deins Vaterherzens Eingeweide
In diesem Namen öffnen sich,
Ein Brunn der Liebe, Fried und Freude,
Quillt nun so nah, so mildiglich.
Mein Gott, wenn's doch der Sünder wüßte,
Sein Herz alsbald dich lieben müßte!

Darauf folgt dann als 4. Vers der bekannte „Ich bete an die Macht der Liebe" und wie es weitergeht. Der letzte, 8. Vers, „O Jesu, daß dein Name bliebe" hat ursprünglich gar nicht zu unserm Liede

gehört, sondern war ein Vers für sich allein, bis Tersteegen ihn im Jahre 1757 an die vorigen sieben anhängte. So besingt das Lied also das abgrundtiefe Liebeswesen Gottes, in das sich die gläubige Seele hinuntersenkt, um darin ihre wahre Ruhe zu finden, ein Gedanke, der bei Tersteegen ungemein häufig ist. Aus diesem Liede aber hat Goßner oder sein Mitarbeiter — denn Genaueres wissen wir darüber leider nicht — durch Umdichtung und Umstellung der Verse ein anderes geschaffen, das die Person des Erlösers sogleich an die Spitze stellt und danach alles Licht auf diese fallen läßt. Darum kann man mit dem gleichen Recht behaupten, es sei noch Tersteegens Lied wie, es sei Tersteegens Lied nicht mehr.

* * *

Unser Lied zählt unstreitig zu denen, die ihre große Verbreitung der eigens zu ihr gehörenden Tonweise verdanken. Das ist um so merkwürdiger, als die beiden bei ihrer Geburt nichts voneinander gewußt haben, sondern das Lied zuerst nach der Melodie „Erquicke mich, du Heil der Sünder", die noch Albert Knapp in der ersten Auflage seines Liederschatzes, 1837, darüber schreibt, gesungen wurde. Woher stammt denn die Melodie, ohne die wir uns jetzt das Lied gar nicht mehr zu denken vermögen, und wie haben die beiden sich zusammengefunden?

Gleichzeitig mit Goßner lebte in St. Petersburg ein betagter russischer Musikus, der weit und breit als der tüchtigste gerühmt wurde. Der Kaiser hatte ihn wegen seiner Verdienste um die heimische Kunst zum Mitglied des Staatsrats ernannt und auf manche andere Weise geehrt. Das war Dimitri Stephanowitsch Bortnianski, der 1751 in dem Dorfe Glukoff nordostwärts von Kiew geboren war und in Moskau und Italien Musik studiert hatte. Als er dann in sein Vaterland zurückkam, wurde er 1796 zum Dirigenten des kaiserlichen Hofsängerchors berufen, den er in wenigen Jahren durch kunstverständige Auswahl und Ausbildung der Stimmen zur höchsten Vollkommenheit hob. Er selbst komponierte zahlreiche weltliche und geistliche Musikwerke, beschränkte sich in seinen späteren Jahren aber auf die Kirchenmusik allein. Es wird wohl keiner unter den Lesern sein, der sich noch niemals an seiner „Großen Doxologie" oder seinem 80. Psalm „Du Hirte Israels, höre" erbaut hätte. Die Musikgelehrten sagen, daß Bortnianski wohl immer dem italienischen Stil treu geblieben wäre, ihn aber mit russischem Geiste erfüllt habe.

Das wird auch wohl richtig sein, und wer recht darauf acht hat, kann es schon heraushören. Die „breite russische Seele", die groß ist in der Leidensfähigkeit und in der sich selbst entäußernden Hingabe an das Andere, sonderlich wenn dies Andere ein nur Geahntes, Geheimnisvolles ist, führt auch in dieser Musik das Regiment. Sie neigt darum leicht zur Mystik und zur Ekstase, die auch ihrer Glaubensform naheliegen, darin das Unsichtbare in allerlei sinnbildliche Zeichen und Handlungen verkleidet wird. Denn „die heilige Liturgie ist die immerwährende Wiederholung der großen Wundertat der Liebe, die für uns vollbracht ist." [23])

Im Jahre 1822 hatte Bortnianski wieder eine Messe komponiert. Darin kam zum ersten Male die Melodie vor, die wir alle die Melodie „Ich bete an die Macht der Liebe" nennen. Sie gehört also eigentlich in die russische Messe hinein und trägt deren weiches, sich in gefühlvoller Hingabe auflösendes Gepräge. Der Komponist starb im Jahre 1825. Damals hatte Goßner bereits seit einem Jahre St. Petersburg wieder verlassen müssen, weil auch die russische Klerisei ihn wegen seiner evangelischen Predigt angeklagt hatte. Er hielt sich in Leipzig bei seinem Freunde Tauchnitz auf und gab dort nicht nur die 3. Auflage seines Gesangbuchs, sondern auch ein Choralbuch heraus, das sein treuer Freund und Gehilfe, der Musiklehrer und Organist an der Malteserkirche in St. Petersburg Tscherlitzky, ausgearbeitet hatte. Darin wird nun die russische Melodie zum erstenmal ausdrücklich unserm Liede untergelegt.

Daß aber die beiden, das Lied und seine Weise, jetzt allerorten in unserm Vaterlande bekannt sind, dazu haben noch zwei Umstände besonders beigetragen. Im Jahre 1832 hatte Friedrich Wilhelm III. an den russischen Manövern bei Kalisch teilgenommen und dort an jedem Abende die Bortnianskische Weise beim Zapfenstreich spielen hören. Das gefiel ihm außerordentlich, und er befahl, daß auch die preußische Armee dieselbe Sitte annehme. So geschah es, und seitdem haben wir alle diese östlichen Töne schon manch liebes Mal über deutsche Städte und Fluren hinwegschallen hören.

Der andere Umstand, der die Kunst Bortnianskis nach Deutschland verpflanzt hat, ging ebenfalls vom preußischen Hofe aus. Als Friedrich Wilhelm III. 1819 und 1822 die neue Agende an seinem Dom einführte und damit auch den liturgischen Teil des Gottesdienstes wieder zu Ehren brachte, wurde die Bildung eines eigenen Sängerchors nötig. Anfänglich wurde derselbe aus Mannschaften der

Berliner Garderegimenter, später aus Seminaristen und Knaben zusammengesetzt. Da aber diese Mitglieder zu häufig wechselten, hatte die Sache nur halben Erfolg. Erst als sich seit 1838 der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm des jungen Chors besonders annahm und dafür sorgte, daß der Dirigent Neithardt die Einrichtungen und Leistungen der Sixtinischen Kapelle in Rom und der Hofkapelle in St. Petersburg studieren konnte, kam der „Berliner Domchor", dessen förmliche Stiftung am 21. März 1843 erfolgte, in gehörigen Gang. Auch Neithardts Nachfolger, Direktor v. Hertzberg, reiste noch 1861 zu dem gleichen Zweck nach St. Petersburg. Diese Verbindung war der Anlaß, daß die Tonschöpfungen Bortnianskis in Berlin besonders häufig sich hören ließen. Damit drang auch unsere Melodie immer tiefer ins Volk und gehört jetzt zu den allerbekanntesten im deutschen Vaterland.

Johannes Goßner vollzog 1826 seinen Übertritt zur evangelischen Kirche und wurde drei Jahre später Prediger an der Bethlehemskirche in Berlin. Auch hier betrieb er wieder eine reichgesegnete Arbeit, die mit den Werken der Innern Mission, mit Kleinkinderschulen und dem Elisabethkrankenhaus, weit über den Rahmen der eigenen Gemeinde, und mit der Heidenmission bis nach Australien und Indien hinausgriff. 1858 entschlief er im Ruhestand — ein laut redender Zeuge, daß das Leben aus Gott weder vor den Grenzen der Länder noch vor den Schranken der Bekenntniskirche halt macht. Nur daß es von der „Macht der Liebe, die sich in Jesu offenbart," getrieben sein muß.

2. „Tochter Zion, freue dich" und „Herbei, o ihr Gläubigen".

(Friedrich Heinrich Ranke?)

Ob das deutsche Musikleben aus der Kirche oder dem Konzert- und Theatersaal oder aus dem Hause den reichsten und befruchtendsten Zufluß empfangen hat, wird sich niemals entscheiden lassen. So viel aber ist sicher, daß eine seiner ergiebigsten Quellen versiegte, wenn das deutsche Haus aufhörte, der Musikpflege eine Heimstätte zu bieten. Nicht nur die Familie ist der Tonkunst, auch diese ist jener für ungezählt ausgestreute Samenkörner verpflichtet.

Als Karl v. Raumer im Jahre 1811 zum Bergrat und zum Professor der Mineralogie an der erneuerten Universität Breslau berufen war, begründete er seinen Hausstand, indem er seine Braut

Friederike Reichardt aus dem ebenso töchter- wie musikreichen Hause in Giebichenstein als Gattin heimführte. Damit war für alle Zukunft der musikalische Grund der Familie gelegt, denn die junge Frau brachte mit der schönsten Stimme die beste musikalische Bildung aus der Schule ihres Vaters und ihrer ältesten Stiefschwester Luise als Mitgift mit. Da nun ihre an Henrik Steffens verheiratete ältere Schwester Johanna, die einen vortrefflichen Alt sang, damals mit ihrem Gatten gleichfalls nach Breslau zog und einige Jahre später, nach Beendigung der Kriegszeit, auch der mit Raumer schon von der Universität her befreundete Karl v. Winterfeld, einer der ersten wissenschaftlichen Musikforscher in Deutschland, dessen Gattin ebenfalls die Tonkunst liebte und übte, als Oberlandesgerichtsrat nach Breslau versetzt ward, so läßt sich leicht ermessen, welch reiches Musikleben schon damals in diesem häuslichen Kreise erblühte.

Da fielen wie ein giftiger Meltau die Demagogenverfolgungen auf die junge deutsche Saat. Raumer, der für die Burschenschaft wie für die Turnerei eintrat, wurde 1819 wie zur Strafe nach Halle versetzt. Das alte Reichardtsche Haus in Giebichenstein wurde ihre Mietswohnung. Seine Gesinnung blieb aber unverändert. Der junge v. Binzer, der Dichter des Grabgesangs der Burschenschaft „Wir hatten gebauet", verkehrte und sang bei ihm. Die amtliche und gesellschaftliche Stellung in Halle wurde sehr unerfreulich. Da wagte er einen ungewöhnlichen Schritt: der 40jährige Familienvater entsagte 1823 seinem Staatsamt und folgte einem Rufe Heinrich Dittmars als Mitleiter an die private Erziehungsanstalt, die dieser in Nürnberg „für Söhne aus gebildeten Ständen" gegründet hatte. Die große Bedeutung der christlichen Erziehung für die Zukunft des ganzen Volkes war ihm in der Schule Pestalozzis und Fichtes und in den Erfahrungen seines eigenen Lebens so klar zum Bewußtsein gekommen, daß er sich selber ganz in ihren Dienst stellte und auch, als er vier Jahre danach wieder Professor der Mineralogie in Erlangen wurde, die Geschichte der Pädagogik zu seiner liebsten Vorlesung machte.

In jene Nürnberger Jahre fallen nun auch die ersten Spuren, die uns von dem Auftreten des Palmsonntagsliedes „Tochter Zion, freue dich" und des Weihnachtsliedes „Herbei, o ihr Gläubigen" in Deutschland Kunde geben. Der geistverwandteste Mitarbeiter Raumers war der gleichzeitig mit ihm in die Arbeit tretende Heinrich Ranke, ein 1798 geborener jüngerer Bruder Leopolds. Er war als

Theologe der Religionslehrer der Anstalt und gehörte bald wie ein Sohn zu Raumers Familie. In seinen Jugenderinnerungen erzählt er, er habe im Jahre 1824 mit einem andern der Lehrer und einem Dutzend Knaben eine Fußwanderung am Rhein gemacht, wobei sie auch die Rochuskapelle bei Bingen besuchten. „Wir waren ganz allein darin; da dachten wir unsers schönen alten Liedes „Adeste fideles, laete triumphantes", das uns in der Weihnachtszeit so lieb geworden war, und sangen es ungestört, als gehörte die Kapelle uns."

Für den musikalischen Unterricht, der in der Nürnberger Anstalt mit großer Liebe gepflegt wurde, hatte Raumer nach Joseph Gersbachs Abgang den Theologen Valentin Strebel gewonnen. Derselbe berichtet in seinen Familienerinnerungen, die er unter dem Titel „Ein musikalisches Pfarrhaus" 1886 in Basel herausgab, daß in Raumers musikkundigem Hause Händels Messias eine Zeitlang das tägliche Brot gewesen sei; hier wurde auch der schöne Triumphchor aus Judas Makkabäus „Seht, er kommt mit Ruhm gekrönt" mit Freuden gesungen und empfing durch den damaligen Lehrer Heinrich Ranke, später Professor der Theologie in Erlangen und noch später Oberkonsistorialrat in München, die Textesworte „Tochter Zion, freue dich", mit denen er sich nun in Deutschlands evangelischen Schulen eingebürgert hat. Hier sang man zuerst das alte Weihnachtslied „Adeste, fideles", das dem Vater der Frau von Raumer Auffindung und Auferstehung verdankte. Auch dieses hat von da mit Rankes deutscher Übersetzung und durch der Luise Reichardt Vermittlung den Weg in viele Schullieder-Sammlungen gefunden. Strebel hatte die Nachricht, daß der deutsche Text von „Tochter Zion, freue dich", von Ranke zusammengestellt sei, bereits früher in seiner „Liederlust" (Stuttgart 1839) veröffentlicht. Von anderer Seite, namentlich von Bezzel, ist nun freilich die Behauptung, daß die Worte beider Lieder auf Ranke zurückgehen, bestritten worden. Da uns aber kein andrer Verfasser an seiner Stelle genannt wird, so stehen wir noch immer vor einer ungelösten Frage und müssen uns an der Tatsache genügen lassen, daß die ersten Spuren der deutschen Lieder in den sangesfreudigen Kreis des Raumerschen Hauses zurückreichen. Ob sie dort aber entstanden sind, als auch Ranke ihm angehörte, oder schon vorher, in Halle oder Breslau, vorhanden waren, muß unentschieden bleiben. Strebels Nachricht, daß der 1814 verstorbene, alte Reichardt das Weihnachtslied aus England mitgebracht

habe, macht es wahrscheinlich, daß es schon in dessen Giebichensteiner Hause nicht unbekannt gewesen sei.

Die Melodien beider Lieder sowie der Text des einen von ihnen sind also von jenseits des Kanals zu uns nach Deutschland gekommen. Darum würde ihre Lebensgeschichte nicht vollständig sein, wenn wir nicht auch dort ein wenig ihnen nachgehen wollten.

Der Schöpfer des protestantischen Oratoriums, der in Halle 1685 geborene Georg Friedrich Händel, einer der größten Tondichter aller Zeiten, lebte seit dem zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts in England und erreichte dort den Gipfel seiner Kunst. Seinem alten lutherischen Bibelglauben blieb er zwar unter allen Versuchungen unwandelbar treu, aber auch die Geschicke des Volkes, das ihm zur zweiten Heimat geworden war, fanden in seinem Herzen lebendigen Widerhall. Im Frühjahr 1746 hatte der Herzog von Cumberland, der dritte Sohn des Königs Georg II., das Schottenheer, mit dessen Hilfe die Stuarts den Thron zurückerobern wollten, bei Culloden endgültig besiegt. Der begeisterten Freude, die das ganze Volk ergriff, gab Händel mit seinem Judas Makkabäus, der bald darauf in fünf Sommerwochen zu Ehren des Siegers geschaffen wurde, den feierlichsten Ausdruck. Im folgenden Jahre entstand der Josua. Im 3. Akt dieses Oratoriums ist es nun, daß der „Chor der Jünglinge" den von der Eroberung Jerichos siegreich heimkehrenden Othniel, den Schwiegersohn Kalebs, mit dem Festgesang begrüßt:

Seht, er kommt mit Ruhm gekrönt!
Schallt Trompeten, Zimbeln tönt!
Festlich streut den Lorbeer hin,
Preist im Siegslied feiernd ihn!

Darauf hat Händel diesen selben Jünglingschor mit geringen Änderungen der Instrumentation nachträglich auch in den Judas Makkabäus eingefügt, so daß er gleichfalls dem gefeierten Sieger von Culloden gilt. Die erhabenen Klänge sind wie ein Widerhall des freudigen Festschritts einziehender Sieger. Ist es aber nicht, als hätten sie erst völlig ihre Bestimmung gefunden, wenn wir jetzt in ihnen mit den einfachen Schriftworten aus dem Propheten Sacharja und dem Advents- und Palmsonntagsevangelium die Tochter Zion aufrufen, ihren einziehenden Friedenskönig und sein ewiges Reich mit Freuden willkommen zu heißen? Wer diesen erhabenen Klängen diese gleich erhabenen Worte untergelegt hat — sei er, wer er wolle —,

hat sich jedenfalls den wärmsten Dank der singenden deutschen Gemeinde erworben.

Viel tieferes Dunkel umhüllt die Herkunft des Weihnachtsliedes „Herbei, o ihr Gläubigen". Sein lateinischer Urtext von eigentlich acht Versen wurde schon bald auf vier Verse verkürzt, die der Leser in unseren Anmerkungen finden kann.[24]) In England, wo das Lied am frühsten heimisch geworden und mit am häufigsten übersetzt ist, hat die Forschung wiederholt nach seiner Quelle gesucht, aber im wesentlichen nur festgestellt, daß es wahrscheinlich die Schöpfung eines spätlateinischen katholischen Dichters des 17. oder der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Frankreich oder Deutschland und seine Melodie wahrscheinlich erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden ist. Auf einem seltsamen Mißverstand beruht die oft wiederholte Angabe, die sie für eine portugiesische Volksweise erklärt. Die gelegentliche Nachricht, daß sie 1797 in der portugiesischen Botschaftskapelle zu London angestimmt wurde, hat den Anlaß zu ihm gegeben. So werden wir mit dem Bewußtsein zufrieden sein müssen, daß auch dies Lied, das in den katholischen Kreisen Deutschlands eine eigene Übersetzung gefunden hat, zu den zahlreichen Christliedern gehört, in denen wir uns mit den Gläubigen aus anderen Bekenntnissen und Sprachen an der Krippe von Bethlehem zusammenfinden. Die freudig und lebhaft bewegten Töne wollen selbst davon Kunde geben, wie sie von allen Seiten mit den Hirten herbeieilen.

Dem Hause, in dem die Musik mit Liebe gepflegt wird, soll auch der Segen nicht fehlen. Das Raumersche Ehepaar, von dem die Geschichte unserer beiden Lieder zu erzählen weiß, durfte ihn reichlich erfahren. Im Jahre 1861 konnten sie den Ehrentag der goldenen Hochzeit begehen. Vier Jahre später beschloß der so vielseitig gebildete Gelehrte sein arbeitsreiches Tagewerk. Und Heinrich Ranke, der im Jahre 1825 mit Selma Schubert, dem einzigen Kinde Gotthilf Heinrichs, seinen Ehebund geschlossen hatte, erlebte mit ihr das gleiche Fest. Im Jahre darauf verstarb er. Die von beiden Männern ausgestreute Saat aber wächst im geistlichen Leben unseres Volkes noch immer fort.

3. Luise Reichardt und ihre „Christlichen lieblichen Lieder".

Auch die Romantik war, ähnlich wie die Aufklärung, eine Geistesströmung, die Jahrzehnte hindurch das ganze öffentliche und private, künstlerische und religiöse Denken, Schaffen und Sein der

weitesten Kreise beherrschte und ihm seine ganz eigentümliche Färbung gab. In keiner Zeit der letzten Jahrhunderte haben das Glaubens- und das Kunstleben sich so innig durchdrungen wie damals, am innigsten vielleicht in der Persönlichkeit, deren Bild wir im folgenden zu zeichnen versuchen wollen, da sie für die Geschichte unserer geistlichen Volksliedweisen ihre besondere Bedeutung hat.

Wer von Halle a. S. aus der Stadt nach Giebichenstein hinauswandert, kommt heute zur linken Hand an einer großen Gartenwirtschaft, der „Weintraube", vorbei. Am Anfang des vorigen Jahrhunderts befand sich das Grundstück noch im Privatbesitz. Und in was für einem! Oft blieben die Vorübergehenden wie festgewachsen stehen, denn die herrlichsten Musikstücke schallten dort an manchem Nachmittag und Abend aus Garten und Haus heraus. Bald waren es Bachsche Choräle oder Partien aus Händels Messias oder alte italienische Tonsätze, die von einem trefflich geschulten Sängerchor vorgetragen wurden, bald war es eine schöne weibliche Stimme, die zur Laute bekannte und neue Lieder ertönen ließ. Wem sie gehörte, wußte jeder am Ort. Luise Reichardt, die Lieblingstochter des Kapellmeisters Johann Friedrich Reichardt, des Besitzers des Anwesens, hatte einen Chor um sich gesammelt und eingeübt, und sie war es auch, die mit so klangvoll hellem, umfangreichem Sopran zur Laute sang. Karl v. Raumer, der später, als er ihre jüngere Schwester heiratete, ihr Schwager wurde, erzählt von ihr: „Sie lebte ganz in den Dichtungen von Tieck und Novalis, das bezeugen ihre tiefsinnigen Kompositionen jener Lieder „Wenn ich ihn nur habe" u. a. Die von Reichardt und Luise komponierten Lieder von Goethe, Tieck, Novalis wird man nie wieder so singen hören. Nie werde ich vergessen, wie Luise zur Laute sang, deren Töne einer reineren Welt anzugehören schienen und die Melodien heilig verklärten." Es war wie eine geheime Verwandtschaft zwischen ihrer Seele und den romantischen Dichtungen, diesem Novalisliede insonderheit. Ahnte sie voraus, daß sie den ganzen tiefen Inhalt dieses „Wenn ich ihn nur habe" in ihrem Leben noch einmal würde durchkosten müssen? Was hat sie denn erlebt?

Schon ihre Jugendjahre waren mit mancherlei Sorgenlasten beschwert. Der Vater, ein hochbegabter aber leidenschaftlicher und unsteter Geist, dessen Kunst in der Geschichte unsrer Liederkomposition eine wichtige Stelle einnimmt und auch in der ursprünglich für ein weltliches Lied geschaffenen Weise zu Luise Hensels „Immer muß ich

wieder lesen" fortlebt, machte ein großes Haus und lud Gäste über Gäste ein, die Sorge für die Kosten aber überließ er gerne den weiblichen Familiengliedern, unter denen auf Luise von früh an der Hauptanteil fiel, da auch die Stiefmutter sich nur wenig um die Wirtschaft bekümmerte. Oft mußte das junge Mädchen mit Angst im Herzen und Tränen in den Augen, aber ohne Geld in den Händen den zahlreichen Gästen den Tisch decken. Sie hatte einst als bildschönes Kind die Blattern gehabt, die ihre Schriftzüge für immer auf ihr Gesicht schrieben und jede Spur der früheren Schönheit verwischten. Aber ihre Güte und Anmut, die seelenvollen Augen und die klangvolle Stimme hatten sie ihr nicht zu nehmen vermocht. Als sie 20 Jahre alt war, verlobte sie sich mit einem feingebildeten Manne, dem jungen Dänen Eschen, der als Begleiter eines Schweizers mit diesem in dessen Heimat reiste. Nach Monaten kam die Nachricht, daß er bei Ersteigen eines Berges in eine Gletscherspalte gestürzt sei und darin den schrecklichsten Tod durch Erfrieren gefunden habe, ehe die Hilfe herankommen konnte. Der Schlag stürzte die arme Braut in lange Schwermut hinein. Nach Jahren wurde ein hochbegabter junger Maler, namens Gareis, vom Vater mit in das Haus gebracht. Er gewann eine herzliche Liebe zu Luise und verlobte sich mit ihr. Die Hochzeit wurde bestimmt, zuvor aber mußte der Bräutigam zum Abschluß seiner Studien noch nach Paris und nach Rom. Man wartete und wartete auf seinen Brief. Endlich kam die Trauerpost, daß er in Florenz einem hitzigen Fieber erlegen sei. Da war es um die Fassung des unglücklichen Mädchens geschehen. Ruhelos irrte sie die Nächte durch im Garten umher und weinte ihre schöne Stimme aus. Jahre danach, als die wirtschaftlichen Verhältnisse des Vaters immer ungünstiger wurden, erlaubte er ihr endlich, nach Hamburg zu ziehen, um sich durch Musikunterricht ihren Lebensunterhalt zu erwerben.

In Hamburg, wo Luise von 1809 an lebte, geschah es nun, daß sie im Umgang mit Amalie Sieveking und später mit Johannes Goßner den vollen Glauben an ihren Herrn und Erlöser und damit den vollen Frieden ihrer Seele fand. Alle, die in jenen Jahren ihr nahe traten, empfingen von ihr den Eindruck eines durch tiefstes Leid geheiligten und in der Welt schon himmlisch lebenden Wesens. „Sie machte es", so schildert einer ihrer Bekannten ihre Frömmigkeit, „sich nicht bequem in ihrer Gottesfurcht, ihr Glaube und ihre Liebe mußten sich betätigen. Fast über ihre Kraft hat sie für

andre gewirkt und über Vermögen gespart. Äußerst genügsam und mäßig, fand sie sich leicht mit ihren eignen Bedürfnissen ab und gab bis auf das Unentbehrliche alles hin, kaum daß sie nur das Unentbehrliche behielt. Es schien, als wenn sie von der bloßen Sauberkeit leben könnte."

Diese Blüte ihrer geistlich-sittlichen Persönlichkeit befruchtete nun auch ihre Kunst und brachte sie vollends zur Reife. Die feine musikalische und schöngeistige Bildung, die sie aus dem Elternhause mitgebracht hatte, wurde durch ihre christliche Glaubenserfahrung verklärt und veredelt. „Das Element der heiligen, der geistlichen Musik", sagt derselbe Beurteiler, „war ihr eigentliches Heim", und „Händel der Meister, den sie unbeschreiblich liebte. Daß alle Musik in der Tiefe Gott meinen müsse, wenn sie einem reinen und edlen Gemüt wohltun solle", stand ihr unwandelbar fest. In diesem Geiste hat sie in Verbindung mit Johann Hermann Clasing (1779—1829) im Jahre 1817 den Hamburger Singverein gegründet und gepflegt und darin wie durch ihren Unterricht viele goldne, über den flüchtigen Augenblicksgenuß hinaus keimkräftige Samenkörner ausgestreut. An manchen erfreut sich die singende Gemeinde noch jetzt.

Die ältesten ihrer geistlichen Kompositionen, die schon vor 1820 entstanden, sind Novalis' „Wenn ich ihn nur habe" und des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg Weihnachtslied „Welche Morgenröten wallen". Der Text des letzteren ist aus dem 1793 gedichteten zwölfstrophigen Liede „Uns ward heut ein Kind gegeben, Uns geboren heut ein Sohn", dessen 5., 6. und letzte Strophe darin zu einem eignen Liede verbunden sind. (Gesammelte Werke der Brüder Christian und Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg. Bd. 2, S. 132.) Dann folgte etwa im Jahre 1823[25]) das für uns wichtigste, in zwei Auflagen erschienene Sammelheft „Christliche liebliche Lieder", in dessen 12 Nummern sich ihre eigenen Erfindungen mit fremden, von ihr harmonisierten Melodien vereinigen. Zu den letzteren gehören die uns schon bekannten Lieder „Wie mit grimmgem Unverstand", „Immer wieder muß ich lesen", „O du fröhliche", „Herbei, o ihr Gläubigen", „Tochter Zion, freue dich" und wahrscheinlich auch die Weise zu Benjamin Schmolcks „Der beste Freund ist in dem Himmel", unter den ersten steht ihre Melodie zu dem Volksliede „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod" obenan. Freilich ist es bei mehreren zweifelhaft, wo das herübergenommene Fremde aufhört und ihre eigene Schöpfung beginnt. Ihr Verdienst bleibt es jedenfalls, daß

alle diese Weisen in das Sangesgut der christlichen Gemeinde übergegangen sind. Wie stellt sich danach das Bild ihrer musikalischen Persönlichkeit uns dar?

Schon die Auswahl obiger Lieder beweist und die melodische Ausführung bestätigt es, daß ihre Kunst sich dem Volksliedmäßigen nahe verwandt fühlte, womit auch die Choralanklänge durchaus übereinstimmen. Das schöne Schnitter- und Todeslied, das 1638 zuerst gedruckt erscheint und nach einer handschriftlichen Bemerkung „zue Regenspurg, da ein hochadeliche iunge Blumen ohnversehen abgebrochen, im Jenner 1637" gesungen war, hatte durch das Wunderhorn auch in evangelischen Kreisen Eingang gefunden. Goethes Rezension bemerkte zu ihm: „Verdiente protestantisch zu sein." An ihm hat Luise Reichardt ihre besondere Kunst geübt. Heinrich Weber, der ihr im 68. Neujahrsstück des Züricher Allgemeinen Musikvereins eine eingehende Besprechung widmet, schreibt dort davon: „Sehr volkstümlich ansprechend ist ihre Weise zu dem Liede „Es ist ein Schnitter". Wie bestimmt und entschieden, so entschieden wie der Tod selbst, schreitet die Melodie in ihrem Beginnen vorwärts; dann wird der Rhythmus bewegter, er „wetzt das Messer, es schneidt schon viel besser". Und liebevoll warnt der von oben heruntersteigende Dreiklang bei „Hüte dich, schöns Blümelein!" mit der Quinte, bei der Wiederholung dagegen andringender mit der Oktave ansetzend. Bekanntlich hat Mendelssohn diesen charaktervollen Text auch, und zwar nach einer alten Kirchenmelodie bearbeitet; wir halten die Bearbeitung der Luise Reichardt für weit glücklicher, jedenfalls hat sie des Liedes Volkstümlichkeit treu wiedergegeben."

Über ihre Komposition „Wenn ich ihn nur habe", die im Rauhen Hause und in Hamburg noch immer gesungen wird, bemerkt derselbe Musiksachverständige: Wenn man auch jeder der andern Vertonungen dieses Liedes ihr Recht läßt, „so dürfen wir um so bestimmter hervorheben die feine, texterklärende Akzentuation, womit Luise Reichardt gleich im Anfang das Fürwort „ihn" betont, die sinnentsprechende Dehnung in „habe", die edle Steigerung in der Melodie am Schlusse „Fühle nichts als Andacht, Lieb" und das fromme Genügen des beseligten Herzens im Schlußworte „Freude", das auf dem Grundakkorde ausklingt, aber nur — und das ist eben die Tondichterin selbst — Befriedigung aus ernstem Kampf und herbem Schmerz."

Endlich sagt derselbe zu ihrer Melodie des genannten Weihnachtsliedes: „Leise und zart schreitet es fort bis zu dem mächtig wirkenden Chor „Zaget nicht, denn große Freud Ist euch widerfahren heut". Nur daß sie den weiten Umfang der Stimmen zu sehr nach dem einst ihr eignen ungewöhnlichen Tonumfang gemessen zu haben scheint."

Luise Reichardt hat — das ergibt sich aus dem Bild ihrer Hamburger Jahre — ihren Glauben gesungen und ihr Singen geglaubt. Die „innere Wahrheit", die man ihrer künstlerischen Persönlichkeit nachrühmt, ist die Einheit von Religion und von Kunst. Einer ihrer Briefe aus dem Sommer 1820 kann uns das noch einmal veranschaulichen: „Mittwoch hatte ich einen schönen Tag. Meine vier Lieblingsschülerinnen besuchten mich, und Gott gab mir die lang ersehnte Freude, ihnen in der kleinen hübschen Kirche hier [in Niendorf] den schönen 51. Psalm, den Hasse für vier weibliche Stimmen gar herrlich komponiert hat, selbst mit der Orgel begleiten zu können. Lieblich und fromm tönten diese schönen Stimmen in der gewölbten Kirche. Die Damen mußten uns dann noch alle ihre Soli aus dem „Messias" singen; etwas Schöneres als diese, bloß mit einem sanften Zug der Orgel begleitet, gibt es doch in der Welt nicht. Die lieben Mädchen überraschten mich zum Beschluß noch mit meinem Liede von Novalis „Wenn ich ihn nur habe", welches sie ganz ohne Begleitung köstlich rein vierstimmig sangen".

Als die Schreiberin am 17. November 1826 die Augen schloß, rühmten alle Hamburger Zeitungen, wieviel Gutes sie durch „Wohllaut und Wohltun" gestiftet habe. Die Wurzel ihres Wesens aber war doch das Tatbekenntnis zu dem Dichterwort:

Wenn ich ihn nur habe,
Laß ich alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe
Treugesinnt nur meinem Herrn,
Lasse still die andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Es muß viel in den Herzen vorgegangen sein, die das mit Leben und Wahrheit bezeugen und singen können.

4. „Die Sach' ist dein, Herr Jesu Christ".

(Samuel Preiswerk und Felician v. Zaremba.)

Unter den deutschen Städten, von denen die Erneuerung des Glaubenslebens vor hundert Jahren insonderheit ausging, gebührt dem schweizerischen Basel der vornehmste Platz. Hier wurde im Jahre 1815 von Mitgliedern der Deutschen Christentumsgesellschaft die erste unserer neueren Missionsanstalten gegründet, die bald ringsumher in weitem Umkreis frisches Leben aus dem Tode erweckte. Auch im geistlichen Liede schlugen die Missionsflammen helleuchtend empor. Jung-Stilling sang sein „Vater, deines Geistes Wehen", in dem die drei letzten Strophen seines zwölfstrophigen Liedes „Wehe mir vom ew'gen Hügel" zu einem eignen Liede verselbständigt werden, das schöne, einem unbekannten Verfasser angehörende „O daß doch bald dein Feuer brennte" entstand um 1818 gleichfalls in dortiger Gegend und wurde von Kanne schon in demselben Jahre unter seinen „Auserlesenen christlichen Liedern" veröffentlicht, auch F. A. Krummachers „Eine Herde und ein Hirt" gehört, wie wir sahen, in die nämliche Zeit. Knapp schickte seit 1822 jährlich seine prächtigen Festlieder nach Basel, und selbst Rückert schlug in seinem Adventsliede „Dein König kommt in niedern Hüllen" sehr vernehmliche Missionstöne an. Das dem neuen Missionshause aber am nächsten verwandte Lied ist das, von dem wir nun Bericht geben müssen.

Im Jahre 1824 wurde am Waisenhaus in Basel ein neuer, 25jähriger Pfarrer angestellt. Er hieß Samuel Preiswerk, stammte aus dem Pfarrhaus von Rümlingen in Baselland und hatte, nachdem ihn sein Vater selbst für die Universität vorbereitet hatte, in Basel, Tübingen und Erlangen studiert. Nun trat er ins geistliche Amt und wurde alsbald auch ein fleißiger Gehilfe am Missionswerk. Das beweist sein damals gedichtetes Lied mit den beiden Versen „Die Sach' ist dein, Herr Jesu Christ" und „Du gingest, Jesu, unser Haupt". F. W. Krummacher nahm es schon 1827 in seine Zionsharfe auf. Was darin aber vom Leiden gesagt ist, durch das wir allein mit Jesu himmelan gehen, sollte der Dichter noch selber reichlich erfahren. Er war 1829 nach Stiers Abgang zum Lehrer der hebräischen Sprache am Missionshause berufen, aber bereits im darauf folgenden Jahre von der Landgemeinde Muttenz zum Pfarrer gewählt. Da brach 1832 die Revolution aus, in der sich das Land

von der Stadt losriß und ein eigenes Staatswesen errichtete. Preiswerk wurde mit vielen andern, von der vorigen Regierung eingesetzten Beamten durch das selbstherrlich gewordene Volk vertrieben und mußte in der Stadt mit seiner Familie sich kümmerlich von Privatunterricht nähren. 1834 berief ihn zwar die Genfer evangelische Gesellschaft als Lehrer des Alten Testaments an ihre theologische Schule, aber auch diese Stelle verließ er schon drei Jahre später, da die dortigen Bekenntnisschranken sein Gewissen bedrückten, und zog sich wieder ins Privatleben nach Basel zurück, wo er sechs Jahre lang eine Monatsschrift, „Das Morgenland, Altes und Neues für Freunde der Heiligen Schrift", herausgab. 1843 wurde er hier endlich wieder ins Pfarramt berufen, und zwar an St. Leonhard. Im nächsten Jahr war es auch, daß zwei seiner Freunde eine Anzahl seiner Lieder im „Evangelischen Liederkranz" drucken ließen, von wo dann Knapp etliche in die 2. Auflage seines Liederschatzes hinübernahm. Am bekanntesten ist das geworden, welches anhebt „Einer nur ist ewig wert". Preiswerk entschlief 1871 als Antistes der Baseler Kirche, welche Stellung er seit 1859 mit seiner Berufung an den Münster überkommen hatte. Auch an der Universität hatte er als Lizentiat und Privatdozent des Alten Testaments neben seinem Pfarramt lange gewirkt.

* * *

Unser Lied mit seinen zwei Versen sagt nun freilich von der Mission im besondern noch nichts, es gibt vielmehr nur das Grundgesetz an, das nach Christi Vorgang und Willen für jedes Reichsgotteswerk gilt: durch Sterben zum Leben! Diese Lücke füllt der dritte Vers, den viele Bücher hinzufügen, aus: „Du starbest selbst als Weizenkorn". Wer hat ihn gedichtet? Die Antwort darauf führt uns weit in den Nordosten hinauf.

An einem der letzten Septembertage des Jahres 1817 ging ein junger, 23jähriger Herr gegen Abend in Gedanken durch die Straßen St. Petersburgs. Er hieß Felician v. Zaremba, dem evangelischen Zweige eines alten polnischen Geschlechts angehörig, das vom deutschen Kaiser in den Grafenstand erhoben war, und hatte auf dem väterlichen Gut im Gouvernement Grodno das Licht erblickt. Früh verwaist war er von einem Onkel liebevoll erzogen, aber leider ohne alle Eindrücke lebendigen Christenglaubens geblieben. Da er gute Geistesgaben zeigte, sollte er die diplomatische Laufbahn einschlagen,

besuchte in Dorpat Gymnasium und Universität und wurde nun im Auswärtigen Amt unter Kapodistrias beschäftigt. Die Staatsprüfung hatte er schon mit allen Ehren bestanden und war dadurch auch zum Dr. phil. promoviert. Und doch, trotz aller dieser Erfolge und trotz aller glänzenden Aussichten, die ihm die Zukunft eröffnete, eins fehlte ihm noch immer: die volle innere Befriedigung und Ruhe der Seele. „Ein Schmachten und Sehnen nach einem Höheren, einem Reinen, das ich ahnte", so schildert er selbst bei einem späteren Rückblick seinen Zustand, „überragte von zarter Kindheit an alles andere Bedürfnis und bildete den eigentlichen Charakter bei mir." Als er nun so an jenem Abend seines Weges ging, kam er an der Wohnung eines Universitätsfreundes namens v. Trompofski vorbei. Durch das Fenster der Unterwohnung schauend erblickte er ihn über einem Buche. Er trat flugs hinein und fand, daß es die deutsche Bibel war. „Hinter diesem Buch", sagte der Freund, „steht alles zurück, hier ist, was alle Menschen bedürfen, dies ist das Wort Gottes an uns alle." Eine lange Unterhaltung zwischen beiden folgte, die die ganze Nacht hindurch fortgesetzt wurde und in dem Entschlusse Zarembas ihr Ende fand, gleichfalls dies wichtige Buch gründlich zu lesen. Seine ungestillte, innere Leere war ihm wohl selbst über der Aussprache mit dem Freunde erst völlig zum Bewußtsein gekommen.

Und es blieb nicht bei dem Entschluß. Die Bibel und Jung-Stillings Lebensbeschreibung, die ihm von einem andern Freunde empfohlen war, wurden durch Gottes Gnade die Führer, die ihm zum Glauben an den Sünderheiland verhalfen. Damit aber war auch der Gegensatz zu seinem bisherigen Weltberuf und das Verlangen, dem Herrn hinfort in einer ganz neuen Umgebung völlig dienen zu können, in ihm erwacht. Er verfaßte eine Eingabe an den Kaiser Alexander I., dessen evangelisch gerichtete Gesinnung ihm bekannt war: er wolle gerne ein genauer Christ werden und mit seinen Leidenschaften einen Kampf beginnen; er wisse, daß der Kaiser das verstehe und würdige; darum bitte er ihn um das einzige, ihn ruhig ziehen zu lassen und auch seinen zurückbleibenden Angehörigen seinen Schritt nicht nachtragen zu wollen. Auch an Kapodistrias und an den Onkel schrieb er ähnliche Briefe. Von Lübeck aus, wohin er von Kronstadt mit dem Schiff fuhr, sandte er alle drei durch den russischen Geschäftsträger in Hamburg in die Heimat zurück und zog im wildfremden Lande unter dem angenommenen Namen „Schleyer" gen Baden hinauf, denn er meinte, dort, wo Jung-Stilling zuletzt

gelebt habe, am ehesten sein Ziel erreichen zu können. In Weinheim an der Bergstraße wurde er zu dem Stadtpfarrer Schwarz, dem Enkel Stillings, gewiesen; der nahm ihn mit offenen Armen auf und sagte am Schluß des Gesprächs: „Jetzt weiß ich, was Sie sollen! In Basel ist eine Anstalt, wo gläubige, junge Leute vorbereitet werden, die dann als Religionslehrer zu den wilden Völkern ausgeschickt werden." Ende 1818 wurde unser Freund wirklich unter die Missionszöglinge aufgenommen. Gott selbst hatte seine Schritte gelenkt und die Wege gebahnt.

Damit nahm sein zweites, völlig gewandeltes Leben seinen Anfang. Welch ein Gegensatz! Vorher in Wohlstand und Glanz, jetzt in einfachster, an Dürftigkeit grenzender Umgebung; vorher jenseits aller Examina an der Schwelle des Amts, jetzt wieder ein Schülerlein auf der Bank; vorher im Umgang mit fein gebildeten Weltmenschen, jetzt unter früheren Handwerkern und andern nichtstudierten Genossen, die er an Sprachkenntnissen und sonstigen Wissenschaften weit überragte. Und doch, alles wurde weit aufgewogen durch das eine, daß sie alle miteinander ganz eines Sinnes darin waren, dem Herrn nachzuwandeln und ihm in seinem Reiche zu dienen. Er fühlte sich so glücklich und voll Frieden, wie noch nie in seinem Leben.

Und wie glücklich war er erst, als er 1821 nach dem Kaukasus ziehen durfte, um dort in dem Völker-, Sprachen- und Religionsgewimmel unter Mohammedanern, Heiden und in Aberglauben erstarrten Christen den Namen Jesu zu verkündigen! Nur zweierlei trübte die Freude: die geringen Erfolge, die gerade auf dem dortigen Gebiet die Geduld der Sendboten auf eine harte Probe stellten, und seine schwache Gesundheit, die ihn im Anfang der Dreißiger zu mehrjähriger Ausspannung in seiner russischen Heimat und in Basel zwangen. Als er dann 1835 in die Arbeit zurückkehrte, kam das Schwerste: die dortige Mission, die Alexander selber in seinen Schutz genommen hatte, wurde von der jetzigen Regierung vollständig verboten. Zaremba zog wieder nach Basel, das längst seine Heimat war, zurück und wurde seit 1839 als Reiseprediger für die Mission angestellt. 25 Jahre lang hat er landauf und landab die Christenheit zum Kampf gegen das Heidentum aufgerufen, einmal auch, 1856—1859, seine russische Heimat mit diesem Zeugnis durchzogen und überall viel Liebe gesät und geerntet, denn die Liebe redete aus seinen Worten und leuchtete aus seinem Angesicht. Darum wußte

auch ein Kind in Beuggen einmal auf die Frage, wer die Liebe sei, keine bessere Antwort zu geben als: „Zaremba!"

Aus dieser Zeit seines heimischen Missionsdienstes stammt nun auch der dritte Vers unsers Liedes, der anfängt „Du starbest selbst als Weizenkorn". Er nimmt wieder das Weizenkorngleichnis des ersten Verses auf, wendet es nun aber ausdrücklich auf die Mission an, von der es der Heiland selbst schon bei Johannes im 12. Kapitel gesagt hatte:

Belebe denn, o Lebensborn,
Die Welt, die Gott dir gab,
Send Boten aus in jedes Land,
Daß bald dein Name werd erkannt,
Dein Name voller Herrlichkeit —

ja, der Dichter redet zuletzt ganz persönlich im Namen und Sinn der Missionszöglinge, in deren Reihe er selber gehörte:

Auch wir stehn dir zum Dienst bereit,
Zum Dienst bereit,
Zum Dienst in Kampf und Streit.

Ist es zu verwundern, daß sie im Baseler Missionshaus dies Lied immer wieder anstimmen, wenn sie zu ihrem Kriegszug gegen die Götzenburgen sich rüsten?

1874 ging der treue Knecht, der alles verlassen hatte, um seinem Meister nachzufolgen, nach langjähriger, großer Leibesschwachheit auf seinem Missionsstübchen, dem der Inspektor den Namen seiner lieben kaukasischen Station „Schucha" gegeben hatte, endlich heim. Er hatte sein ungewöhnliches Leben auf 80 Jahre gebracht.

* * *

Aber auch dies Lied wäre ohne seine Melodie nur ein halbes Lied. Mit dem Text klingen uns die Töne zugleich in den Ohren. Was ist von ihnen zu sagen?

Dies zuerst, daß sie lange vor den Worten vorhanden waren, auch gar nicht in der evangelischen, sondern in der katholischen Kirche ihren Ursprung haben. Joseph Haydn, der berühmte Wiener Tondichter, der u. a. „Die Schöpfung" und die Melodie „Deutschland, Deutschland über alles" geschaffen hat, hatte einen jüngeren Bruder, der Michael hieß und gleichfalls ein hochbegabter Musikus war. Er wurde 1768, als er 31 Jahre alt war, Konzertmeister des Erzbischofs in Salzburg und blieb daselbst bis zu seinem Tode 1806. Auch er war ein sehr fleißiger Komponist, aber während sein lebensfroher

Bruder fast nur weltliche Tonstücke dichtete, blieb der sanftgeartete Michael ganz der Kirche getreu und komponierte fast nur Messen und andere geistliche Tonweisen. In einer seiner Messen, die um das Jahr 1800 entstanden ist, tritt nun auch unsere Melodie zum erstenmal an das Licht und hat seitdem immer größere Verbreitung in der katholischen Kirche gefunden. Der ihr untergelegte Text ist dem Landshuter Gesangbuch von 1777 „Der heilige Gesang zum Gottesdienst in der römisch-katholischen Kirche" entlehnt und hat wahrscheinlich dessen Herausgeber Seraph Kohlbrenner zum Verfasser:

Hier liegt vor deiner Majestät
Im Staub die Christenschar,
Das Herz zu dir, o Gott, erhöht,
Die Augen zum Altar usw.

Wer recht auf die Worte acht hat, merkt schon, daß sie aus katholischem Geiste geboren sind, dem der Altar mit dem Sakramentshäuschen und dem Allerheiligsten schon an sich ein Gegenstand der Anbetung ist, zu dem die Augen wie zu dem Herrn selber erhoben werden. Trotzdem ist auch dies Lied in die evangelische Kirche herübergewandert und hat im Preußischen und im Pommerschen Gesangbuch-Anhang Aufnahme gefunden. Bei den Katholiken aber gehört es jetzt in sehr vielen Kirchen zum Hochamt und wird vom Volk bei ihren sogenannten Singmessen mit Vorliebe angestimmt. Im Ermland hat es der Fürstbischof Josef von Hohenzollern 1823 selbst eingeführt.

Zum andern aber müssen wir auch das von dieser Melodie sagen, daß sie mit unsrer evangelischen Kirchenmusik sich durchaus nicht verträgt. Wer an unsern schönen Chorälen die rechte geistliche Singart gelernt hat, spürt hier alsbald einen anderen Geist, denselben, der uns in den katholischen Kirchen, besonders des Südens, so häufig entgegenklingt, da wir meinen, wir seien in einen Konzertsaal und nicht in ein Gotteshaus geraten.[26]) Darum wird unser Lied mit seiner munteren Weise wohl draußen im Freien und bei außerordentlichen Versammlungen, aber nicht in der Kirche an seinem Platze sein. Ja, zu Missionsfeiern, die zu Leiden und zu Kämpfen rufen, schickt es sich, seinem Ursprung entsprechend, insonderheit.

5. „Wo findet die Seele die Heimat der Ruh?"

(Ludwig Jörgens.)

Dieses Kapitel würde der Verfasser am liebsten ungeschrieben lassen, denn es muß mit häßlichen und schändlichen Dingen sich abgeben, die nur schlecht aus der Feder wollen. Allein, da jede Wahrheit, selbst die schmerzlichste, einen heimlichen Segen in ihrem Schoße trägt, so wird der christliche Leser auch aus der Wahrheit, daß die Welt keine einzige Freistatt uns bietet, „wo Sünde nicht herrschen, nicht hinkommen kann", nicht einmal das Herz eines fromm singenden Dichters, seinen Segen sich zu holen wissen. Sammeln die Bienen doch auch aus Giftblumen Honig in ihren Bau.

Die Bewohner des Wuppertales, in dem Barmen und Elberfeld die vornehmsten Orte sind, haben von jeher ihre besondere Eigenart. Sie sind nicht nur in Gewerben und Handel, sondern auch in kirchlichen und christlichen Dingen betriebsamer und rühriger als sonst die meisten. Wie in andern Gegenden ein neuer Roman oder ein neuer Bürgermeister auf Wochen den Unterhaltungsstoff liefert, so nehmen bei den Wuppertalern die religiösen Fragen die oberste Stelle ein, und ein neuer Prediger oder eine ungewohnte christliche Lehrmeinung müssen sich erst gründlich von allen Seiten durchsprechen lassen, ehe sie ihres Weges gehen dürfen. Das soll ihnen gegenüber allen denen zum Ruhm nachgesagt sein, die den geistlichen Angelegenheiten nur mit Gleichgültigkeit und Kaltsinn begegnen.

Nun begab es sich im Jahre 1830, daß auf ihren Kanzeln dort ein neuer Prediger auftrat, der bald eine ganz außerordentliche Anziehungskraft auf seine Zuhörer ausübte und die Herzen im Sturmwind für sich eroberte. Er hieß Ludwig Jörgens und war, wie man sich erzählte, eben aus Amerika herübergekommen, wo er schon zehn Jahre lang in Kanada im Amt gestanden hätte. Die einheimischen Prediger räumten ihm auf seine Bitte unbedenklich ihre Kirchen ein, da sich gar nicht leugnen ließ, daß er eine besondere Gabe der geistlichen Rede besaß. Sprach der Erfolg nicht ebenfalls deutlich für ihn? Wo er als Prediger angesagt war, strömte die Gemeinde schon stundenlang vorher zusammen und füllte das Gotteshaus bis in den hintersten Winkel. Er wußte die Gemüter auch offensichtlich zu packen. Nach amerikanisch-methodistischer Weise flocht er gerne fromme Anekdoten und Bekehrungsgeschichten in seine Reden ein, die dafür sprachen, daß er drüben reiche seelsorgerliche Erfahrungen

gemacht haben müsse. Wenn dann über seinen Worten die ganze Versammlung zu schluchzen begann, wozu seine eigenen Tränen das Signal zu geben pflegten, wer hätte da noch zweifeln wollen, daß von solcher „Erweckung" doch wenigstens einige Früchte übrigbleiben müßten? Ja, auch ein Dichter war er sogar, der in den Jahren 1832 und 1833 zwei Bändchen „Zeiten der Erquickung vor dem Angesichte des Herrn" erscheinen ließ. Dort im 2. Bändchen trat auch das allbekannte „Wo findet die Seele die Heimat der Ruh?" mit der Überschrift: „Montreal 27. 5. 1827" an das Licht. In den Singebüchern wurde die erste Zeile später in „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?" verändert.

Dieser Erfolg führte freilich für den Prediger selbst eine große Gefahr herbei: da die Gunst der Menge ihn sicher gemacht hatte, steigerte er die Kunstmittel seiner Rede immer höher hinauf und erzählte die abenteuerlichsten Geschichten, bei denen doch manche ernste Christen zu zweifeln begannen, ob hier die Wahrheit oder der Selbstbetrug das Wort führe. Dazu kam noch, daß man hie und da beobachtet haben wollte, daß der geistliche Herr auch für leibliche Speise und irdischen Trank sich empfänglicher zeigte, als mit seinen himmlischen Reden sich zu vertragen schien. So strahlte sein Stern schon nicht mehr im vorigen Glanz, als er mit einemmal gänzlich vom Himmel fiel. Aus Amerika langten Nachrichten an, die über sein sittliches Leben dort die greulichsten Enthüllungen machten, und nunmehr traten auch hier Zeugen hervor, die bestätigen konnten, daß er selbst noch in letzter Zeit, wo er Tausenden den Weg der Heiligung verkündete, Sünden ergeben gewesen sei, die auch schändlich zu sagen sind. Jetzt kam auch seine frühere Vergangenheit ans Licht: er stammte aus Gütersloh, wo er 1792 geboren war, hatte in Bielefeld als Kaufmannslehrling gelernt und dabei den Plan gefaßt, sich auf die theologische Laufbahn vorzubereiten. Da er aber jeden inneren Halt des Charakters und des Glaubens entbehrte, geriet er in Göttingen in ein wüstes, ungeordnetes Leben hinein und wurde von seinen Angehörigen nach der großen Besserungsanstalt Amerika, die doch nur so wenige bessern kann, hinüberbefördert. Dort hatte er Gelegenheit gefunden, sich einige theologische Kenntnisse anzueignen, die ihn bei seinen natürlichen Anlagen befähigten, längere Zeit als Prediger tätig zu sein. Da aber nicht die Gottesgelehrtheit, sondern allein Gott selbst der Befreier von der Sünde ist, so kam das weitere, wie es kommen mußte.

Der Unglückliche, als er entlarvt war, verschwand alsbald aus dem Wuppertal, trieb noch ein Weilchen an sonstigen Orten des Westens sein Wesen, wurde dann wegen Unterschlagung und anderer Verbrechen zu mehrjährigem Zuchthaus verurteilt und kehrte nach seiner Entlassung sofort wieder nach Amerika zurück, wo er, da er leider ungebessert war, zugrunde gegangen ist. Man sagt, sie hätten dort ihn gefedert, wie sie ihr Volksgericht nennen: auf einem vierkantigen Balken sitzend, wäre er, nachdem er nackt in Teer getaucht und dann ganz in Federn gewickelt sei, durch die Stadt getragen worden; diese Schande hätte er nicht überleben wollen, sondern sei den Weg des Judas gegangen, im Jahre 1843 wahrscheinlich. Wir wollen nicht weiter davon reden.

Nur von seinem Liede, das jetzt in allen unsern Singebüchern sich findet, müssen wir noch reden. Es ist, wie wir zu seiner Ehre bemerken dürfen, nicht aus Jörgens eigenen Gedanken geboren, sondern von ihm einem englischen Liede nachgedichtet, das auch in drei Versen von der Liebe zur irdischen Heimat singt.[27]) Daraus hat Jörgens seine drei Verse der Sehnsucht zur Himmelsheimat gemacht und die Melodie ebenfalls dazu aus der Fremde herübergenommen. Sie war allerdings schon früher in Deutschland nicht ganz unbekannt, denn die Tonweisen können leichter die Landesgrenzen überfliegen, als die mit ihnen verbundenen Worte, die erst der Übersetzung bedürfen. J. A. P. Schulz hat wenigstens ihren Anfang verwertet, den wir in dem Liede „Ihr Kinderlein, kommet" noch gegenwärtig singen. Auch hat Silcher sie in seinen „Ausländischen Volksmelodien" wiedergegeben, wo sie sich nur durch einige Schnörkel von der uns geläufigen unterscheidet. Leider muß man von ihr sagen, daß sie zu den ausländischen Weisen gehört, die den musikalischen Geschmack der deutschen Sängergemeinde nicht veredelt, sondern verflacht hat.[28]) Die Heimat hat Besseres.

6. „Wie ist der Abend so traulich" und „O selig Haus, wo man dich aufgenommen".

(Karl Johann Philipp Spitta.)

„Aus meinem Fenster sehe ich auf die weißen Blütenbäume und weiter hinaus auf den noch halbgrauen Eichenwald. Da ist mir so still zu Mut, wie ich's lange nicht gewesen bin. Man muß in der Stadt gelebt haben, um die Friedlichkeit des Landlebens zu

fühlen." Es war an einem der ersten Tage des wunderschönen Monats Mai im Jahre 1824, daß ein junger, noch nicht 23jähriger Kandidat diese Worte in dem Amtshause von Lüne, nur ein Viertelstündchen unterhalb Lüneburgs an der Ilmenau, niederschrieb. Er hatte eben von der Universität Göttingen nach dreijährigem Aufenthalt Abschied genommen und wollte nun hier bei dem Amtmann Jochmus als Hauslehrer tätig sein und sich daneben durch ernstes Studium auf seinen geistlichen Beruf vorbereiten. Das hat er denn auch treulich getan und ist in den $4^1/_2$ Jahren, die er in Lüne verbrachte, zu einem trefflichen Seelenhirten herangereift, nachdem er sich selbst von dem Erzhirten der Seelen auf die rechte Weide hatte führen lassen.

Ähnlich ist es freilich andern auch schon ergangen, und es wäre noch nichts, davon in Büchern zu schreiben not wäre, wenn unser Kandidat in seiner „Einsiedelei", wie er sie nannte, nicht noch etwas Besonderes erlebt hätte, davon wir hier Bericht geben müssen. Was denn?

Philipp Spitta — das ist sein Name — war ein Dichter und hat in jenen stillen Hauslehrerjahren zwischen 1824 und 1828 fast alle die Lieder geschaffen, die seinen Namen ebenso tief in die Geschichte der deutschen Dichtung wie in die des geistlichen Lebens eingetragen haben. Die ländliche Stille, die ihn umgab, die wohltuende häusliche Luft, die er atmete, und vor allem die innere Entwicklung, die er damals durchmachte, brachten den Dichter zur Reife, den wir in ihm kennen und lieben.

Die dichterische Ader hatte freilich schon lange in ihm gesprudelt. In Hannover 1801 geboren, hatte er den aus der französischen Kolonie stammmenden Vater, der als Buchhalter und Sprachlehrer seine Familie nur mühsam nährte, schon vier Jahre später begraben müssen. Die Mutter, eine getaufte Jüdin von reicher Phantasie und warmem Gemütsleben, heiratete zum zweitenmal. Philipp, der wegen langjähriger Krankheit die Schule nur wenig hatte besuchen können, wurde nach der Einsegnung zu dem im Nachbarhause wohnenden Uhrmacher in die Lehre gegeben. Doch der Drang nach geistiger Nahrung und Tätigkeit ließ sich nicht wie ein Räderwerk stillestellen. Er las bis tief in die Nacht hinein. Wenn er dann aus seinen Träumen erwachte, tauchten wohl allerlei Verse in ihm empor, die er, um sie vor dem Untergang zu retten, flugs im Mondenschein mit Kreide auf den Stiefelknecht niederschrieb. Da kam ihm das Unglück zu Hilfe. Sein jüngerer Bruder,

der zum Studium bestimmt war, ertrank, und nun fragte die Mutter, der der ältere Bruder Philipps Kummer über den Druck des Handwerks verraten hatte: „Philipp, willst du jetzt noch Theologie studieren?“ Ihm war, als würde ihm das Leben zum zweitenmal geschenkt. Mit Feuereifer holte er das Versäumte nach und zog dann frohgemut gen Göttingen.

Die theologischen Professoren, die leider auch dort über den Offenbarungsglauben hinausgewachsen waren, boten ihm freilich nur wenig, in der Burschenschaft aber und auf dem Turnplatz fand er Freunde und Anregung genug. Besonders war es ein Kreis von dichtenden Genossen, der seine Kunstliebe nährte. Der Katholik Melchior v. Diepenbrock, der Mathematiker Adolf Peters und Heinrich Heine befanden sich darunter. Bei dem letzteren machte er eine Anleihe von 20 Talern, für die er sich eine Harfe erstand, denn die Musik hatte es ihm von Kindheit auf angetan. Er dichtete, sang und begleitete oft in dem nämlichen Zuge, indem ihm die Worte und Verse unmittelbar unter den Klängen der Saiten entstanden. Was er aber dichtete, trug fast durchweg den Stempel jugendlich unreifer Romantik, wie schon die Überschriften „Schwermut“, „Die blutige Hochzeit“, „Der alte Harfner auf dem Schlachtfeld“ u. ä. verraten. Nur daß der Ton des echten Volksliedes zuweilen schon deutlich hindurchklingt. Sein „Sangbüchlein der Liebe für Handwerksleute“, das mit Hilfe von Freunden damals gedruckt wurde, spricht dafür am lautesten.

Nun folgte die Übersiedlung nach Lüne. Heine schrieb damals an den ihm befreundeten Sohn des Lüneburger Superintendenten Dr. jur. Christiani: „Ich will etwas von Spitta sagen, was viel in sich begreift: Spitta ist ein Dichter. . . Ich bin der Meinung, es steckt etwas mehr in ihm, als ein auf der grünen Jünglingspfeife gemütlich hingepieptes Frühlingsliedchen.“ Er weissagte wie Kaiphas, ohne selbst die volle Wahrheit seiner Worte zu ahnen.

* * *

„Abends sitzen wir oft unter den hohen Linden vor dem Hause, ich mit der Harfe oder Guitarre und singe unbefangen unsere Volkslieder oder das hier so beliebte „Im Felde schleich ich still und wild“. Mein Amtmann raucht dabei gemächlich seine Pfeife, die Hausfrau stimmt wohl mit ein, und die übrigen horchen andächtig zu. Zu der Vermutung, daß ich selbst Dichter bin, gebe ich auf keine Weise

Veranlassung, und somit habe ich oft das Vergnügen, unbefangene Urteile über meine eigenen Lieder zu hören."

Das ist ein Familienbild, wie es der junge Hauslehrer wenige Wochen nach seinem Einzug in einem Briefe entwarf. Es läßt sich wohl denken, daß diese gemütswarme Hausgemeinschaft, in die er hier getreten war, auch seinen dichterischen Trieben zugute kommen mußte und daß Lieder wie das bekannte „Wie ist der Abend so traulich", das im Juli 1826 entstand, und das andere „Freuet euch der schönen Erde", das im April 1828 gedichtet ward, in solcher Umgebung wie von selbst in ihm aufwuchsen.

Aber auch für das „O selig Haus, wo man dich aufgenommen", das in seiner älteren, später umgearbeiteten Gestalt dem November 1826 angehört, fehlten die Vorlagen nicht. Seine Zöglinge waren zwei wohlgeartete Knaben, die ihm nur Freude bereiteten. Als der ältere von ihnen nach längerer Krankheit auf dem Zimmer seiner Mutter wieder in der Genesung war, wünschte die Frau Amtmann, daß er dort einige Stunden erhielte, bei denen sie dann selber zugegen blieb, und als er völlig hergestellt war, bat sie den Lehrer, wenigstens den Religionsunterricht auch in Zukunft auf ihrem Zimmer zu geben. Sie war eine stille Jüngerin des Herrn, die mit innerer Teilnahme sein Wort in sich aufnahm. Auch der Amtmann, den man vor dem in sein Haus dringenden Mystizismus warnte, wußte, was er an dem Hausgenossen hatte, und begegnete ihm nur mit Wohlwollen und Freundlichkeit.

Diese häuslichen Verhältnisse wurden nun auch der Anlaß, daß die Freundschaft mit Heine in die Brüche ging. Dieser, dessen Eltern damals in Lüneburg wohnten, kam öfter zu Spitta hinaus. Er scheute sich dann nicht im geringsten, seinem zynischen, unsauberen Witz selbst in Gegenwart der Kinder die Zügel schießen zu lassen, als freue er sich einzureißen, was ein anderer gebaut habe. Da sagte ihm Spitta: „Willst du mir einen Gefallen tun, Heine?" ‚Sehr gerne, wenn ich es kann.' „Nun, so bitte ich dich, komme nicht wieder." Zornig ging der beleidigte Musensohn davon. „Er hat das Völkerrecht verletzt, das soll er büßen!" In dem bald darauf erscheinenden zweiten Teil seiner Reisebilder nahm er seine Rache mit einem ziemlich lendenlahmen Witz über Spittas Sangbüchlein für Handwerksleute. Da schrieb dieser in sein Tagebuch: „Mir wird erzählt, Heine habe mich zur Zielscheibe seines Witzes gemacht, und zwar wegen der Lieder für Handwerksleute, die ich

herausgab, da ich dich, Herr, noch nicht kannte. Dadurch wurde ich, was ich so gerne immer vermeide, das allgemeine Gespräch der Leute. Aber durch deine Gnade konnte ich das still über mich ergehen und mir zur heilsamen Beugung und Züchtigung für meine begangene Torheit gereichen lassen. Nun bitte ich dich, mein Herr, da deine Liebe es nicht an Demütigung fehlen läßt, so schenke mir die heilsamste Frucht derselben, die Demut selbst, daß ich keine Ehre vor Menschen suche, sondern durch Ehre und Schande, durch gute Gerüchte und böse Gerüchte als ein demütiger, einfältiger Diener erfunden werde". So mußte auch aus der bösen Saat noch eine Segensfrucht reifen. Der innere Gegensatz zwischen beiden Dichtern hätte ohnehin ihre Wege bald auseinanderführen müssen. Der eine schloß sich am liebsten in die Verborgenheit ein, der andere brannte darauf, koste es, was es wolle, eine europäische Berühmtheit zu werden; der eine schrieb damals: „Ich kenne keine schönere Zierde für den Künstler als die Demut", der andere nannte die Demut eine „Hundetugend"; der eine lebte in der Zucht Gottes, der andere haßte jede Zucht, auch die Selbstzucht.

Damit haben wir schon die tiefste Quelle, aus der Spittas neue Dichtung hervorsprang, berührt. Es war das Leben aus Gott, das dort über der Bibel und Luthers Schriften im Gebetsumgang mit dem Herrn in ihm geboren ward. Als er seinem älteren Bruder Heinrich, der Professor der Medizin in Rostock geworden war und sich gleichfalls dichterisch betätigte, einmal einige Verse sandte, schrieb er dazu: „Die einliegenden Lieder, die Du als Erzeugnisse meines seit Ostern zum drittenmal eifriger begonnenen Studiums des Briefes an die Römer anzusehen hast, lies mit Freuden. Ich bin mir keines besonderen Zweckes bei der Niederschreibung derselben bewußt, und ich glaube auch, daß so und nicht anders diejenigen Lieder entstehen müssen, die vielleicht dereinst zu einem solchen Zwecke dienen sollen, wie wir ihn uns früher vorsetzten." Es war also eine ganz eigene Art, auf die Spittas Dichtungen zur Welt kamen: nicht auf einsamen Spaziergängen oder in anderen ruhigen Augenblicken wurden sie geboren, sondern wenn er mit ernster Gedankenarbeit sich auf seiner Stube in das Schriftwort versenkt hatte, fand er seine Erholung darin, gleichsam den bleibenden Ertrag seines Studiums in einem Liede zusammenzufassen und festzulegen. Wenn man daraufhin seine Lieder ansieht, etwa das „Es zieht ein stiller Engel", das im Februar 1826, oder das „Es gibt ein Lied der Lieder", das im Oktober 1826,

oder „Du schöne Lilie auf dem Feld", das in demselben Jahre, oder „Des Christen Schmuck und Ordensband", das im Januar 1827 gedichtet ward, so wird man sie mit zwiefachem Segen genießen; die goldenen Äpfel der erfahrenen Gotteswahrheit in den silbernen Schalen einer geheiligten Kunst.

* * *

Man hat mancherlei Ähnlichkeiten Spittas mit Paul Gerhardt herausgefunden: die geringe Zahl ihrer Lieder, wenig über hundert bei jedem; das Vertrauenslied, das bei beiden den Ton angibt; das überzeugte Luthertum, das beiden ihr kirchliches Gepräge verleiht. Aber auch darin stimmen sie überein, daß keiner von ihnen selbst seine Lieder zum Druck befördert hat.

Spitta hatte, wie wir hörten, in unbewußtem Drange nur für sich selber gedichtet. Kaum, daß er seinen Freunden gelegentlich Proben davon sandte. Einer seiner vertrautesten war Adolf Peters. Nur in ihrer religiösen Anschauung waren sie oft auseinandergegangen, und als Spitta die weltliche Muse ganz mit der geistlichen vertauschte, hatte der Freund alle Mühe daran gesetzt, ihn von seinem Irrweg zurückzuholen. Inzwischen war Peters Lehrer der Mathematik an der Blochmannschen Erziehungsanstalt in Dresden geworden und hier im Umgang mit dem Direktor, der unter sein Bild schrieb: „Auch in der Kunst der Erziehung ist einer unser Meister, Christus", und mit dessen gleichgesinnter Gattin, einer Tochter des Leipziger Akademiedirektors Schnorr von Carolsfeld, innerlich völlig gewandelt. Als ihm Spitta nun wieder einige Gedichte übersandte, schrieb ihm der Freund im Dezember 1830: „Den innigsten Dank für Deinen Brief und die geistlichen Gedichte, die mich wie der erstere erbaut und erquickt haben. Ich konnte diesen Schatz nicht verschließen, wollte auch andere gern seines Segens teilhaftig machen. So las ich denn Dein erstes Lied „Im Osten flammt empor der goldne Morgen" den Lehrern und Zöglingen nebst dem Direktor zu gemeinsamer Morgenandacht. Der Direktor und mehrere Lehrer wie die Direktorin fühlten sich wahrhaft christlich ergriffen. Dein andächtiges Morgenlied ist schon mehrere Male in Abschriften verschickt worden von jenen Freunden aus. Unser Abendkreis bat inständig um mehrere Mitteilungen von Dir, und ich las noch einiges Geistliche und Weltliche gestern abend vor. Alle grüßen Dich herzlich und dankbar und möchten Dich gar zu gern von Angesicht zu Angesicht

sehen. Die Direktorin sagte, sie wollte, wenn Du kämst, Dir ihr Kabinett einräumen." Die erste Spittagemeinde hatte sich also gebildet, bevor die Veröffentlichung erfolgt war. Diese wäre auch bis heute unterblieben, wenn der Dichter sie hätte in die Hand nehmen sollen.

Da begab es sich im Herbst 1832, daß Peters bei seinen Verwandten in Hameln auf Besuch weilte, wo Spitta seit zwei Jahren Garnison- und Gefängnisprediger war und durch Gottes Gnade ein geistliches Feuer entzündete, das viele Herzen aus dem Tode zum Leben erweckte. Bei dieser Gelegenheit bekam der Gast auch einige ihm noch unbekannte Lieder zu lesen, und nun ließ er nicht nach, auf die Herausgabe einer Sammlung zu drängeu: er selbst wolle alle damit verbundene Mühe übernehmen, den Verleger besorgen und die Korrekturen lesen, nur der Auswahl und Zusammenstellung der Lieder müsse der Dichter sich unterziehen. Solchem Zwang der Liebe ließ sich nun unmöglich widerstehen, und zu Ostern 1833 hatte Spitta das erste Bändchen von „Psalter und Harfe" in der Hand. Es enthält 66 Lieder, von denen bei weitem die meisten, nämlich 57, in Lüne entstanden sind. Zehn Jahre später, 1843, als er Pastor zu Wechold im Hoyaschen war, ließ er noch eine zweite Sammlung mit 40 Liedern folgen, von denen aber nur das eine „Es kennt der Herr die Seinen" zu den weithin bekannt gewordenen gehört. Sein Dichterwerk war für die Öffentlichkeit damit beendet. Wie Uhland hat auch Spitta nur „in der Jugend Drang" gesungen.

Worin besteht nun die eigentümliche Eigenart seines Liedes? Nach der Seite der Form ist es die ungemeine Einfachheit, die gerade in der Fernhaltung jeden aufgetragenen Schmuckes ihre dichterische Kraft sucht. Unzweifelhaft wirkt darin die Schule des Volksliedes nach, wie sie auch bei Heine in seiner Weise nachgewirkt hat. Auch die seinen Liedern eingeborne Sangbarkeit, die alsbald zu ihrer Vertonung aufrief, hängt damit zusammen. Weiß Zahn doch für „O selig Haus" nicht weniger als 13 Melodien beizubringen. Die Weise zu „Es kennt der Herr die Seinen" geht auf einen Mendelssohnschen Satz in den „Liedern ohne Worte" zurück, „Wie ist der Abend so traulich" wurde von August Ferdinand Anacker, dem Freiberger Musikdirektor und Kantor, der dort und in der Gegend des Erzgebirges für die Hebung des Gesanges erfolgreich bemüht war (1790—1854), in Musik gesetzt, während „Du schöne Lilie auf dem Feld" nach einer Volksweise gesungen wird. Nach der Seite des Inhalts aber beruht die Eigenart

des Spittaschen Liedes nächst der biblischen Grundlage auf der Tatsache, daß der Heiligungskampf, der bei pietistischen Dichtern so häufig das Wort führt, hier nicht in, sondern hinter dem Liede liegt. In diesem selbst leuchtet wie bei Paul Gerhardt die nie untergehende Sonne des Gottesfriedens, und die Güte und Treue seines Gottes, die Freundlichkeit und Fürsorge seines Hirten ist sein unerschöpflicher Gegenstand. An den Bruder, der an seinem Dichten warmen und aufmunternden Anteil nahm, schrieb er darum: „Von dem Herrn will ich singen, der Herr ist mein Lied! Ich segne ihn, daß er mich zu suchen trieb, und preise ihn, daß er sich finden ließ! Ihm jauchzten die Morgensterne! Meine Seele, bist du nicht auch ein Stern, der aufging aus der Nacht dieses Lebens?"

Während Albert Knapp im deutschen Süden die Posaune seines Missionsliedes auf den Baseler Festen vor Tausenden erschallen ließ, sang der „Einsiedler von Lüne" in seiner Klause still nur für sich. Als aber die Stunde gekommen, flogen die Funken dennoch hinaus und halfen das neue Glaubensleben der Erweckung in Brand setzen. Wie viele Seelen aus Spittas „Psalter und Harfe", deren 50. Auflage genau 50 Jahre nach 1833 herauskam, Lebenskräfte gesogen haben, wird die Ewigkeit erst offenbaren.

Schon 1859 ging der Dichter als Superintendent zu Burgdorf im Lüneburgschen heim, wohin er eben erst von Peine her zugezogen war.

7. „Weißt du, wieviel Sternlein stehen?" und „Alle Jahre wieder Kommt das Christuskind".

(Johann Wilhelm Hey.)

„Wenn Sie solche niedlichen Kindergedichte machen können, so schaffen Sie doch mehr von der Art! Die Kinderwelt hat nicht allzuviel derart; das wäre gerade etwas für sie, was sie brauchen könnte."

Der alte Friedrich Perthes, der bekannte Buchhändler und tapfere Vaterlandsfreund, war es, der eines Tages im Jahre 1831 diese Worte in Gotha an den dortigen Hofprediger Hey richtete. Er hatte seit einer Reihe von Jahren seinen Wohnsitz von Hamburg hierher verlegt, wo zwei seiner Töchter verheiratet waren, zugleich aber auch ein neues Verlagsgeschäft aufgemacht, in dem schon eine ganze Anzahl großer geschichtlicher und theologischer Werke von wissenschaftlicher Bedeutung zu erscheinen begonnen hatten. Seine

hervorragende Gabe, als „Balgentreter der Literatur" mit scharfem Blick herauszufühlen, wo noch eine Lücke auf dem Büchermarkt offen sei, die einem wichtigen Bedürfnis entspreche, und zu ihrer Ausfüllung den rechten Mann an die Arbeit zu bringen, bewährte sich immer aufs neue. Nun hatte er von Hey, der, da ihm keine Amtswohnung zu Gebote stand, zu seinem einen Schwiegersohn und Neffen Wilhelm Perthes als Mieter gezogen war, allerlei kleine Kinderverschen kennen gelernt, von denen ihm seine kleine Enkelin Fanny schon einige hergesagt hatte, wie z. B. diesen:

Will nun schlafen gehen,
Liebes Bettchen du;
Kann ja nicht mehr sehen,
Äuglein fallen zu.

Die Folge dieser Bekanntschaft war die obige Aufforderung an den Dichter gewesen. Hatte der Buchhändler auch diesmal den richtigen Blick gehabt? Wer war denn dieser Hey?

Zunächst ein solcher, dem es am liebsten war, wenn in der Öffentlichkeit kein Wörtchen von ihm gesprochen oder geschrieben ward. In Laucha bei Gotha als Sohn des Ortspfarrers 1789 geboren, war er nach seiner Universitätszeit und einigen Hauslehrerjahren in Holland Pfarrer von Töttelstedt geworden. Vergeblich hatte sein Studienfreund Bunsen, der inzwischen preußischer Gesandter beim Vatikan geworden war, zweimal versucht, ihn als Botschaftsprediger nach Rom zu ziehen. Die Abneigung gegen die große Welt und die am eigenen Können zweifelnde Bescheidenheit hielten ihn in der thüringischen Heimat zurück. Er hatte kein bestechendes Äußere, war in seinen Bewegungen eckig und unbeholfen, dabei aber von unverwüstlicher innerer Heiterkeit und äußerer Gutmütigkeit. Nirgends fühlte er sich wohler als im Kreise von Kindern, mit denen er zu scherzen und zu spielen verstand wie kein zweiter, die aber auch „ganz Ohr und Glaube" waren, wenn er ihnen biblische Geschichten erzählte. Nun hatten ihm Perthes' Worte eine neue Lebensaufgabe gezeigt, und er fühlte wohl, daß er sie nicht von sich weisen dürfe.

Zwar nahmen ihn in der nächsten Zeit noch manche andere Pflichten in Anspruch. 1832 wurde er von Gotha, wo er seit fünf Jahren an der Schloßkirche gestanden hatte, als Superintendent nach Ichtershausen versetzt, um hier bis zu seinem Tode, 1854, zu bleiben, und am dritten Weihnachtstage desselben Jahres trat er zum zweiten-

mal in die Ehe ein. Luise v. Axen, eine Hamburger Kaufmannstochter, die er im Perthesschen Hause kennen gelernt hatte, wurde jetzt seine Lebensgefährtin, nachdem die erste ihm nach langjährigem Krankenlager kinderlos entrissen war. Endlich im folgenden Jahre 1833 fand er die Muße, zum erstenmal „50 Fabeln für Kinder. In Bildern gezeichnet von O. Speckter“, erscheinen zu lassen, denen im Jahre 1837 „Noch 50 Fabeln für Kinder. Nebst einem ernsthaften Anhang“ nachfolgten. Der Name des Verfassers hatte damals nicht genannt werden dürfen und kam erst später auf den Titel. Was hat diesem Buche nun, das nach der Absicht des Dichters doch nur für die Kleinen bis höchstens zum 8. Lebensjahre bestimmt war, seinen hohen Wert verliehen, der es für immer zum „Klassiker der Kinderstube“ gemacht und ihm Übersetzungen ins Französische, Englische, Holländische, Italienische und andere Sprachen eingetragen hat? Zunächst ist es der vorzüglich getroffene kindliche Ton, in dem hier mit den Kindern geredet wird. Ihre ganze unmittelbare Umwelt, Kätzchen und Pudel, Puppe und Steckenpferd, wird zu handelnden Personen, die die großen sittlichen Wahrheiten, die unbewußt auf dem Grunde des Kinderherzens selbst liegen, ihm lebendig vor die Seele malen. Auch die Zeichnungen des jungen Hamburgers Speckter, den Perthes als einen Geistesverwandten des Verfassers für die Arbeit gewonnen hatte, stimmen so völlig zu dem Ganzen, daß einer der Rezensenten versicherte, er wisse genau, Verse, Zeichnung und Druck stammten von der nämlichen Hand.

Die Absicht und Wirkung des Buches geht aber weit über diesen äußeren Vorzug hinaus. Die ernsthaften Anhänge — auch die ersten 50 Fabeln enthalten schon einen solchen — bietet die diesem Alter angemessenen religiösen Wahrheiten in Form von Gebeten, Gedichten, Besprechung der Hauptfeste und der anziehendsten Züge aus dem Leben Jesu. Davon schreibt Hey in einem Briefe: „Ich glaube den Eltern einmal recht nachdrücklich zeigen zu müssen, wer ihren Kindern der Gegenstand der treusten Liebe sein muß, in dem sie allein selig werden können“. Dem Vorwurf des Mystizismus entgehe er doch nicht. Diesen beiden Anhängen entstammen nun alle die Heyschen Gedichte, die ein wesentlicher Bestandteil unsers geistlichen Kinderliederschatzes geworden sind. Während aus dem ersten nur das Morgengebet „Wie fröhlich bin ich aufgewacht“ allgemein bekannt ist, gehören dem zweiten die folgenden Lieder an: „Aus dem Himmel ferne“, „Weißt du, wie viel Sternlein stehen“, „Wenn ich in Beth-

lehem wär", „Alle Jahre wieder",[29]) und „Wen Jesus liebt". Aus diesen Liedern haben nun schon eine lange Reihe von Kindergeschlechtern ihre religiösen Vorstellungen und Empfindungen befruchtet und davon an die Geschlechter der Alten abgegeben, denn wir Alten leben noch immer von dem, was die Kinder hinterlassen.

8. „Meinen Heiland im Herzen" und „Wie könnt ich ruhig schlafen in dunkler Nacht?"

(Agnes Franz.)

Was sollte aus der Welt wohl noch werden, wenn es keine Tanten mehr darin gäbe? Wohlverstanden: rechte Tanten, wie im folgenden von einer solchen erzählt werden soll.

Sie war von Kindheit an mit einem zarten und kränklichen Körper behaftet, das Fräulein Agnes Franz, die Tochter des früh verstorbenen Regierungsrats Franz aus Militsch in Schlesien. Ein unglücklicher Sturz aus dem Wagen hatte ihr eine Rückgratverkrümmung hinterlassen, die das gesunde Wachstum beeinträchtigte und namentlich eine Schwächung der Lunge herbeiführte. Um so lebhafter entwickelte sich aber ihr Geist, obgleich sie fast nur auf den Unterricht der Mutter und eigene Fortbildung angewiesen war. Früh fing sie an, ihre Gedanken und Empfindungen in Verse zu fassen. 1821, als sie 27jährig eine Zeitlang in Dresden sich aufhielt, genoß sie den Umgang Theodor Hells, des Herausgebers der Abendzeitung, und wurde dadurch in weitere schriftstellerische Kreise eingeführt, denen freilich höhere Kunstziele fremd waren. So bewegten sich auch ihre ziemlich schnell hingeworfenen Dichtungen, Erzählungen und Romane auf demselben halb sentimental-romantischen, halb familiär-alltäglichen Gedankenfeld und haben ihren Wert seit lange schon eingebüßt.

Im folgenden Jahre verstarb auch ihre Mutter, und nun zog sie zu ihrer an den Hauptmann v. Rekowsky verheirateten Schwester Claire in Wesel am Niederrhein. Ihr geistliches Leben war nach und nach reifer geworden. „Seit Jesus mich überzeugt", schreibt sie 1824, „daß es auch dem sehnsüchtigsten Streben nicht gelingen kann, durch das Verdienst eigener Werke sich der künftigen Glückseligkeit teilhaftig zu machen, sondern daß nur Gottes Gnade die Reinigung in uns zu wirken vermag, seitdem ist eine gar große Freude in meine Seele gekommen. Wohl war Jesus auch früher in meiner Seele, aber nur als der himmlische Führer, jetzt tritt er aber in einer

Gestalt vor mich hin, in der ich mir ihn seltener gedacht, als Erlöser." Sie sollte noch weiter geführt werden.

Von Wesel verzog sie mit den Verwandten nach Siegburg bei Bonn und von dort 1830 nach Brandenburg a. H., wo ihr Schwager am letzten Tage desselben Jahres nach langer Krankheit entschlief. An seinem Sarge gelobte sie, den Seinigen ihr Leben zu weihen. Das hat sie treulich gehalten. 1832 schreibt sie: „Was ich als Dichterin war, bin ich nicht mehr. Viel, viel alltägliche Sorgen teilten sich seit Jahren in meine geistige Kraft. Mich beschäftigt nicht mehr die Welt im allgemeinen, mich beschäftigt die Welt in dem mir anvertrauten Kreise." „Gott erhalte uns in der Liebe, immer, immer, das ist mein innigstes Gebet. Nur sie überwindet, tröstet, erhebt, nur sie lehrt das Leben tragen, ja, sie allein führt zum Himmel, wo wir den Urquell der Liebe finden und schauen werden." Den Kindern ihrer Schwester, einer Tochter und zwei Söhnen, gehörte ihre Liebe und ihre Kraft. 1837 zogen sie in die Heimat nach Breslau zurück. Die Knaben verließen das Haus, die Tochter verheiratete sich mit einem Pastor in der Mark, wohin die Mutter sie begleitete. War nun ihre Arbeit getan? Gott selber sorgte dafür, daß ihre Liebeskräfte nicht brach liegen durften.

In Breslau war ihre andere Schwester Adelheid die Gattin des Barons v. Siegroth. Ihnen wurde zu Ostern 1838 nach drei Mädchen ein Knabe geschenkt, aber im Sommer danach mußten sie den Vater begraben. Da war auch hier der Jammer groß, und Agnes konnte nicht anders, sie mußte mit der verwaisten Familie zusammenziehen, um ihr ihre noch übrigen Kräfte zu widmen. Ob es ein Opfer war? Sie schreibt: „Wie bewundernswürdig erscheint mir jetzt immer mehr der schwere und doch so schöne Beruf der Mutter, und wie möchte ich alle Kränze des Ruhmes, die man oft so unpassend verschwendet, zusammentragen, um sie als Kronen wahren Verdienstes den still sich aufopfernden, unermüdlich treuen Müttern zu Füßen zu legen." „Ich möchte jetzt immer nur für Kinder schreiben." „Die Kinder meiner Adelheid sind die Engel meines Lebens. Ihre zärtliche Liebe ist mein Glück. An diesem kleinen Kreise hängt mein ganzes Herz." Da kam der schwerste Schlag: Im Mai 1840 folgte die Mutter dem Vater nach, „und ich stehe", schreibt Agnes nun, „mit ihren kleinen Waisen, die sie mir sterbend übergab, an ihrem Grabe. Mir ist jetzt eine große Lebensaufgabe gestellt. O diese armen, kleinen Waisen! Sie nennen mich schon

jetzt bisweilen Mutter. Dieser himmlische Name, könnte ich ihn jemals verdienen, welcher Preis wäre dafür zu hoch! O, ich liebe diese Waisen unaussprechlich, und wie lieben sie mich! Gestern nannte mich der kleine Franz Mutter, da weinte ich vor stiller Bewegung. Ach, ich glaube, es war eine Freudenträne!" „Mein Leben gehört vom ersten Erwachen bis zum letzten Moment des Tages nur andern." „Meine Kinder sind jetzt mein alles, und gerne will ich von der Welt vergessen sein, wenn Gottes Gnade mir den Segen gibt, sie zu seiner Ehre zu erziehen."

Warum wir dies alles hierher schreiben? Zu keinem andern Zweck, als damit der Leser es mit Händen begreift, in welchem Garten die beiden Abendgebete „Meinen Heiland im Herzen" und „Wie könnt ich ruhig schlafen" gewachsen sind, allein in dem Garten der treusten, sich aufopfernden Tantenliebe, die so treu für ihre Pfleglinge sorgt, wie eine Mutter es nicht besser vermöchte. Nicht nur für ihre leiblichen Bedürfnisse hatte sie überall Auge und Herz und wußte mit dem geringen Kindergeld und ihren eigenen bescheidenen Einnahmen immer das Nötige zu bestreiten, nicht nur ihren Geist suchte sie zu nähren, sang mit ihnen und schrieb zu ihrer Unterhaltung kleine Theaterstücke, die sie dann aufführten, auch ihr bestes Teil, die Seele, wurde zur rechten Weide geleitet und dem himmlischen Kinderfreund auf die Arme gelegt. Die Tante lehrte sie die große Kunst des Betens. Dazu hatte sie selbst jene beiden Abendgebete gedichtet.

Ich denke, das wird ein bleibendes Teil aus der Erbschaft gewesen sein, die sie ihnen hinterließ, als auch sie schon 1843 ihnen entrissen ward.

9. Friedrich Silcher und seine „Kinderlieder".

Das, was wir in den beiden voraufgehenden Kapiteln von Wilhelm Hey und Agnes Franz zu berichten gehabt haben, bedarf noch einer Ergänzung. So trefflich und gut gemeint die dort erwähnten Lieder auch waren, zu allbekannten geistlichen Volksliedern sind sie doch nicht schon durch ihre Worte geworden, sondern erst dann, als ihnen die Töne Flügel verliehen. Der Meister, der ihnen diesen Dienst vor andern getan hat, verdient es, daß seiner auch in der Geschichte des geistlichen Liedes mit Dankbarkeit gedacht werde.

Im Jahre 1841 trat in Tübingen ein Heft mit Noten an das Licht, das den Titel trug: „12 Kinderlieder aus dem Anhange des

Speckterschen Fabelbuches, 2stimmig komponiert von Friedrich Silcher". Von den darin veröffentlichten Liederweisen sind die zu Heys „Aus dem Himmel ferne" und „Wen Jesus liebt" noch heute lebendig, während „Alle Jahre wieder" gewöhnlich nach einer Melodie des Darmstädter Organisten Johann Christian Heinrich Rinck (1770—1846) und „Weißt du, wieviel Sternlein stehen" nach einer Volksweise gesungen wird. Noch in dem gleichen Jahre, 1841, folgte schon das zweite Heft der Silcherschen „Kinderlieder für Schule und Haus", das die Melodie zu Agnes Franz' „Meinen Heiland im Herzen" enthielt. Das dritte, im Jahre 1843, dem Todesjahr der Dichterin, erscheinende, brachte sodann die Melodie zu „Wie könnt ich ruhig schlafen". Diese letztere ist es, die ein Gemeingut unsers singenden Volkes geworden ist, seitdem sie mit Julie Hausmanns bekannterem Liede „So nimm denn meine Hände" den Bund fürs Leben geschlossen hat. In ihr läßt Silcher sich im geistlichen Liede am vernehmlichsten unter uns hören. Wer ist er und welches die Eigenart seiner Kunst?

Das Geburtsjahr Heys, 1789, was auch das seinige. In dem württembergischen Städtchen Schnaith im Remstal stand seine Wiege. Der Vater war Volksschullehrer, ein treuer Stiefvater trat nach dessen frühem Tode an seine Stelle. Auch der Sohn erwählte den väterlichen Beruf und tat an verschiedenen Orten, zuletzt in Ludwigsburg, Dienst. Hier, wo Karl Maria v. Weber und nach ihm Konradin Kreutzer damals wohnten, bewog ihn seine ungewöhnliche musikalische Anlage zu dem Entschluß, sich ganz der Tonkunst zu widmen. Der dortige Oberhelfer Bahnmaier, selbst ein begeisterter Musikfreund, zog ihn in seinen Umgang und ließ ihn in seinen Hausmusiken mitwirken. Dann ging er nach Stuttgart. Hier erhielt er im Jahre 1817 die Aufforderung, als Universitäts-Musikdirektor nach Tübingen zu kommen. Bahnmaier, der inzwischen dort Professor geworden war, hatte, „in Erwägung dessen, welche hohe Bedeutung die Musik für das gesamte Geistesleben des Volkes" habe, die Errichtung der neuen Stelle beantragt und zugleich Silcher als den rechten Mann für sie vorgeschlagen. Dieser selbst war freilich solcher Meinung mit nichten. Wie Hey konnte auch er von sich nur mit der größten Bescheidenheit denken: Was sollte der einfache Volksschullehrer unter den studierenden Herren? Sie würden ihn ja nur mitleidig über die Schulter ansehen. Es läßt sich nicht leugnen, daß sie wirklich dazu Neigung hatten. Darum wollte er sich und sie vor dem Schlimmsten bewahren und gar nicht erst kommen. Im letzten Augenblick aber

ließ sein entschlossenerer Bruder den Wagen vorfahren, packte die Sachen und danach den Widerspenstigen selber darauf, und fort ging's an den Unglücksort.

Und damit begann eine mehr als 40jährige Amtszeit, die zu den fruchtbarsten gehört, die sich denken lassen. Durch seine immer gleiche Bescheidenheit wie durch seine Kunstbegeisterung und seine eigenartige Gabe besiegte er bald jedes Vorurteil. Diese Gabe bestand freilich nicht in musikalischer Gelehrsamkeit — seine studierten Fachgenossen sahen ihn oft nicht für ganz ebenbürtig an —, sondern in dem wunderbaren Verständnis und der seltenen Kenntnis des lebendigen Volksgesangs, den er den Dirnen auf den Dörfern und den Kindern auf dem Kirschbaum abgelauscht hatte, um dann nach diesem Muster aus sich selber neue Weisen zu schaffen. Die akademische Liedertafel, die er 1829 als die erste von allen deutschen in Tübingen ins Leben rief, wurde „die ewig junge und frische Pflegestätte des deutschen Liedes", in der auch seine eigenen Lieder zuerst von jugendkräftigen Stimmen in die Welt hinausgesungen wurden. Jetzt singt sie das ganze deutsche Volk, soweit die deutsche Zunge klingt, und das ist sein schönster Lohn, denn nicht wenigen auserwählten Geistern, sondern dem ganzen Volke sollte gehören, was er vom Volke selber empfangen hatte. Seine weltlichen Weisen kennen wir alle von Jugend auf: die Lorelei, der alte Barbarossa, Ännchen von Tharau und wie sie sonst heißen. Ihnen treten die bekanntesten unter seinen geistlichen ebenbürtig an die Seite, denn auch in ihnen läßt sich der lebendige Widerhall des geistlichen Volksliedes unverkennbar vernehmen.

Die Volksweise zeichnet sich immer durch Tonsätze aus, die ohne Künstelei und schwer erlernbare Tonfolgen auch dem Mann aus dem Volke alsbald ins Ohr und über die Lippen geht, als hätte er sie selber erfunden. Silcher verstand die große Kunst, nicht nur selber zu singen, sondern auch andere, ja ein ganzes Volk, singen zu machen, indem er ihm seine eigenen Töne von den Lippen nahm und sie ihm dann in neuer Schönheit wieder zurückgab. Seine Melodien werden als Volksweisen empfunden und gesungen. Auch bei den obengenannten ist das der Fall.

Die zweite Wesenseigenschaft, die seine Tonschöpfungen mit dem Volksliede gemein haben, ist die völlige Einheit von Text und von Weise. Im Kunstliede führen die beiden bekanntlich nicht immer eine einträchtige Ehe. Bald ist es eine solche, in der die Melodie

alle Aufmerksamkeit auf sich zieht und allein das Regiment führt, der Text aber nichts zu sagen hat; bald ist der Text der Tyrann, der so vollgepfropft von Gedanken und Bildern ist, daß die Töne mit ihm nicht Schritt halten können, weil ihnen der Atem darüber vergeht. Im Volksliede dagegen sind beide unlöslich miteinander verbunden und gehen Hand in Hand nebeneinander zum Ziel. Diese innerste Einstimmigkeit von Wort und Weise hat Silcher gleichfalls dem Volksliede abgelauscht. Die dem Agnes Franzschen Abendgebet zugrunde liegende Stimmung ist auch derjenigen des Julie Hausmannschen Vertrauensliedchens so nahe verwandt, daß Silchers Töne dem letzteren wie ein auf den Leib zugeschnittenes Kleid passen.

Unser Komponist, der bescheidene Volksschullehrer, der vor der Universität die Flucht hatte ergreifen wollen, war, als er 1860 starb, Dr. phil. an ihr geworden und außerdem Ehrenmitglied des Schwäbischen und des Schweizerischen Sängerbundes und von den Liederkränzen in Wien, Zürich und Köln mit ihren Diplomen geehrt. 1874 enthüllte ihm die Akademische Liedertafel im Hain hinter der Universität von Tübingen ein sinniges Denkmal, und sein Geburtshaus in Schnaith trägt jetzt eine Erinnerungstafel über der Tür. Womit er's verdient hat? Der Vers auf dem Denkmal, den ihm Ottilie Wildermuth, seine schwäbische Landsmännin, dazu gedichtet hat, gibt aufs schönste die Antwort:

Die alten goldnen Lieder,
Die Klänge aus Volkes Mund,
Du hast sie gefaßt in Töne
Und gabst sie der Jugend kund:
Daß neu ein Singen und Klingen
In Berg und Tal erwacht,
Drum sei in Ehren und Treuen
Des Meisters der Töne gedacht.

10. „Harre, meine Seele, harre des Herrn!"

(Friedrich Räder.)

Man sieht es einem Menschen nicht an, was seine Mutter zu leiden hatte, als sie ihm das Leben gab, und man bedenkt es bei einem Liede nur selten, welche Mühlsteine seinem Dichter das Herz zusammenpreßten, als er es sich zum Troste sang. Wer es aber recht ihm nachsingt, der kann und soll noch immer etwas von seiner befreienden, erlösenden und kraftspendenden Wirkung erfahren.

Lebte da um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Elberfeld, der großen Handels- und Industriestadt an der Wupper, ein Kaufmann, Friedrich Räder mit Namen. Er hatte durch Fleiß und Sparsamkeit ein Sümmchen zum Notgroschen zusammengebracht; sich selbständig zu machen und ein eigenes Geschäft zu eröffnen, reichte es aber bei weitem nicht hin, deshalb blieb er sein Leben lang als Angestellter an seinem Platz. Da er seinen Hausstand gegründet hatte und die Ausgaben sich zu steigern begannen, hätte er freilich gerne auch seine Einnahmen ein wenig schneller bergan gebracht. Nun war damals zu Anfang der vierziger Jahre der westindische Indigo, den sie auch in Elberfeld reichlich zur Färbung ihrer Webstoffe brauchen, ein zu Spekulationen besonders geeigneter Handelsartikel auf dem Weltmarkt. Die Preise schnellten manchmal binnen kürzester Frist in die Höhe und ließen dem, der die Gelegenheit benutzt hatte, einen erklecklichen Gewinn zurück. Warum sollte es nicht einmal auch an unsern Räder kommen? Ein Kaufmann, der nicht wagt, nicht gewinnt. Er machte den Versuch und steckte sein Geld in das Unternehmen hinein. Als es aber draußen auf dem Meere schwamm, überfiel ihn die Reue und Angst, denn gerade wie dort die Wellen auf und nieder tanzten, so tanzten auch die Indigopreise auf und nieder, und in seinem eigenen Herzen überwog die Bewegung nach unten bei weitem. Um seine Ruhe und seinen Schlaf war es geschehen; er war von Natur schon ein Sorgenkünstler, der die schlimmsten Möglichkeiten bald als Wirklichkeiten vorausah, und der Kopf eines solchen ist leider wie ein Taubenschlag: Da fliegen die Insassen alle Tage heraus, aber sie finden ihren Weg immer wieder ins Nest und sitzen dann darauf und brüten ihresgleichen aus. Da die Kabel damals noch nicht ihren Dienst taten und die Dampfschiffe erst in ihren Anfängen standen, blieben die Nachrichten lange Zeit aus, die unser Freund fleißig für sein Brutgeschäft benutzte. „Wie, wenn ich nun nicht nur mein bißchen Vermögen verliere, sondern dazu noch eine schwere Schuldenlast künftig zu schleppen bekomme?" Man kann nicht sagen, welches Ende die Sache genommen haben würde, wenn ihm die köstliche Perle, für die der Kaufmann im Evangelium alles verkaufte, unbekannt gewesen wäre. Gottlob! er kannte sie. Die Sorgen hatten seine Augen nur eine Weile getrübt.

Eines Morgens, als seine Frau ihr Lager verlassen hatte, bemerkte sie mit Schrecken, daß das Bett ihres Mannes noch unberührt war, er also diese Nacht gar nicht darin gelegen habe. Als sie ihn

suchen ging, kam er ihr auch schon entgegen; die Wolken lagerten nicht mehr so dicht auf seiner Stirn, und in der Hand hielt er ein Papier, das er ihr überreichte, damit sie das Rezept sähe, das ihm geholfen habe und das auch ihr das Herz wieder leichter machen solle. Es war das Lied mit dem Glaubenstrost: „Größer als der Helfer Ist die Not ja nicht!" Er hatte es in der Nacht, nachdem er lange vergeblich über seinen Büchern gesessen hatte, ihr und sich als Sorgenbrecher gedichtet. Er war nämlich auch ein Gelegenheitsdichter und ein Sangmeister obenein, der von Jugend an mit Klavier und Orgel befreundet war und der für den christlichen Handwerkergesangverein, den er selber gegründet hatte und leitete, manche Weise erfand.

Und das Indigogeschäft, bewährte sich das Rezept gegen die Sorgen auch bei ihm? Das tat es allerdings. Als der Fabrikherr, in dessen Betrieb unser Räder arbeitete, von dem Kummer seines Gehilfen erfuhr, verwandte er sich für ihn bei dem westindischen Großhändler und erreichte es wirklich, daß sein Vermögen ohne Verlust wieder herauskam. Als Gewinn behielt er freilich nur das kleine Lied aus jener Sorgenzeit übrig. Ob es aber nicht gleichfalls den Wert eines Vermögens hat? Ungezählte Tausende haben schon Trost und Hoffnung in schweren Stunden daraus geschöpft.

Das sind die Umstände, unter denen „Harre, meine Seele" im Jahre 1845 zur Welt kam. Räders späterer Schwiegersohn, der Rostocker Professor Nösgen, hat sie erzählt.

* * *

Wir wissen nicht, ob der Dichter unsers Liedes selbst auch eine Singweise zu ihm ersonnen hat. Wenn er es getan hat, so wurde sie jedenfalls sehr schnell von der uns allen jetzt vertrauten beseitigt. Im Jahre 1848 erscheint diese in Greefs „Männerliedern" zum erstenmal mit Räders Text vereint. Woher stammt sie? Ihre Quelle zu erkunden, muß der Leser sich nach Genf in der französischen Schweiz auf die Reise begeben.

Die Freiheit ist gewiß ein herrliches Ding, wer aber noch der Meinung wäre, daß sie am sichersten in Republiken zu Hause sei der kennte die Geschichte nur wenig. Am 3. Mai 1817 erging in der Nationalkirche von Genf eine Verordnung, die es allen Kandidaten und Predigern bei Strafe der Absetzung untersagte, jemals 1. von der Gottheit Christi, 2. von der Erbsünde, 3. von der Wir-

kung der göttlichen Gnade, 4. von der Gnadenwahl zu reden als von Dingen, die man als Christ glauben müsse. Der Leser greift sich an den Kopf und fragt, ob das möglich ist und was dann den Predigern noch zu sagen erlaubt war. O alles, nur den Kern und die Kraft des Evangeliums ausgenommen. Diese Verordnung jener Aufklärungsbehörde wurde der Anlaß, daß sich die christusgläubigen Seelen dort zu Lande zu Privaterbauungen zusammenschlossen und am Ende eine Freikirche bildeten. Schon Zinzendorf und nachher Frau v. Krüdener hatten in Genf pietistische Versammlungen gehalten und das Lebenswort darin ausgestreut. Jetzt erwuchsen aus ihren eigenen Reihen ihnen Hirten, unter denen einer der vornehmsten und tüchtigsten César Malan war. 1787 geboren, besaß er seit 1810 die Rechte des geistlichen Standes und war Professor am Gymnasium geworden. Dieses Amtes wurde er natürlich entsetzt. Er eröffnete ein eigenes Gotteshaus, das er „Chapelle du Témoignage", „Kapelle des Zeugnisses", nannte und gab dort der Gemeinde, die sich um ihn sammelte, mit seinem hinreißenden Wort und seinem glänzenden Auge, „das die Zuversicht der Wahrheit und die Teilnahme der Liebe ausstrahlte, Zeugnis vom Heil in Christo." Die Wirkung blieb auch hier nicht aus, eine „Erweckung" begann, die vielen der Anfang eines neuen Lebens aus Gott wurde. Malan stellte alle seine Kräfte in des Herrn Dienst. Unermüdlich redete er mit methodistischem Eifer die Seelen auf die Ergreifung des Heils an. „Beten Sie?" fragte er einen Arbeiter, den er auf dem Felde traf. ‚Ich habe keine Zeit bei meiner Arbeit.' „Geben Sie mir Ihre Hacke!" Darauf begann er das Feld zu bearbeiten und gleichzeitig laut für die Bekehrung des Mannes zu beten. Was tat es, daß der Spott der blinden Menge ihn und seine Anhänger „Môniers", d. i. „Gaukler" nannte, sie trugen ihrem Meister mit Freuden das Kreuz nach und wuchsen in der Verfolgung.

Ganz besonders lagen Malan die Kinder am Herzen, die sich in seiner Sonntagsschule zahlreich zusammenfanden. An ihnen wie an den Großen arbeitete er nicht nur mit dem gesprochenen, sondern auch mit dem gesungenen Wort. Seine außerordentlichen dichterischen und musikalischen Gaben kamen ihnen zugut. Er hat über tausend Lieder gedichtet und zu vielen selbst die Melodien erfunden, die jetzt in den evangelischen Kirchen französischer Zunge als die besten des letzten Jahrhunderts mit Lust und Liebe gesungen werden. Schon 1823 hatte er für seine Gottesdienste ein eigenes Gesangbuch heraus-

gegeben, das nur seine Lieder und Weisen enthielt. Sie machten um so tieferen Eindruck, als in der Landeskirche nach reformierter Ordnung immer nur die Psalmen gesungen zu werden pflegten. Da seine Tonweisen sehr einschmeichelnd und dem dortigen Volkscharakter ganz entsprechend waren, so liefen sie bald durch die Häuser und Straßen ins Land. In verschiedenen Sammlungen ließ er sie ausgehen, von denen die verbreitetste „Chants de Sion", „Zionslieder", überschrieben ist.

In diesem Buche nun, in der Ausgabe von 1828, findet sich in der 5. Abteilung, die von dem „Ruhm des Glaubens und dem Sieg über die Welt und die Eitelkeit" handelt, ein Lied mit dem Anfang „Que peut le monde A mon bonheur?" dem die Melodie beigelegt ist, der unsere Tonweise „Harre, meine Seele" entspricht. Sie wird also kurz vorher entstanden sein. Nur geringe Änderungen in Rhythmus und Tönen hat sie sich gefallen lassen müssen, damit der deutsche Text nach ihr gesungen werden konnte.[30]) Sie ist uns jetzt seit lange so lieb und vertraut, daß wir meinen, sie müsse dem deutschen Liede wohl angeboren sein, und doch lauten die Worte, die Malan ursprünglich ihr unterlegte, im 1. Vers etwa also:

Was kann mir schaden
Die ganze Welt,
Weil mich in Gnaden
Mein Heiland hält?
Als er erblich,
Gewann er mich
Von Schuld und Sünd
Zu Gottes Kind.
Er bleibt der treue
Und gute Hirt,
Der stets aufs neue
Mich lieben wird.

Die Erlösungsfreude und die Seligkeit der durch Christi Kreuzestod erworbenen Gotteskindschaft gibt also darin wie in der ganzen Liederdichtung Malans den Grundton ab. Auch ein zweites Lied, das er 1837 zu derselben Melodie veröffentlichte mit dem Anfang: „Mon Dieu, mon Père! Ecoute moi" ist auf den nämlichen Ton gestimmt.[31]) Einige von seinen Liedern wurden übrigens durch Übersetzungen Knapps, der sie in der Christoterpe von 1836 und in seinem Liederschatze (1837 u. 1850) wiedergab, auch in Deutschland eingeführt. Das bekannteste davon ist das 1830 auf den Heimgang

eines Nachbars gedichtete und der Familie zum Trost übersandte „Nein, nein, das ist kein Sterben, Zu seinem Gott zu gehn".

Ein anderer Unterschied zwischen dem Malanschen und dem Räderschen Liede, die beide unserer Melodie angeschlossen sind, besteht in dem verschiedenen Umfang. „Que peut le monde" hat fünf, „Harre, meine Seele" nur zwei Verse. Manche fanden, dies sei des Guten zu wenig, und einer hat flugs noch einen dritten hinzugedichtet:

„Harre, meine Seele,
Harre des Herrn,
Alles ihm befehle,
Hilft er doch so gern.
Bald hört auf
Unser Pilgerlauf,
Und die Klagen schweigen,
Nimmt uns Jesus auf.
Nach allen Leiden,
Nach aller Not
Folgen ewge Freuden,
Du treuer Gott."

Es ist wahr, während unter unsern alten Kirchenliedern, auch unter denen Paul Gerhardts, sich manche finden, deren Verszahl das künstlerisch zulässige Maß überschreitet, geht einigen unserer neuen geistlichen Volkslieder der Atem sehr schnell aus. Sie gehören zu den Kolibris in der Dichtung. Ob aber darin nicht gerade ein Vorzug steckt? Das Rädersche Lied enthält eigentlich nur drei Gedanken, die in dem Gebetsruf, daß Gott auch unsere Seele retten möge, ihren kräftigen Höhepunkt und Schluß finden, der durch jenen Anhang nur geschwächt wird.

Der französische Prediger starb 1864, der deutsche Handlungsgehilfe 1872. Die sich im Leben niemals gesehen, sind in ihrem Liede und seiner Weise in einen Bund miteinander getreten, um hinfort die deutsche Christenheit gemeinsam mit Glaubensmut zu segnen.

11. „Laßt mich gehn."

(Gustav Friedrich Ludwig Knak.)

In jener Zeit, da die Eisenbahnen kaum erst die Großstädte miteinander verbanden, dagegen die Kleinbahnen für das weitgedehnte

Hinterland noch gar nicht erfunden waren, hatten die Reisenden, wenn sie auf ihrem Wagen gemächlich von einem Dorf zum nächsten fuhren, oft tagelang Muße, die Bäume an der Straße zu zählen und dabei eine Pfeife nach der andern in die Luft zu blasen. Wer aber den rechten Weggenossen neben sich oder richtiger in sich hatte, der besaß noch ein besseres Schutzmittel gegen die Langeweile und und verwandelte den Zeitverlust in Gewinn. Z. B. der, von dem hier die Rede sein soll.

Das hinterpommersche Dörflein Wusterwitz im Dramburger Kreise war seit 1834 einer der Herde der Erweckung im nördlichen Deutschland geworden, denn damals hatte der 28jährige, aus Berlin stammende Pastor Gustav Knak dort das geistliche Amt angetreten. Seinem von der Liebe Christi brennenden Herzen ließ der Herr es gelingen, ein Feuer anzuzünden, das weithin ins Land hinaus leuchtete und mit seinem Schein viele Schlafende aufweckte. Besonders die Missionsfeste, die seit 1836 Jahr für Jahr dort gefeiert wurden, zogen die heilsbegierigen Scharen aus weitem Umkreis bis zu zehn Meilen Entfernung herbei. Aber auch an anderen Orten reizte dieser Gottessegen zur Nachfolge. Am liebsten hätte man überall Knak als Festprediger dabei gehabt. Soviel er vermochte, schlug er keine Einladung aus. Wenn nur die zeitraubenden Wagenfahrten nicht die Sache erschwert hätten! Und doch. —

Es war am 23. Juli 1846, als unser Freund wieder auf einer Missionsreise unterwegs war, und zwar nach dem acht Meilen entfernten Städtchen Bublitz. Der dortige Diakonus und Rektor Wittenberg hatte ihn gebeten, ihm das Netz ziehen zu helfen, und er hatte zugesagt. Nachdem ein reichliches Drittel der Strecke zurückgelegt war, wurde in dem Dorf Coprieben bei dem befreundeten Pastor Sondermann Rast gemacht. Kaum ist der Reisende ins Haus eingetreten, so bittet er: „Ach, teurer Bruder, setz' dich doch gleich einmal an das Klavier und spiele mir die Melodie „Morgenrot", ich habe eben nach ihr ein Lied gedichtet." Sein Wirt tat ihm mit Freuden den Liebesdienst, und Knak sang zu den Tönen zum erstenmal: „Laßt mich gehn! Laßt mich gehn!" Zwei Tage später wurde es dann zum zweitenmal bei Freund Wittenberg in Bublitz von einer kleinen, im Hause versammelten Christenschar angestimmt.

Die mühselig lange Landreise hatte sich diesmal also reichlich gelohnt. Unser Liederschatz bewahrt ihre bleibende Frucht. Auch von anderen Missionsfahrten brachte Knak ähnliche Erträge mit heim.

Als er im März des vorhergehenden 1845ten Jahres auf dem Wege nach Labes gewesen war, hatte er das Einladungs- und Betlied „Komm, ach komm aufs Heidenfest" gedichtet, und als er im September 1845 von Zarben zurückfuhr, wo er Augenzeuge der Gnadenwunder gewesen, die der Herr dort durch seinen Schwager Moritz Görcke vollbrachte, sang er das Freuden- und Danklied „Wenn Gottes Winde wehen". Die Missionsfeste wurden die Brennpunkte des neuen geistlichen Lebens. Die Rettungsarbeit an den Heiden war auch hier für Unzählige das Mittel, ernstlich an die Rettung der eigenen Seele zu denken. Auch die Lieder, die dort gesungen wurden, beweisen das. „Laßt mich gehn" wurde bald eins der unentbehrlichsten Missionsfestlieder, das die Gemeinde selbst immer wieder anstimmte. Seit es in immer neue Sprachen übertragen ward — Wangemann gibt schon 1880 zehn verschiedene Übersetzungen wieder — erfüllt es seine Mission auch in andern Nationen und Zonen bis an den fernsten Strand.

Knaks Dichten ist der unmittelbarste Ausdruck eines regen Gefühlslebens und begleitet ihn deshalb durch alle Entwicklungsstufen hin. Als er gegen Ende seiner Universitätszeit im Kreise der Berliner Erweckten und des Barons v. Kottwitz zum lebendigen Glauben gekommen war, gab er 1829 im Anfang seines Kandidatenstandes seine erste geistliche Liedersammlung unter dem Titel „Simon Johanna, hast du mich lieb" heraus. In den folgenden Jahren arbeitete er mit Elsner und Langbecker fleißig an dem „Geistlichen Liederschatz", der 1832 erschien. Er brachte nicht nur 11 neue Lieder von ihm, sondern auf seine Befürwortung auch einige von Knapp. Auch das Vorwort hat er verfaßt. Als bei dem siebenten Wusterwitzer Missionsfest am 30. August 1842 die Kirche die Menge der Hörer nicht mehr zu fassen vermochte und man mit dem Gesang „O heilger Geist, kehr bei uns ein" auf eine Anhöhe des herrschaftlichen Parks zog, wurden zum Anfang und Schluß die beiden Lieder angestimmt, die er eigens zu diesem Tage gedichtet hatte: „Aus der Näh' und aus der Ferne" und „Herr, du hast uns reich gesegnet". 1849 ließ er dann seiner 1840 und 1843 erschienenen „Zionsharfe" einen Nachtrag unter dem Titel „Liebe um Liebe" folgen, der „Laßt mich gehn" und „Zieht in Frieden eure Pfade" im Druck brachte. Das letztere hatte er ursprünglich seinem über alles geliebten „Herzenskarl", dem späteren Pastor Straube in Werder bei Jüterbog, seinem Vetter, einmal zum Abschied gedichtet, weshalb es damals in der Einzahl hieß: „Zieh in Frieden deine Pfade", und dazu am Schluß:

Leb wohl! Leb wohl im Herrn!
Ich lasse dich nicht gern
Aus den Armen;
Vergiß mich nicht
In seinem Licht,
Und wenn du suchst sein Angesicht!

Später wurde es in die Mehrzahl gesetzt und so geändert, wie es noch immer[32]) als passendster Festschluß die heimziehenden Scharen geleitet.

* * *

Im Februar 1850 trat Knak sein zweites und letztes geistliches Amt an, er wurde ein Nachfolger Goßners an der Bethlehemskirche in Berlin. Welche Freude für die erweckten Kreise der Stadt, in denen er selber einst den Heiland gefunden hatte, daß ihre Gebete erhört waren! Wie konnte er nun auf dem größeren Felde die alte, liebe Arbeit mit neuen Kräften betreiben! Auch die Mission nahm er mit nach Berlin und gründete von hier aus das Findelhaus Bethesda auf Hongkong. Wir können nicht weiter davon reden, nur von unserer Hauptsache müssen wir reden.

Auch unserm Liede kam die Übersiedlung zugute. Es war, wie wir wissen, bisher nach der Morgenrotweise gesungen worden. Geistliche Lieder nach weltlichen Melodien zu singen, hat nicht erst die Heilsarmee aufgebracht. Schon in D. Luthers Tagen kann man das gleiche beobachten, denn auch das geistliche Lied ist aus der Wurzel des Volksliedes entsprossen. So hat auch Knak wiederholt schöne weltliche Weisen zu seinen Texten benutzt. „Ich will dich erheben Mit Herz und mit Mund" wird nach der Melodie „Ich hab mich ergeben" gesungen. Als er im Jahre 1860 eine schwere Krankheitszeit zu bestehen hatte, die auch manche innere Anfechtung und Seelennot über ihn brachte, als hätte der Herr sein Angesicht vor ihm verborgen, dichtete er sich selber zu Mahnung und Tröstung das Glaubenslied „Keiner wird zuschanden, Welcher Gottes harrt", das ebenso wie „Jesu, Gnadensonne" nach der Melodie „Freiheit, die ich meine" gesungen wird. Allein ein rechtes Lied verlangt doch auch seine eigene Weise und will nicht sein Leben lang in erborgtem Kleide einhergehen. Auch „Laßt mich gehn" sollte sie finden.

In demselben Jahre, da der neue Pastor an der Bethlehemskirche sein Amt antrat, wurde auch ein neuer Organist an ihr bestellt. Er hieß Karl Friedrich Voigtländer, war gleichfalls in Berlin,

1827, geboren, aber leider von Geburt an blind, weshalb er auf der Blindenanstalt seine Ausbildung empfing. Zum Trost und Ersatz für das, was er entbehren mußte, hatte ihm sein Gott schöne musikalische Gaben mitgegeben und dazu das innere Auge geöffnet, mit dem er um so klarer in die himmlische Herrlichkeit hineinsah. Mit seinem Pastor verstand er sich deshalb vortrefflich, was er dadurch bewies, daß er zu seinem Liede „Laßt mich gehn" die Tonweise schuf, die als seine eigene jetzt völlig mit ihm verwachsen ist. Man hat freilich gemeint, sie wäre sehr weichlich und sentimental.[33]) Das ist gewiß richtig. Auch die beiden andern Melodien, die wir von Voigtländer kennen, die zu dem Allendorfschen Liede „Unter Lilien jener Freuden" und zu dem des Berliner Schulvorstehers Friedrich Samuel Dreger (1798—1859) „Mein Schifflein geht behende Dem Friedenshafen zu"[34]) zeigen denselben Charakter. Von unsern alten Chorälen mit ihrer männlichen Kraft und Gehaltenheit ist diese Tonart durch eine Weltweite geschieden. Allein zu unserm Liede, das ja nicht im Gemeindegottesdienst, sondern in freien Versammlungen gesungen werden will, paßt sie gerade deshalb vortrefflich, denn auch dessen Worte sind ganz aus überströmenden Gefühlen geboren. Es enthält, genau besehen, nur einen einzigen Gedanken, den die sehnsuchtsvolle Seele in immer neuen Wendungen und Bildern, Ausrufen und Wünschen mit jedem Vers wiederholt. Voigtländers Weise wurde 1853 in Straubes „Reiseharfe" veröffentlicht und ist seitdem der singenden Gemeinde immer vertrauter und lieber geworden. Er selbst starb schon 1858.

Zwanzig Jahre später, am 27. Juli 1878, entschlief zu Dünnow in Pommern, wo er bei seinen Kindern zum Besuch weilte, der Dichter. Als sein verwesliches Teil vier Tage später von der Bethlehemskirche aus zur Grabesruhe geleitet ward, stimmten sie wie selbstverständlich noch einmal an: „Laßt mich gehn! Laßt mich gehn!"

Fünftes Buch.

Die jüngste Vergangenheit.

(1850 bis zur Gegenwart.)

---

1. Heinrich Volkening und seine „Kleine Missionsharfe".

Fast alle Seiten in unserm Buche handeln von den Liedern und ihren Weisen, dazu von den Dichtern und Tonsetzern, denen beide ihr Dasein verdanken. Denn das ist freilich die erste Hauptsache, daß ein Menschenkind zur Welt geboren und in die Wiege gelegt ist, sonst kann man sich jedes Wort von ihm sparen, und kein Schneider mißt ihm den Rock an. Allein genug ist's mit dem Geborensein und in der Wiege liegen noch lange nicht, sondern danach muß es das Laufen und vieles andere lernen, damit es seinen Beruf in der Welt ausübt und zu einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft heranwächst. Genau so ist's mit den Liedern gleichfalls bestellt. Wenn die Dichter und Musiker schon alles und ihr Bestes an ihnen getan haben, so ist's doch nur der Anfang auf ihrem Lebensweg. Ihren Beruf erfüllen sie erst, wenn sie in Kehle und Seele der Leute übergegangen und von vielen Lippen zu hören sind. Dazu aber bedarf es noch der Sangmeister und Lehrer, die sie ihnen einüben, Mund und Herzen dafür ihnen auftun und die Kunst verstehen, ihnen Lust und Liebe zum Singen zu machen, denn ein verdrießlicher Vogel sitzt stumm auf dem Ast oder gibt nur Mißtöne von sich.

Von einem Sangmeister von Gottes Gnaden, der unserm Christenvolk Lust und Liebe gemacht hat, seine geistlichen Volkslieder auf die Lippen zu nehmen und sie gerne und fleißig zu singen, soll jetzt die Rede sein.

Als im Jahre 1817 der 300. Jubeltag der Reformation durch das Land ging, befand sich unter den Studenten in Jena auch ein

21jähriger Westfale, aus Hille in der Gegend von Minden gebürtig, wo sein Vater etliche Mühlen besaß. Heinrich Volkening hieß der Sohn. Eine fromme Kindheit mit pietistischen Eindrücken hatte er wohl hinter sich, und an fleißigem Umgang mit der theologischen Wissenschaft, der er sich widmete, ließ er's nicht fehlen; wohin aber sein Weg einmal mit ihm hinaus wolle, das lag ihm wie so vielen seinesgleichen vor ihm und nach ihm noch in dichtem Nebel verhüllt. Von Kathedern und Kanzeln wehte die kühle Luft der Aufklärung hernieder und vermochte auf die tiefsten Fragen des Herzens nur unbefriedigende Antworten zu geben. Das alte Evangelium von der erlösenden Gottesgnade in dem Gekreuzigten aber lag verachtet unter dem Kehricht. Da geschah es eines Tages, daß unserm Bruder Studio die 95 Thesen in die Hand fielen, die ein andrer Müllersohn, der es in seiner Jugend sogar bis zum Müllerburschen gebracht hatte, der Kieler Archidiakonus Claus Harms, eben damals zur Reformationsfeier hatte ausgehen lassen. Er hatte zuerst Luthers Sätze noch einmal abgedruckt, sie danach aber in 95 neuen Sätzen aus dem Jahr 1517 in das Jahr 1817 übersetzt: „Die sogenannte Vernunftreligion ist entweder von Vernunft oder von Religion oder von beiden entblößt." „Die Vernunft geht rasen in der lutherschen Kirche" usw. Diese Sätze fuhren damals wie ein reinigendes Gewitter in die dumpfe Stickluft ihrer Zeit und verkündigten dem hochmütigen Menschengeist, der sich selbst auf Gottes Thron gesetzt hatte, daß seine Stunde auf dem Wege sei, dem jungen Volkening aber zerrissen sie wie siegreiche Sonnenstrahlen die Nebelwand vor seinen Augen und zeigten ihm deutlich den Weg, den Gott ihn künftig einschlagen hieß, den Weg des lebendigmachenden Glaubens an Jesum Christum, den einzigen Erlöser von Sünde und Tod.

Und er ging ihn festen Schrittes seitdem. 1823 trat er in Schnathorst unweit Oeynhausen ins Amt, siedelte 4 Jahre danach als Pastor nach Gütersloh über und wieder 12 Jahre später nach Jöllenbeck, $1^1/_2$ Stunden von Bielefeld, wo er die ganze übrige Amtszeit den Hirtenstab führte. Auf dem engen Raum seiner Heimat hat also seine Lebensarbeit sich abgespielt. Hier war er selbst aus dem Volke hervorgegangen, verstand sein Denken und Reden, Fühlen und Bedürfen von Jugend auf und wußte daher am besten, welche Schlüssel die Tür zu den Herzen erschließen. Mit diesem seinem Heimatvolk ist er von Jahr zu Jahr immer inniger und fester verwachsen. Der Vernunftglaube hatte auch im Ravensbergischen seine

Eisdecke über nicht wenige Hirten und Herden gebreitet und ihnen das Leben aus Gott und die törichte Weisheit des Kreuzes aus den Augen gerückt. Aber in den ersten Amtsjahren Volkenings begannen leise Frühlingslüfte über das Eis hin zu wehen, und er selbst sollte das meiste dazu tun, daß es wirklich gesprengt ward und rings im Lande ein neuer Sommer hervorbrach. Welche Mittel ihm dazu geholfen haben?

Gott hatte ihm eine treffliche Gabe volkstümlicher Rede verliehen, daß er in lebendigen Bildern und anschaulichen Gleichnissen nach dem Beispiel des Heilands die ganze Welt rings umher mitpredigen ließ. Das war schon etwas, was manche schwerhörige Ohren zum Aufmerken brachte. Viel mehr aber war es, daß er solche Gabe nicht dazu gebrauchte, schöne Worte zu machen, sondern die Gewissen gewaltig anzufassen, aus ihrem Schlaf aufzurütteln und zur Entscheidung zu treiben. Dazu endlich die Hauptsache, daß er den ganzen Christus, wie er von Gott uns zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung gemacht und auf allen Blättern der Bibel bezeugt ist, der Gemeinde vor die Augen malte. Denn von einem andern Brunnen kann nun einmal das Leben nicht quillen. Wer von ihm den Durst sich hat stillen lassen, hat auch für andre Durstige Wasser des Lebens genug. Was Wunder also, daß diese damals noch so seltene Predigt Volkenings bald große Scharen unter seine Kanzel zusammenzog und er zum Führer des gläubigen Volkes, zum „Pietistengeneral", wie sie ihn nannten, heranwuchs. Es gab aber noch etliche besondere Mittel, mit denen Gott der Erweckung damals zu Hilfe kam. Das eine war das Missionswerk. Von Barmen her war sein Feuer im Lande entzündet worden, und Volkening war bald der eifrigste dabei, es zu schüren. Nachdem 1835 in Steinhagen das erste Missionsfest stattgefunden hatte, war 6 Jahre später das erste allgemeine Fest für die ganze Gegend in der Kirche von Stift Berg bei Herford angesetzt. Dichtgedrängt füllten die Gemeinden das Gotteshaus, nur gebückt gelangten zuletzt noch die Pastoren mit ihren Frauen durch eine niedrige Hintertür auf ihren Platz. Aber der bestellte Festprediger blieb leider aus. Was half es, Volkening mußte unvorbereitet die Kanzeltreppe hinauf. Weil er aber unverschuldet an seine Stelle gekommen war, tat Gott ein übriges und legte ihm ein gewaltiges Zeugnis über Johannes 12, 32 in seinen Mund. Das große hölzerne Kruzifix am Pfeiler gegenüber und der gebückte Eintritt in die übervolle Kirche mußten

mitpredigen helfen. Die Hörer haben die Predigt sobald nicht vergessen. Auf den späteren großen Festen in Bünde stand ihm gewöhnlich das Schlußwort zu, bei dem er mit wenigen Hammerschlägen den Nagel mächtig in die Herzen trieb, daß keiner davonging, ohne etwas Bleibendes mit sich zu nehmen.

Das zweite Mittel, das damals der Weckung und Pflege geistlichen Lebens förderlich und dienstlich sein mußte, war die Errichtung besonderer Vereine und Veranstaltungen für Jünglinge, Jungfrauen und andre Gruppen der Gemeinde. Nachdem Volkening schon im ersten Jahr seiner Amtsführung in Jöllenbeck begonnen hatte, fromme und angeregte Jünglinge in eignen Stunden um Gottes Wort zu sammeln, entwickelte sich daraus ganz von selbst ein richtiger Jünglingsverein, der erste in der Grafschaft, in dessen Spuren bald hin und her andre traten, bis endlich das ganze Land von einem dichten Vereinsnetz überzogen war. Auch Jungfrauenvereine bildeten sich später daneben. Das wurden alles wichtige Pflegestätten christlichen Lebens, aus denen die Gemeinde sich immer wieder erneuerte und mit frischen Geisteskräften erfüllte.

Es ließe sich noch vieles davon erzählen, wenn wir das Papier nicht zu andern Dingen nötiger hätten. Der Leser fragt ohnehin schon mit Ungeduld, was denn dies alles, so schön und erfreulich es sein mag, mit unsrer Hauptsache, mit den geistlichen Volksliedern, zu schaffen habe. Die Antwort lautet: Sehr viel hat es damit zu schaffen, und wir mußten es alles vorausschicken, damit unzweideutig zu sehen sei, auf welchem Ackerfeld der Gesang unsrer geistlichen Volkslieder dort zur Blüte gekommen ist. Volkening war seinerzeit so ziemlich der erste, der mit klarem Bewußtsein erkannte, welche große Erbauungskraft für die ganze Gemeinde gerade in der gemeinsamen Pflege frommen Gesanges und unsrer geistlichen Volkslieder insonderheit liege und der diese Erkenntnis danach in die Tat umgesetzt und die eifrige und fortdauernde Übung geistlichen Volksgesangs zu einem Hauptteil seiner seelsorgerlichen Arbeit gemacht hat.

In Jöllenbeck fand er eine Gemeinde vor, deren geistliches und kirchliches Leben damals seinen Tiefstand erreicht hatte, und gerade dort schenkte der Herr ihm eine Erweckung, die das ganze innere und äußere Gesicht der ihm anvertrauten Herde von Grund aus verwandelte und ihre Gottesdienste den besuchtesten und gehobensten des ganzen Landes an die Seite stellte. Wir wissen, daß solche Umwandlung nur durch den Geist von oben geschehen kann, der von

keinen menschlichen Maßnahmen und Mitteln sich kommandieren läßt. Wer aber Volkenings Jöllenbecker Gemeindearbeit aufmerksam beobachtet, wird nicht in Zweifel sein, daß auch die treue und regelmäßige Pflege geistlichen Volksgesangs einer der Kanäle war, durch die dieser Geist von oben in die Seelen hineinfloß. Ihm selbst gehörten Sang und Klang zum täglichen Brot. So suchte er die Liebe zum Gesange geistlicher Lieder auch in der Gemeinde und ihrer Jugend vornehmlich zu wecken, nicht etwa nur in den ordentlichen Gottesdiensten, die dem Choral vorbehalten blieben, sondern mehr noch außerhalb derselben in besondern Versammlungen. Seine Sonntagsarbeit nahm im Sommer früh um 6 Uhr ihren Anfang, wo „auf dem Saal" d. h. im Konfirmandensaal des Pfarrhauses ein Lied gesungen und ein Psalm ausgelegt, danach aber der Gesang geistlicher Volkslieder eingeübt wurde. Das Harmonium, auf dem er ihn begleitete, hatte er selbst als das für diesen Zweck geeignetste Instrument sich von seinem Bruder aus Wien nach Norddeutschland, wo es bisher noch unbekannt gewesen war, schicken lassen. Doch damit war erst der Ton, der dem ganzen Tag seine Weihe geben sollte, angeschlagen. Wenn am Nachmittag die Kinderlehre beendet und keine Abhaltung hinderlich war, zog er häufig mit der ganzen sanges- und hörenslustigen Schar in das Pfarrholz hinaus, um dort mit der lieben Jugend „Singstunde" zu halten, wo dann die schon bekannten geistlichen Volkslieder ein- oder mehrstimmig vorgetragen oder neue eingeübt wurden. Die Vögel in den Zweigen und wer sonst Lust und Zeit hatte, waren die Hörer. Auch in der Woche richtete er nicht nur Bibelstunden, sondern auch eigne Singstunden ein, in denen gleichfalls Lieder geübt oder Frauen- und Männerchöre im Wechselgesang geschult wurden, denn auch das „Singt umeinander dem Herrn!" davon im 147. Psalm die Rede ist, liebte er sehr. Solche Übungen hatten natürlich den Zweck, das Gelernte ihnen zum bleibenden geistigen Eigentum zu machen, über das sie auch daheim und draußen jederzeit frei zu verfügen vermöchten.

Da war es freilich noch nicht genug, die richtigen Töne zu treffen. Man kann es in der deutschen Christenheit noch immer wieder hören, daß ein Häuflein von Gelegenheitssängern ein Lied mit schallender Begeisterung anhebt, die schon im 2. und 3. Vers dünner und dünner wird und endlich gar im schweigenden Wüstensande versiegt. Warum denn? „Wir wissen halt nicht, wie es weitergeht." Vor solchem Mißgeschick wollte Volkening seine Leute beizeiten bewahren und drang daher mit Ernst darauf, daß im Jünglings- und

im Jungfrauenverein alle bekannteren Lieder auch auswendig und inwendig gelernt werden müßten, damit sie wirklich „wie der Vogel" singen könnten, der auch nicht erst sein Buch aufschlägt, wenn er sein Stück anhebt. So brachte er's allmählich dahin, daß sie dort über einen guten Schatz von Liedern verfügten, aus dem sie jederzeit nach Belieben Altes und Neues hervorholen konnten. An manchem Sonntag, wenn der Nachmittag zum Abend sich neigte, zogen einzelne Vereinschöre durch das Dorf zu den Häusern, in denen sie einen Kranken liegen wußten, und brachten ihm zu den Pulvern und Pillen aus der Apotheke noch einen Extratrank, der nicht weniger heilsam war und das Herz auf das rechte Geleise schob, davon einer gesungen hat: „Gedanken gehn und Lieder Fort bis ins Himmelreich." Auch am Alltag bei der Arbeit am Webstuhl oder in der Werkstatt schallte aus manchem Hause ein Lied heraus, das sie in der Singstunde sich so mächtig ins Herz gesungen hatten, daß es nun darin nicht Platz hatte, sondern wieder ans Licht hervordringen mußte. So wurde Jöllenbeck immer mehr zu einer singenden Gemeinde und der geistliche Volksgesang ein wesentliches Stück der Erbauung für Sänger, Hörer und alle am Ort.

* * *

Und nicht am Orte allein. Das gesungene Lied hat es so an sich, daß es mit den Vögeln über alle Zäune und Grenzgräben hinweg in die Nachbarschaft fliegt und auch dort seine Stimme erhebt, und die ersten Sänger sind keineswegs neidisch auf solchen Mitbewerb, sondern freuen sich vielmehr und fallen nur noch kräftiger darein, denn

Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Unserm Sangmeister war das besonders recht, und er tat das Seine dazu, daß immer mehr von den andern mitangesteckt wurden. Er hatte gleich im Anfang eine Liedersammlung bei C. Bertelsmann in Gütersloh erscheinen lassen: „Auswahl geistlicher Lieder, oder alte und neue Stimmen aus Zion" (1836, 2. Aufl. 1843) der später, 1859, noch eine „Auswahl 1000 geistreicher Lieder für Kirche, Haus und Kämmerlein als tausend Starke am Thronstuhl des Herrn (Hoheslied 3, 7—8)" (2. Aufl. 1868) folgte. Sie sollten den ungeistlichen, vernunftgläubigen Gesangbüchern, die auch dort zu Lande im Gebrauch waren, das Gegengewicht halten und haben gewiß das Ihre dazu geholfen,

unsern guten alten Gesängen wieder die Herzen und Türen zu öffnen. Im Jahre 1853 aber machte er sein Meisterstück und gab gleichfalls in Gütersloh die „Kleine Missionsharfe im Kirchen- und Volkston für festliche und außerfestliche Kreise" heraus. Sie war damals wirklich noch sehr klein, umfaßte nicht mehr als 32 Seiten, und weder der Verfasser noch die Käufer konnten ihr ansehen, was aus dem Kindlein einmal werden würde. Auf den ersten Blättern brachte sie 20 bekannte Kirchenlieder ohne Noten, wie sie zu Missionsfesten sich schicken, danach aber 21 der beliebtesten und gesungensten geistlichen Volkslieder mit ihren Noten: „Schönster Herr Jesu", „Wo findet die Seele", „Laßt mich gehn" usw., von denen kein einziges von der Mission insonderheit handelte. Und klein und bescheiden war das Büchlein auch aus einem andern Grund. Sein geistiger Vater war keineswegs ein Musikus von Fach, sondern selbst nur ein Natursänger, der die Noten und Weisen ohne gelehrte Rücksicht gerade so dazu schrieb, wie sie nach seiner Erfahrung und Ansicht für den großen Haufen am verständlichsten und passendsten lauteten. Der Organist Eickhoff in Gütersloh, den er gebeten hatte, die Noten zu verbessern und die Fehler richtigzustellen, hatte dies Geschäft für völlig unmöglich erklärt. Darum haben die klugen Leute vom Fach sowohl an seiner Auswahl wie an seinen Tonsätzen nicht wenig zu tadeln gefunden. Und doch wuchs dies bescheidene, anspruchslose Kindlein mit den Jahren zu immer größerem Umfang und Inhalt heran und eroberte sich einen immer weiteren Wirkungskreis, der es in die Hände und in Gebrauch nahm, so daß es jetzt nach 66 Jahren bereits in fast 2 Millionen Exemplaren im ganzen verbreitet worden ist. Die Kirchenlieder haben die alte Zahl bis heute behalten, die geistlichen Volkslieder dagegen vermehrten sich von Stufe zu Stufe. In der 17. Auflage, 1863, waren es ihrer schon 111 bei 96 Seiten im ganzen, in der 22., 1867, 132 bei 112 Seiten, in der 34., 1878, 159 bei 136 Seiten. Die 43. Auflage, die nach Volkenings Tode August Rische, der ehedem Hauslehrer bei Volkening gewesen und später sein Schwiegersohn geworden war, ihm auch schon seit der 2. Auflage musikverständigen Beistand geleistet hatte, 1886 neu bearbeitet hat, brachte 160 Lieder auf im ganzen 136 Seiten, dann blieb seit der 44. Auflage, 1887, bis zur jetzt letzten, 78., 1917, der Umfang sich gleich, nämlich 178 Lieder bei 144 Seiten. Wie ist das nur zu erklären, daß dies oft gescholtene Büchlein doch solchen Erfolg und Eingang weit und breit unter den evangelischen Christen in deutschen Landen, ja in allen Erdteilen hat finden können?

Einfach dadurch, daß es einem vorhandenen Bedürfnis auf dem geradesten Wege entgegenkam und es mit den einfachsten Mitteln befriedigte. Als es zuerst in die Welt trat, fehlte es an einer so handlichen Sammlung noch ganz. Die stets sich vermehrenden Volksmissionsfeste mit ihren Nachfeiern im Freien, bei denen das geistliche Volkslied seine besondere Pflege und Heimat fand und sich immer tiefer und weiter in die Herzen der Missionsfreunde hineinsang, machten es dringend nötig, daß jeder die Worte und Weisen bequem zur Hand nehmen konnte. Mit der „Kleinen Missionsharfe" in der Tasche wanderten Tausende und aber Tausende zum Fest, andere, die sie noch nicht besaßen, brachten sie von dort mit nach Hause. So hat nicht nur die Mission dem Büchlein die Wege geebnet und die Haustüren aufgetan, sondern auch das Büchlein ist seinerseits ein gesegneter Werber und Mitarbeiter an der Mission und am Reiche Gottes geworden, hat ihr immer neue Freunde und Gehilfen gewonnen und dazu Tausende von Talern an die Missionskasse abgeführt, denn der größte Teil des Reinertrags war für die Missionskasse bestimmt.

Die „Kleine Missionsharfe" „war ein wunderbar gesegneter praktischer Griff der vom warmen Pulsschlag des Herzens regierten Hand Volkenings", so schreibt ein ihm gewidmeter Nachruf. Sie war auch sein Lieblingskind. Noch in den ersten Jahren seines Ruhestandes, den er 1869 antrat und 1877 mit seinem Heimgang in Holzhausen endete, besorgte er mit eigner Hand die Versendung von jährlich etwa 20000 Exemplaren und schrieb viele Hunderte seelsorgerlicher Briefe dazu. Er und dies mit ihm verwachsene unscheinbare Büchlein haben, soweit einzelne Personen dafür in Frage kommen, unstreitig das meiste dazu getan, daß das geistliche Volkslied ein fester und dauernder Geistesbesitz unsers evangelischen Christenvolkes geworden ist, aus dem es fort und fort einen reichen Segensstrom von Glaubensstärkung, Erbauung und heiliger Freude schöpft. „Ein gutes Gesang", heißt es in einem alten Buch, „wischt den Staub vom Herzen", und einer von den Sprüchen, die an den Wänden der Wartburg zu lesen stehn, lautet:

Jedes Menschenlied soll merken lan,
Daß man auf der Welt noch jung sein kann.

Den Jungbrunnen geistlichen Volksgesangs rechtzeitig erkannt und mit fester Hand zum fließen gebracht zu haben, ist ein bleibendes Verdienst des Ravensberger „Pietistengenerals", das ihm nicht vergessen werden soll. Die Posaunenchöre, die jetzt dort zu Lande und

weiterhin in der Christenheit des Herrn Lob mit mächtigen Klängen hinausrufen, sind gleichfalls aus seinen musikalischen Anregungen erwachsen. Wenn wir aber sagen sollen, in wessen Fußstapfen Volkening mit dieser seiner Lebensarbeit getreten ist, so könnten wir wieder nur auf den verweisen, der 300 Jahre früher dieselbe Meinung ausgesprochen und betätigt hatte:

Für allen Freuden auf Erden
Kann niemand kein feiner werden,
Denn die ich geb mit mein'm Singen
Und mit manchem süßen Klingen.
Hie kann nicht sein ein böser Mut,
Wo da singen Gesellen gut —

und wie es weitergeht.

Für sein Begräbnis hatte Volkening zwei Anordnungen gegeben: 1. Sie sollten ihn nicht an den Handgriffen des Sarges zum Kirchhof bringen, wie man einen Kadaver zur Grube schleppt, sondern hoch auf der Bahre wolle er wie im Triumph getragen sein. 2. „Nicht rühmen, wenig reden, viel singen!" Also ist es am Sonntag den 29. Juli 1877 geschehen.

2. „So nimm denn meine Hände."

(Julie v. Hausmann.)

„Teurer Freund in dem Herrn! Sie selbst haben mir das Recht gegeben, Sie so zu nennen, und nur dieses Recht gibt mir den Mut, Ihnen meine Lieder zu senden. Auf meine Frage an den Herrn: ob Ihr Wunsch, sie zu haben, auch gewiß Sein Wille sei, habe ich keine andre Antwort erhalten, als die, „daß wir einander dienen sollen mit den Gaben, die wir empfangen haben." Da mir nun klar ist, was Er von mir fordert, darf ich mich ja nicht weigern, Ihm zu gehorchen, wenngleich es dem natürlichen Zagen und Bangen des Herzens schwer ist, an die Öffentlichkeit treten zu lassen, was so lange fast nur mein Eigentum gewesen. So nehmen Sie hin, was ich Ihnen in Gottes Namen übergebe, und tun Sie damit, was Sie nach Seinem Willen für gut finden. Und sollte auch nur Ein Herz durch diese schwachen, unvollkommenen Lieder erfreut werden, so wäre das ja eine Gnade, deren ich nimmer wert bin, für die ich wieder singen und loben wollte mein Leben lang. Daß Sie meinen Namen verschweigen, brauche ich Sie wohl nicht zu bitten" usw.

Es war im Jahre 1862, daß Pastor Knak in Berlin eines Tages den vorstehenden Brief, der ihm aus Riga zugesandt war, in der Hand hielt. Die Schreiberin, die 1826 in Riga geborene, bald aber mit ihren Eltern und vier schon schulpflichtigen Schwestern nach Mitau verpflanzte Tochter eines Gymnasiallehrers, Julie Hausmann mit Namen, war ihm völlig unbekannt gewesen, bis vor kurzem eine gemeinsame Freundin, die gleichfalls in Riga wohnende Olga von Karp, ihm einige ihrer Lieder hatte zu lesen gegeben. Dieselben hatten solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er alsbald an die Dichterin selbst sich gewandt und sie gebeten hatte, ihm ihren ganzen Vorrat zu überlassen, damit er daraus ein Büchlein zusammenstellen und zur Ehre des Herrn und zum Besten des Findelhauses Bethesda auf Hongkong herausgeben könne. Der Brief mit den beiliegenden Liedern war die willkommene Antwort auf diese Bitte. Knak zögerte nicht, den ihm anvertrauten Schatz zu heben. Noch rechtzeitig für den Weihnachtstisch erschien in Berlin ein unscheinbares Heft unter dem vom Herausgeber gewählten Titel „Maiblumen. Lieder einer Stillen im Lande, dargereicht von G. Knak." Die mehr als hundert, teils aus sinniger Betrachtung eines Schriftwortes, teils aus persönlichen Erlebnissen der Dichterin geborenen Lieder müssen ihren Zweck wohl aufs beste erfüllt haben, denn noch waren nicht drei Jahre vergangen, als sie schon zum drittenmal und 1879 zum sechstenmal aufgelegt wurden. Dazu aber waren noch drei weitere Bändchen gefolgt, deren Inhalt der Herausgeber sich gleichfalls von der Dichterin erbeten hatte. Eins von den ersten Liedern aber ist nicht in dem Buche geblieben, sondern aus ihm ins Land hinausgeflogen, hat dort die rechte Lebensgefährtin in einer seelenverwandten Tonweise gefunden und steht jetzt unter unsern im Gesang lebendigen Volksliedern mit in der vordersten Reihe. Wer hätte sich noch niemals an den Worten und Tönen von „So nimm denn meine Hände" erbaut? Um seinetwillen müssen wir hier von der Dichterin noch ein Mehreres berichten.

Der obige Brief läßt uns sogleich einen tiefen Blick in ihr Herz tun. Sie wollte wirklich „allein nicht gehen, Nicht einen Schritt", sondern fragte in allem Vornehmen zuerst, was des Herrn Wille und Weg sei. Woher war solch frommer Sinn ihr gekommen? Weder das Elternhaus noch die sonstige Umgebung, in der sie aufgewachsen war, hatte ihn ihr geben können. Auch die kurländische Christenheit lag während Julie Hausmanns Jugendjahren noch im harten Bann eines kalten, unevangelischen Vernunftglaubens, in ihr aber hatte der

Heilige Geist — wunderbar genug! — schon frühzeitig ein heimliches Sehnen und Verlangen nach persönlichem Umgang mit dem lebendigen Gott angezündet. Da ihre in Mitau geborene Schwester Johanna um 6 Jahre jünger und die nächst vorhergehende, Emilie, um 6 Jahre älter als sie war, so stand sie ziemlich einsam dazwischen und konnte meist unbeachtet ihre eignen kindlichen Wege gehn. Zur bewußten Entscheidung aber kam ihr inneres Leben, als sie den Konfirmandenunterricht des Pastor Theodor Neander besuchte. Dieser war der erste, der auch in Mitau das biblische Evangelium unverkürzt und unverkümmert verkündete und mit dem lebenskräftigen Bekenntnis zu dem gekreuzigten Heiland Bresche in die Selbstgerechtigkeit des natürlichen Herzens legte. Damit begann auch für Julie Hausmann eine neue Zeit, die überzeugte Hingabe an den Herrn, in der sie seitdem eigentlich niemals wankend geworden ist. Nur daß sie bei ihrer angebornen Schüchternheit und bei dem geringen Verständnis, das sie in ihrer Umgebung fand, ihren Schatz am liebsten vor fremden Augen verborgen hielt.

Nicht lange nach der Einsegnung folgten von 1843—1857 vierzehn Jahre, die Julie als Erzieherin und Lehrerin in fremden Häusern ihrer kurländischen Heimat und Rußlands verbrachte. Da hat sie erst recht die Probe auf unser Lied gemacht. Die Überschrift, die sie ihm gegeben hat, lautet: „Ich will dir folgen, wo du hingehst." So hatte ein Schriftgelehrter schnell entschlossen zum Herrn gesprochen und darauf die wenig ermunternde Antwort erhalten, daß die Füchse wohl Gruben und die Vögel unter dem Himmel wohl Nester, des Menschen Sohn aber nicht Heimat noch Haus hätte. Die Heimatlosigkeit, die nun einmal von der Nachfolge Jesu unzertrennlich ist, lernte Julie Hausmann in jenen Jahren reichlich kennen, nicht nur weil sie manch liebes Mal ihren Wanderstab weitersetzen mußte, sondern auch deshalb, weil sie fast nirgends Seelen fand, denen sie von ihrem Innersten und Besten mitteilen konnte. Ihr Äußeres hatte nichts von anziehendem Liebreiz. Wenn sie darum in ihrem Beruf auch oft genug Gelegenheit fand, Liebe zu säen und Liebe zu ernten, so waren doch diese Jahre keine leichte Schule für sie, in der sie ihr Herz immer wieder in beide Hände nehmen und beten mußte: „Mach es gänzlich stille In Freud und Schmerz!"

Und noch eine Last war es, die schwer auf sie drückte und ihr viele trübe Stunden und schlaflose Nächte bereitete. Sie litt von Kindheit auf an einem krankhaften Kopfschmerz, der mit den Jahren

zur heftigsten Migräne sich auswuchs und sie von Zeit zu Zeit für halbe und ganze Tage zu regungslosem Stilliegen verurteilte. Da lernte sie denn wirklich, „die Augen schließen Und glauben blind" — glauben, daß der himmlische Vater es dennoch gut mit seinem Kinde meine und auch im Leiden sie segnen wolle. Und er segnete sie in der Tat reichlich. Nicht nur, daß sie in solchen einsamen Stunden den innigsten Verkehr mit ihrem Gott pflegte und später oftmals bekannte, sie möchte sie um keinen Preis aus ihrem Leben herausstreichen, sondern auch dadurch, daß ihr gerade darin die meisten und besten ihrer Lieder geschenkt wurden. Schon früh war die Gabe in ihr erwacht, das, was sie innerlich bewegte, ohne Schwierigkeit in gebundene Rede und Reime zu fassen. Als sie dann in bewußtem Glauben den Heiland ergriffen hatte, kannte sie keine größere Lust, als ihr geistliches Innenleben und die Erfahrungen ihres Herzens in Liedern auszuströmen. Oft saß sie des Morgens, wenn noch nichts im Hause sich regte, in ihrem Bette und legte, was in schlaflosen, aber schmerzensreichen Nachtstunden durch ihre Seele gegangen und zum Liede geworden war, schriftlich fest. Auch unser Lied hat wahrscheinlich auf diese Weise das Licht erblickt.

Im Jahre 1856 verstarb ihre Mutter, und der kränkelnde Vater stand vor dem Abschied von seinem Amt. Er war zum „Kollegienrat" ernannt, womit im damaligen Rußland der erbliche Adel verbunden war. Julie kehrte nach Hause zurück, um mit ihrer Schwester Emilie die Pflege des Vaters zu übernehmen. Von 1861 ab wohnten sie 5 Jahre in Riga, wo der Vater 1864 seinem Leiden erlag. Dort war es, wo Julie den Umgang der Freundin genießen durfte, nach der sie lange vergeblich ausgeschaut hatte. Olga von Karp war mit ihr im tiefsten Seelengrunde und Glauben ganz eines Sinnes, und sie vermittelte die Veröffentlichung ihrer Lieder, zu der die weltscheue Dichterin selbst sich niemals entschlossen haben würde. Seit 1859 führten verschiedene Reisen sie wieder und wieder nach Deutschland und darüber hinaus, die Jahre 1866—1870 verlebte sie mit ihrer jüngsten Schwester in dem südfranzösischen Biarritz, wo diese, eine hervorragende Künstlerin auf Klavier und Orgel, als Organistin der englischen Kirche angestellt war. Diese Auslandsreisen wurden auch für ihr geistliches Leben deshalb so wichtig, weil sie auf ihnen hie und da mit gläubigen Gotteskindern in Gemeinschaft trat, deren Umgang sie früher lange und schmerzlich hatte entbehren müssen. Ihr Herz war voll Lobens und Dankens, daß der Herr sie zu diesem Ziele geführt habe.

Und noch zu einem andern führte er sie. Die älteste Schwester Elisabeth war seit 1864 Leiterin der großen, mit einem stark besuchten Pensionat verbundenen lutherschen St. Annen-Kirchenschule in St. Petersburg. Sie wünschte, daß auch die jüngsten Schwestern zu ihrer Unterstützung herbeikämen. Diesem Rufe leisteten sie gerne Folge und zogen 1870 gleichfalls in die russische Hauptstadt, wo, nachdem Elisabeth 1889 aus ihrem Amte geschieden war, die noch übrigen Schwestern mehrere Jahre lang in traulicher Gemeinschaft zusammen lebten. Das war für die soviel umhergeworfene Julie eine besonders willkommene Führung, deren sie um so herzlicher sich freute, als sie allmählich das letzte Ziel ihrer Erdenwege herannahen fühlte. 1896 starb ihre jüngste, 2 Jahre später die älteste Schwester. Im Sommer 1901 weilten die beiden noch übrigen mit einer Nichte in dem idyllischen Badeort Wösso an dem schönen estländischen Strand. Dort erkrankte Julie und ging am 3. August unter dem Rauschen der Fichten und Wellen im Frieden heim. Der Herr, dessen Händen sie blindlings gefolgt war, hatte die Fünfundsiebzigjährige zum ewigen Ziele geführt.

Von unserm Liede noch einige Worte. Als die Dichterin erfuhr, daß gerade dies Lied von den weitesten Volkskreisen am freudigsten aufgenommen sei, dünkte sie das sehr verwunderlich. Ihr schienen andre ihrer Gedichte viel eher zu geistlichen Volksliedern geeignet, und sie meinte, dazu werde die Melodie wohl das meiste beigetragen haben. Es ist gewiß, ohne die volkstümliche und den Textworten sich innig anschmiegende Weise, die Silcher zu dem Kinder-Abendgebet „Wie könnt ich ruhig schlafen" geschaffen hatte, würden Julie Hausmanns Verse sich niemals so tief in die Herzen des Volkes hineingesungen haben. Die Dichterin hatte bei ihren Worten ursprünglich an sie nicht gedacht, wie deutlich daraus hervorgeht, daß sie ihr Lied in 6 vierzeiligen Strophen verfaßte, während es jetzt überall in 3 achtzeilige abgeteilt wird. Auch hat sie selbst zu ihm eine eigne vierzeilige Melodie aufgesetzt, die wohl ihre persönliche Seelenstimmung treffend zum Ausdruck bringt, aber über Bedürfnis und Charakter des Volksgesanges wesentlich hinausgeht. Daher war es für unser Lied ein besonders glücklicher Tag, als es sich mit Silchers Weise zusammenfand, was bereits in den sechziger Jahren geschehen ist.

Aber auch den Worten muß ihr besondrer Eigenwert zuerkannt werden, der sich allerdings nur dem gereiften und erfahrenen Glauben

völlig erschließt. Wer in der Nachfolge des Herrn ganz auf die eigene Führung verzichten gelernt hat, findet hier das treuste Abbild seines ganzen Sinnens und Denkens. Für die große Menge freilich, die oberflächlich nur an allgemeinen Stimmungen haften bleibt, liegen in diesen Versen auch Fußangeln verborgen, in die besonders viele geraten sind, seitdem das Lied immer häufiger bei Trauungen beliebt wird. Da es durchweg in die Form der Anrede gekleidet ist, der Angeredete aber niemals mit Namen genannt wird, so liegt etwas wie ein mystisches Halbdunkel über dem Ganzen, und der Verdacht läßt sich nicht abweisen, daß gedankenlose und dem kirchlichen Leben fernstehende Brautpaare stillschweigend eins das andre in die Anrede einschieben, zumal der erste Vers deutlich an die oft als Trautext benutzten Worte der Ruth an Naemi anklingt. Einem freireligiösen Prediger war es sogar vorbehalten, diesem Unsinn seine Rechtfertigung zu geben: „Die Hingabe des jungen Weibes zum Manne ihrer Wahl" heißt es in seiner Traurede[35]), „kommt darin zum ergreifenden Ausdruck" usw. Wir beglückwünschen die Dichterin, daß sie von diesem Hohn auf ihre Worte nicht mehr Kenntnis zu nehmen hat. Ihr Landsmann Professor Ernst v. Bergmann hat einen besseren Gebrauch von ihrem Liede gemacht. Als er im März 1907 zum zweiten Mal auf den Operationstisch sich legte, sprach er laut die Gebetsworte: „So nimm denn meine Hände Und führe mich Bis an mein selig Ende Und ewiglich."[36])

Das Lied gehört zu den letzten Gaben und letzten Grüßen des baltischen Deutschtums an die evangelische Christenheit im Reich. Julie Hausmann hat sich stets mit Stolz als Deutsche gefühlt und der Glaubensgemeinschaft mit den deutschen Christen sich von ganzem Herzen gefreut. Wollen wir nicht auch deshalb ihr Lied hochhalten und ehren?

3. Ernst Gebhardt, seine „Frohe Botschaft" und das Gemeinschaftslied.

Manchen geneigten Leser sieht der Verfasser jetzt die Stirne in Falten ziehen und bedenklich den Kopf schütteln: „Sollen nun auch die Gemeinschaftslieder gar zu unsern geistlichen Volksliedern gerechnet und gleichwertig ihnen an die Seite gestellt werden? Sie sind doch zumeist aus England und Amerika zu uns herübergeflogen, singen und springen noch immer im englischen Takt und haben ihre Blöße nur schlecht mit deutschen Worten bedeckt. Dazu ist ihr Hauptdichter

und Chormeister sogar ein methodistischer Prediger. Sie sollen uns nicht anstecken, wir schließen vor ihnen Türe und Mund."

Solche ängstlichen Seelen bitte ich, entweder dies Kapitel zu überschlagen oder, bevor sie weiterlesen, die folgenden drei Punkte noch einmal recht zu bedenken:

Den Zweck unsres Buches zuerst. Derselbe geht dahin, daß wir als Geschichtschreiber mit möglichster Unparteilichkeit berichten wollen, welche geistlichen Lieder außer den Kirchenliedern in der deutschen evangelischen Christenheit unsrer Tage lebendig sind und woher sie stammen. Ihre Beurteilung oder Verurteilung geht uns deshalb nur nebenher und darf keinesfalls für unsre Auswahl bestimmend sein.

Zum andern. Derjenige Begriff des geistlichen Volksliedes, den wir oben, Seite 2—3, an die Spitze unsrer Ausführungen stellten, schließt auch die in Gemeinschaftskreisen mit Vorliebe gesungenen Lieder keineswegs aus, sondern ein. Auch sie sind Gesänge mit religiösem Gehalt, ja mit einem solchen, der den Kern des evangelischen Glaubens, die Erlösungsgnade des gekreuzigten Herrn, oft noch entschiedener in den Vordergrund stellt als die meisten unsrer geistlichen Volkslieder sonst. Aber sie eignen sich aus verschiedenen Gründen, und nicht nur um ihrer Tonweisen willen, erst recht nicht zum öffentlichen Gottesdienst, sondern sind nur in freien Versammlungen und engeren Kreisen am Platz. Deshalb hat auch eine Anzahl von ihnen in den Anhängen unsrer Gesangbücher Aufnahme gefunden, z. B. „Hohes, heilges Marterbild" und „Sicher in Jesu Armen" in dem für Posen, letzteres auch im Pommerschen, während das Schleswig-Holsteinsche unter seine „Geistlichen Lieder" sogar drei von ihnen, „Jesu, aus Lieb konnt'st du sterben für mich", „Komm zu dem Heiland, komme noch heut" und „Wenn der Heiland, wenn der Heiland als König erscheint", und das Badensche wenigstens das eine „Horch, es klopfet für und für" in seinen Liederanhang einreiht.

Endlich darf auch das wohl diesem Kapitel zur Rechtfertigung verhelfen: Der Verfasser wie mancher der Leser kennen nicht wenige dem Herrn verbundene Seelen, denen sie von Herzen die Bruderhand reichen, ohne sonderlich auf das Zäunlein zu achten, das zwischen ihren Gärten hindurchgeht. Wir wollen ein jeglicher seine Kirche aufrichtig lieb haben und pflegen und immer tiefer in ihre Wahrheit hineindringen, daneben aber auch den, der auf anderem Wege und in andrer Gemeinschaft denselben Heiland gefunden hat, verstehen

lernen und grüßen. Das geistliche Lied hat von jeher fleißig Brücken über die Gräben geschlagen, die der geistliche Hochmut nur immer breiter macht. Seine Aufgabe ist noch längst nicht gelöst. Womit aber keineswegs verlangt wird, daß nun jeder alle Gemeinschaftslieder loben und singen soll.

* * *

Es war im April des Jahres 1875. Die Welt schmückte sich aufs neue mit jungem, sprossendem Grün, und auch das Schweizer Land blieb nicht zurück. Da strömten in Zürich mehrere Tage hinter einander gewaltige Menschenmassen in der Tonhalle zusammen, um dort — man hätte es kaum glauben mögen — an religiösen Versammlungen teilzunehmen. Auch Leute, die sonst überall, nur nicht im Gotteshause zu sehen waren, fanden sich ein. Welches war denn der Magnet, der sie anzog? Ein amerikanischer Fabrikherr, Pearsall Smith aus Philadelphia, der schon im vorhergehenden Sommer bei den großen Versammlungen in Oxford als Hauptredner gewirkt hatte, war jetzt auch zur Allianzwoche in Basel herübergekommen und bei dieser Gelegenheit auch einer Einladung nach Zürich gefolgt. Seine Worte waren ungekünstelt und schlicht. Er sprach nur englisch, Herr v. Schultheß-Rechberg verdolmetschte sie, aber sie ergriffen die Herzen, denn man merkte ihnen an, daß es Erlebnisse und Tatsachen waren, die er gab. Von der Heiligung redete er als von einer neuen und höchsten Stufe des Christenlebens, die noch über den bloßen Rechtfertigungsglauben hinausgehe und das Heil Jesu Christi in seinen Gläubigen erst zum letzten notwendigen und völligen Ziel bringe.

Zu den Worten aber kam doch noch ein anderes, was hier so eindrucksvoll wirkte. Am Harmonium saß der Prediger der bischöflichen Methodistengemeinde in Zürich, Ernst Gebhardt, und leitete den Gesang. Er war ihnen nicht unbekannt, aber ganz neu waren ihnen allen die Lieder, die er diesmal selber zum Vortrag brachte. Es waren englisch-amerikanische Gesänge, wie sie meist in der dortigen Erweckungsbewegung der letzten Jahre entstanden und besonders von Sankey, dem musikalischen Begleiter Moodys, mit ungeheurem Erfolge vorgetragen waren. Ira David Sankey, geboren 1840 in Edinburg, Pennsylvania, war ebenfalls Mitglied der Bischöflichen Methodistenkirche und wurde von Moody, der ihn hatte singen hören, auf seine Evangelisationsreisen durch Amerika und England mitgenommen,

wobei auch die Herausgabe ihres Liederbuches „Gospel Hymns" erfolgte.[37]) Nun hatte auch Gebhardt vor wenigen Wochen den wunderbaren Sänger in London selber gehört und seine Lieder von dort mitgebracht und alsbald ins Deutsche übertragen. Schön nach unsern Begriffen waren sie vielleicht nicht, weder Worte noch Weisen, aber sie besaßen, das ließ sich nicht leugnen, einen eigenartigen, packenden Reiz und rissen auch den Widerstrebenden gewaltsam mit sich fort. Der Kehrreim, der jeden Solovers Gebhardts beschloß, war wie zum Mitsingen geschaffen, und es dauerte nicht lange, bis die ganze große Versammlung in ihn einfiel und ihn sich dadurch selber ins Herz sang.

Und noch eins bewirkten diese Gesänge. Als Pearsall Smith sah, welch Geschick Gebhardt nicht nur im eigenen Liedervortrag, sondern auch in der Gesangleitung großer Menschenmassen hatte, forderte er ihn ebenso wie Moody den Sankey auf, ein paar Wochen auf seiner Evangelisationsreise durch Süddeutschland mit ihm zu gehen. Das geschah, und so bekam eine ganze Reihe andrer Städte alsbald dieselben Lieder zu hören. Am 16. April waren sie in Karlsruhe. Dort sagte Gebhardt am Schluß einer Versammlung, sie bedauerten wohl alle, daß der verehrte amerikanische Freund und Bruder nicht in unsrer Muttersprache zu ihnen habe reden können. Nur einen einzigen Satz habe er auf deutsch gelernt, der, wie er sagte, ihm genüge, um ihn sein ganzes Leben lang glücklich zu erhalten, den Satz: „Jesus errettet mich jetzt". Den wollten sie darum desto tiefer sich einprägen. Ein „singender Pilgrim" habe dazu einige Reime gemacht, die wolle er nun vortragen und bitte, daß die ganze Gemeinde in den Kehrreim mit einstimme. Darauf hob er nach einer jener englischen Melodien an:

Hört es, ihr Lieben, und lernet ein Wort,
Das euch zum Segen gesetzt;
Sprecht es mir nach und dann sagt's weiter fort:
„Jesus errettet mich jetzt".

Nun folgte der Kehrreim, den Gebhardt erst vorsprach und die ganze Versammlung alsbald tausendstimmig mitsang:

Jesus errettet mich jetzt,
Jesus errettet mich allezeit —
Jesus errettet mich jetzt.

Ebenso geschah es dann nach jedem der noch folgenden von Gebhardt gesungenen Soloverse:

Sind eure Sünden gleich blutrot und schwer,
Ist das Gewissen verletzt,
O so sprecht gläubig, vergeßt es nicht mehr:
„Jesus errettet mich jetzt".

Wenn euch die Welt mit Versuchung ansicht,
Satan euch nachstellt und hetzt,
So wiederholt es und fürchtet euch nicht:
„Jesus errettet mich jetzt".

Wenn euch die Träne der Trübsal und Not
Brennend die Wange benetzt,
Sagt nur ganz ruhig im Aufblick zu Gott:
„Jesus errettet mich jetzt".

Kommt ihr hinab einst ins finstere Tal,
O so sprecht jubelnd zuletzt:
Nun geht's zur Herrlichkeit, freut euch zumal:
„Jesus errettet mich jetzt".

Auf diese Weise also traten zum ersten Mal in unsere heimische Christenheit jene vielumstrittenen englisch-amerikanischen Heiligungslieder ein, die zwar nicht aus deutscher Wurzel erwachsen waren, aber hinterher in nicht wenigen und nicht unwichtigen deutschen Christenherzen Wurzel geschlagen haben. Bevor wir uns mit ihnen noch weiter beschäftigen, müssen wir erst nach dem, mit dessen Namen ihre Einführung bei uns auf das engste verknüpft ist, uns umsehen.

Ernst Gebhardt war Württemberger, in Ludwigsburg, wo sein Vater Lehrer gewesen war und später zum Speisemeister des großen städtischen Arbeitshauses aufrückte, 1832 geboren. Nachdem er auf dem „Salon" eine gute Schulbildung empfangen hatte, trat er als Lehrling in eine Apotheke ein, ging aber bald zur Landwirtschaft über. Zwanzigjährig wanderte er mit einem Bruder, Schwager und einer Schwester nach Chile aus, wo sie eine Farm unweit Valdivia erwarben und mit gutem Erfolge bewirtschafteten. Vier Jahre später, 1856, kehrte er in die Heimat zurück, um, wie er meinte, nach kurzem Besuch aufs neue in die Fremde zu ziehen. Gott aber hatte andere Pläne mit ihm. Schon wiederholt war er in ernsten Augenblicken ihm nahe getreten. Beidemal, bei der Ausfahrt wie bei der Rückkehr, hatte Gebhardt am Kap Horn im furchtbarsten Seesturm dem Tode ins Auge geschaut und deutlich verspürt, daß sein Gott die Hand nach ihm ausstrecke. Zu einer ganzen Wendung seines inneren Lebens war es aber immer noch nicht gekommen. Die Welt, bei der er wegen seiner gesellschaftlichen und musikalischen Gaben aufs

beste gelitten war, ließ ihn noch nicht los. Endlich in der Neujahrsnacht auf 1859 errang der Herr über ihn den Sieg. Er hatte den Silvestergottesdienst der Ludwigsburger Methodistengemeinde, deren Mitglied seine Mutter geworden war, besucht. Als er dort die verschiedenen Zeugnisse erfahrener Brüder über ihren inneren Lebensweg hörte, konnte er nicht stumm bleiben, sondern erzählte auch seinerseits, was der Herr bisher an seiner Seele getan und bat um die Fürbitte der Gemeinde. Das wurde die Stunde seiner neuen Geburt. Da er sie im Kreise der Methodisten erlebt hatte, blieb er ihnen treu, bezog in Bremen ihr Predigerseminar und trat 1860 in ihr Amt, in dem er, ihrer damaligen Ordnung gemäß, immer nach je drei Jahren auf eine neue Stelle übersiedeln mußte. Nachdem er schon in Ludwigsburg, Heilbronn, Pforzheim und Bremen den Dienst getan hatte, war ihm jetzt die Leitung der Züricher Gemeinde anvertraut, worauf später noch Anstellungen in Straßburg, Biel, Zwickau und endlich in Karlsruhe folgten. Dabei stand er auch mit manchen Gliedern der Landeskirchen in herzlichem Einvernehmen, wenn auch mit andern, deren Herz durch die Fesseln ihres Kirchen- und Amtsbegriffs verengt waren, Zusammenstöße nicht ausblieben.

Das also war der Mann, der als erster die Wasser des englisch-amerikanischen Heiligungsliedes ins deutsche Bett hinübergeleitet hat. Das einzige englische Lied, das schon vorher bei uns heimisch geworden war, das „Näher, mein Gott, zu dir" der Miß Sarah Adams 1841 [38]), ging noch aus einem andern, nicht methodistischen Ton, zumal seine Dichterin zur Unitariergemeinde gehörte. Welche besonderen Züge kennzeichnen diesen denn?

Auch in der Welt des religiösen Erlebens gibt es eine heiße, eine gemäßigte und eine polarische Zone, und die unvermittelte Versetzung aus der einen in die andre läuft selten ohne Klimakrankheiten ab. Der Methodismus liegt unter den Tropen, wo das Blut schneller kreist und die Pflanzen in wenigen Tagen hochschießen und — verdorren. Die Negerseele fühlt sich ihm darum besonders nahe verwandt. Daß er dagegen, wenigstens in seiner ursprünglichen, angelsächsischen Form, samt seinen Liedern nach Wort und Weise vom deutschen Luthertum, das in der gemäßigten, oft sehr gemäßigten Zone zu Hause ist, sich wesentlich unterscheidet, ist nur natürlich. Die Bekehrung mit der Uhr in der Hand zu betreiben, die der einzelnen Seele auf der Bußbank, die der Volksmasse im revival, die der

Völkerwelt „in this generation", geht dem bedächtigen und gründlichen deutschen Christen arg gegen den Strich. Die zwingende Einladung, sofort zum Heiland zu kommen, der schnelle Übergang von schwarzer Finsternis zu grellstem Sonnenlicht, der überschwengliche Lobpreis des durch keine Sündengefahr getrübten „völligen Heils", das der Bekehrte im Blut Jesu Christi gefunden hat, das alles sind uns deutschen Christen ungewohnte Gedanken, wenn wir auch schon das Vergrößerungsglas der Streittheologie zur Hand nehmen müssen, um wirkliche Irrlehren und Schriftwidrigkeiten darin zu entdecken. Es ist nur eine völlig andere Beleuchtung und Anordnung, in der die reformatorischen Heilsgedanken sich hier zeigen.

Und diese andere Beleuchtung und Anordnung tritt in den Heiligungsliedern, mit denen wir es hier zu tun haben, besonders scharf in die Erscheinung. Die bekanntesten, von Gebhardt gedolmetschten[39]) und von ihm seit 1875 unter dem Titel „Frohe Botschaft in Liedern" (Basel bei C. F. Spittler Nachf.) mit und ohne Noten herausgegebenen, die bis 1912 schon in 141 Auflagen und in vielen Hunderttausenden von Einzelheften verbreitet waren, sind zum kleinsten Teil dem alten Methodismus des 18. Jahrhunderts entnommen, wie „Fels des Heils, geöffnet mir" („Rock of Ages, cleft for me")[40]) und „Jesus, Heiland meiner Seele" („Jesus, lover of my soul")[41]) zum größten Teil dagegen dem des 19. Jahrhunderts, und zwar gehören die Dichter fast ausschließlich der bischöflichen Methodistenkirche Amerikas an. Die bekanntesten unter diesen Liedern sind „Komm heim, komm heim, O du irrende Seel" („Come home, come home, You are weary at heart")[42]), „Komm zu dem Heiland, komme noch heut" („Come to the saviour, make no delay")[43]), „Sicher in Jesu Armen" („Safe in the arms of Jesus")[44]), „Welch Glück ist's, erlöst zu sein" („O bliss of the purified")[45]) und „Wenn der Heiland, wenn der Heiland" („When He cometh, when He cometh")[46]). Auch das Adventslied der weltberühmten Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte" Harriett Stowe geb. Beecher „Horch, es klopfet für und für" („Knocking! Knocking! Who is there?"), das im Gesangbuch für Baden Aufnahme gefunden hat, verdankt Gebhardt seine Verdeutschung.[47]) Alle diese Dichtungen tragen in Form und Inhalt mehr oder weniger das Gepräge ihres fremdländischen Ursprungs an der Stirne. Während das alte deutsche Volkslied auf der Landstraße geboren wurde und lebte, wo die wandernden Handwerksburschen und umherziehenden Spielleute seine Pfleger und Träger waren,

ist das neuzeitliche Volkslied ein Kind der Großstadtgasse, wenn seine Wiege nicht gar in der Oper oder im Tingel-Tangel gestanden hat. Das englisch-amerikanische Heiligungslied teilt mit ihm diese Heimat und ist zudem auf Massenwirkung, auf die Wirkung auf großstädtische Volksmassen angelegt. Daraus erklärt sich zum großen Teil seine künstlerische und gesangliche Minderwertigkeit, die auch Gebhardt, der für künstlerische und nationale Fragen keineswegs unempfindlich war, ausdrücklich und offen eingesteht. Die Melodie kommt dem Gassenhauer oft bedenklich nahe, oft hat sie ihn sogar geradeswegs von der Straße hereingeholt. Aus diesen Gründen werden diese ausländischen Lieder und Liedweisen unter dem deutschen Sangesgut immer als ein Fremdkörper empfunden werden, woran auch Gebhardts Rechtfertigung: „Was ist exotisches Gewächs im Reiche Gottes? Schließlich alles wahre Leben, weil es nicht von Deutschland oder Frankreich, nicht von England oder Amerika kommt, sondern von oben" nichts zu ändern vermag. Die Gemeinschaftsliedersammlungen des letzten Jahrzehnts, besonders die in Neumünster erscheinenden, weitverbreiteten „Reichs-Lieder", zeigen deutlich, daß bereits eine rückläufige Bewegung im Gange ist, die dem heimischen Sangesgut wieder seinen unbedingten Vorrang vor dem fremden einzuräumen trachtet.

Anders wird freilich die Antwort lauten müssen, wenn wir nach der seelischen und religiösen Wirkung dieser Lieder fragen. Es läßt sich doch nicht leugnen, daß Gott auch mit künstlerisch und national minderwertigen Mitteln große geistliche Lebensziele erreichen kann und oft genug erreicht hat. Dem Methodismus gebührt das Verdienst, die suggestive Wirkung des Massengesanges auf das Seelenleben, die sich schon in der Reformationszeit und später noch öfter beobachten läßt, richtig erkannt und tatkräftig für die Bekehrungsarbeit ausgenutzt zu haben. Der regelmäßige Wechsel zwischen dem veränderlichen Solovers und dem von der ganzen Versammlung im Chor wiederholten kurzen und eindringlichen Kehrreim zieht nach und nach auch die anfangs stummen fort in den mächtig sie umbrausenden Strom und läßt sie erst schüchtern, dann lauter und lauter mit einstimmen. Nach dieser Zweckbestimmung auf Massenwirkung wollen darum auch die Melodien beurteilt werden: sie ruhen nicht in sich selber und der eigenen Klangschönheit aus, sondern haben ihren Zweck außer sich in ihrer Wirkung auf andere.

Ergänzt und verdoppelt wird ihre elektrisierende Wirkung aber noch, wenn der Gesang von einer geisterfüllten, christlichen Persönlichkeit, wie Gebhardt es unstreitig war, getragen und geleitet wird. „Er verfügte", schreibt der ihm nahestehende Verfasser seiner Lebensgeschichte, „über eine außerordentlich wohlklingende, gut geschulte Stimme, die zwischen hohem Bariton und Heldentenor lag. Sie vereinigte in sich großen Umfang, Weichheit und Kraft, Geschicklichkeit zum getragenen wie zum Koloraturgesang." Als ihn einst ein Züricher Künstler in der Tonhalle hatte singen hören, sagte er mit Bedauern: „Es ist jammerschade, daß diese Stimme der Bühne mußte verloren gehen." Jedes Wort drang deutlich wie ein artikuliert gesprochenes zum Ohr. Wenn dann der hochgewachsene, stattliche Mann mit seinem bis auf die Brust herabwallenden schönen Bart seine sonnig freundlichen Augen, wie er zu tun pflegte, über das Harmonium weg auf die große Versammlung gerichtet hielt, sie schon dadurch zu Mitwirkenden machend, während er ihnen etwa die Geschichte des verlorenen Sohnes im Balladenton oder ein Lied wie das wehmütig beschwörende „Komm heim, o komm heim" in das Herz sang, dann war manchem eine Welt aus der Tiefe wieder emporgetaucht, die in ihm seit lange versunken war, und er ging mit neuen Gedanken und Lebenszielen davon. Ob die Wirkung nachhaltig bleiben oder nur als vorübergehende Anregung sich erweisen wird? Das weiß nur Gott. Auch allen gesprochenen Predigten geht dieselbe bange Frage zur Seite, warum nicht auch gesungenen? Daß Pearsall Smith mit seiner Heiligungslehre in seinem persönlichen Wandel traurigen Schiffbruch gelitten hat, ist eine ernste Warnung nicht für den Methodismus allein.

Gebhardts späteren Lebenslauf, bis er 1899 in seiner Vaterstadt Ludwigsburg heimging, seine Reisen nach Amerika, seine Leitung des Christlichen Sängerbundes und seine Arbeit für das Blaue Kreuz und den Kampf gegen den Alkohol, zu dem er gleichfalls Lieder gesungen hat, können wir hier ebensowenig weiter verfolgen wie seine zahlreichen gesanglichen Veröffentlichungen. Seine eigenste Bedeutung wird es bleiben, daß er den heiligen Gesang in den Dienst der Evangelisation gestellt und neue Wege musikalischer Volksmission gezeigt hat. Nicht das „Kirchenkonzert", sondern die Gesangpredigt in Verbindung mit dem Volksgesang weckt geistliches Leben. Wird die evangelische Kirche in der großen, vor ihr liegenden Missionsaufgabe auch von diesem bereitgestellten Mittel Gebrauch machen?

4. „Wir treten zum Beten."

Nach der Verbreitung in Deutschland gerechnet, ist dies das jüngste unter unsern geistlichen Volksliedern, denn erst seit 25 Jahren ist es bei uns allen bekannt und erst seit 40 Jahren überhaupt auf der Welt. Gleichwohl nennen wir es „Das Niederländische Dankgebet" und wollen dadurch andeuten, daß es eigentlich schon das ehrwürdige Alter von mehr als 300 Jahren auf dem Rücken hat. Wenn uns jemand zwei so verschiedene Taufscheine vorlegt, so wissen wir im voraus, daß irgend etwas mit ihm nicht völlig in Ordnung ist. Wir müssen ihm daher scharf unter die Augen sehen, um genau zu erfahren, wie wir mit ihm daran sind. Von den längst vergangenen Zeiten erzählen wir zuerst.

Man schrieb das Jahr 1625. In Deutschland wütete seit 7 Jahren der 30jährige Krieg, der nicht nur deshalb so furchtbar war, weil sein Ende so lange auf sich warten ließ, sondern vor allem, weil er ein Krieg mit auswärtigen Feinden und ein Bürger- und Religionskrieg zugleich war. Er hinterließ ein ohnmächtiges, zertretenes Land, das seine Narben noch heute trägt. Aber seltsam! Um dieselbe Zeit führten auch unsere niederländischen Vettern einen ähnlichen Krieg, der gar ganze 80 Jahre anhielt, nur einmal von einem 12jährigen Waffenstillstand unterbrochen; als er aber zugleich mit dem 30jährigen sein Ende fand, hatten die Niederländer sich die Freiheit ihres Glaubens und ihres Volkstums und dazu eine blühende Zukunft erkämpft. Die katholischen Spanier, die ihnen alles hatten nehmen und sie zu Sklaven hatten machen wollen, fanden jetzt für immer verschlossene Türen bei ihnen. Sie waren Herren im eigenen Hause geworden.

Nun begab es sich in jenem 1625. Jahre, daß in ihrer Stadt Veere auf der Insel Walcheren der dortige Ratsherr und Notar Adrianus Valerius oder, wie er eigentlich hieß, bevor er sich nach damaliger Gelehrtensitte den lateinischen Namen gab, Waltersohn, mit Tode abging. In seiner Erbschaft fand sich ein geschriebenes, aber schon zum Druck vorbereitetes Buch vor. Es führte den Titel: „Neder-Landtsche Gedenck-Clanck" und enthielt eine Geschichte des bisherigen Verlaufs ihres Freiheitskriegs, dazu auch eine Anzahl Lieder mit ihren Weisen, wie sie als Ausdruck der allgemeinen Stimmung bei verschiedenen kriegerischen Ereignissen im Volke entstanden waren. Dies von glühender Vaterlandsliebe und tapferem

Glaubensmut eingegebene Buch brachten nun die Erben im folgenden Jahre, 1626, wirklich zu Harlem ans Licht. Es bietet unter seinen Liedern auch das, mit dem wir es hier zu tun haben. Damit der Leser selber ermessen kann, wie sie es meinten, setzen wir es hier in einer möglichst getreuen Übersetzung, die der Professor Budde in Gießen geliefert hat, her:

Wir treten zum Beten vor Gott den Herren,
Ihn droben zu loben mit Herz und Mund:
So rühmet froh seins lieben Namens Ehren,
Der jetzo unsern Feind warf auf den Grund.

Zu Ehren des Herren wollt, weil ihr lebet,
Ihm danken ohn Wanken dies Wunder groß,
Vor seinem Aug stets rein zu wandeln strebet,
Tut recht und sagt von Lug und Trug euch los!

Der Böse, Arglose zu Fall zu bringen,
Schleicht grollend und brüllend, dem Löwen gleich,
Und suchet, wen er grausam mag verschlingen,
Wem er versetzen mag den Todesstreich.

Wacht, flehet, bestehet im guten Streite,
Mit Schande in Bande der Sünde nicht fallt!
Dem frommen Volk gibt Gott den Feind zur Beute,
Und wär noch eins so groß seines Reichs Gewalt.

Dies Lied, das wahrscheinlich im Jahre 1597 gedichtet war, als sie ein großes Dankfest wegen der Siege ihres Prinzen Moritz von Nassau, des Sohnes des Prinzen Wilhelm von Oranien, des Begründers ihrer staatlichen Unabhängigkeit, feierten, und das, meist um den dritten Vers gekürzt, noch heute in den holländischen Gesangbüchern weiterlebt, läßt deutlich erkennen, welche Gesinnung das Volk in jenem Kriege beseelte. Es ist erstlich die herzliche Dankbarkeit gegen den Herrn, den sie als den Geber des Sieges mit ihrem Liede erhoben, sodann aber ganz besonders der feste Entschluß und die Mahnung, ihm hinfort mit einem geheiligten Wandel im Kampf gegen Sünde und Teufel zu dienen, weil nur ein frommes Volk auf den Sieg hoffen dürfe. Zu solcher Gesinnung hat der Herr auch durch die Tat sein Amen gesprochen und das Joch ihrer Dränger ihnen gnädig vom Halse genommen.

* * *

$2^1/_2$ Jahrhunderte lang waren die Lieder des „Gedenckclanck" in Deutschland fast unbekannt geblieben. Daß Erk sie gekannt hat,

beweist der 17. Band seines handschriftlichen Nachlasses, wo er sie S. 222 ff. gleichfalls in seine Scheuer gefahren hat. Weitere Folgen aber hatte das nicht. Die unserm Liede von Valerius in Lautentabulatur einstimmig beigefügte Tonweise ist die eines damals in den Niederlanden viel gesungenen Liebesliedes mit dem Anfang „Heij wilder dan wild", „Ei, wilder als wild". Sie geht in herzlichem, aber schlichtem, ungekünsteltem Schritt einher, ohne dem Ohr sich aufzudrängen. So wurde also auch das geistliche Lied von den Niederländern gesungen.

Da geschah es, daß der Leiter des Wiener Männergesangvereins Eduard Kremser bei der Suche nach neuem Gesangstoff auf das Werk des Valerius stieß und erkannte, daß hier ein wertvoller Schatz liege, wenn er für den modernen Geschmack richtig zubereitet werde. Das tat er denn alsbald, bearbeitete die Melodien für seinen Männerchor und zog auch unserm Liede ein neumodisches Kleid an, indem er die Tonmittel von Stufe zu Stufe bis zu dem letzten Aufschrei „Mach uns frei", den er aus dem eigenen hinzufügte, sich steigern ließ. Die Absicht, in die Ohren zu fallen, ist deutlich zu merken. Nun fehlte nur noch ein deutscher Text. Kremser bat den jüdischen Literaten Joseph Weyl in Wien, der als gewandter Textlieferant für Tonstücke bekannt war und sogar schon Straußschen Walzern Worte geliehen hatte, ihm das Nötige zu schaffen. Die Übereinstimmung mit den holländischen Worten machte er ihm nicht zur Bedingung, sie sind ja auch in hohem Grade unmodern, nur möglichst schnell müsse die Sache wegen der bevorstehenden Einübung erledigt sein. Diesem Wunsche kam Weyl bereitwillig nach und schrieb die uns wohlbekannten Worte unmittelbar zwischen die Linien des ihm überlassenen Notenblatts. So erfolgte der öffentliche Vortrag der ganzen Liederreihe durch den Männergesangverein und machte auf die Hörer den nachhaltigsten Eindruck. 1877 wurden dann diese „6 Altniederländischen Lieder aus der Sammlung des Adrianus Valerius v. J. 1626, übersetzt von Joseph Weyl, bearbeitet von Eduard Kremser" herausgegeben.

Die gewaltige Volkstümlichkeit, die unser Lied in den letzten Jahren erlangt hat, wurde aber nicht dadurch schon, sondern erst durch zwei neue, viel bedeutsamere Umstände herbeigeführt. Kaiser Wilhelm II. hörte es vortragen, es gefiel ihm ungemein, und sofort gab er Auftrag, daß der Domchor es gleichfalls unter seine Gesangstücke aufnehme. So wurde es bei dem Ordensfest 1894 von Chor

und Gemeinde angestimmt. Der zweite Umstand, der es noch tiefer in die Herzen des Volkes schrieb, war dann der Weltkrieg. Seine Gedanken entsprachen der in weiten Kreisen herrschenden Stimmung. Doch nicht die Gedanken waren das wirkungskräftigste daran; viele sangen sie sicherlich mit, ohne Gedanken darüber zu haben, die Töne aber rissen mit fort und ergriffen die Gemüter. Daß einmal solche „Männerchöre" sein Musikwerk aufnehmen würden, wie sie an allen deutschen Fronten sich zusammenfanden, hatte der Wiener Tonsetzer niemals geahnt.

Was aber sagen wir nun zu den Textworten Weyls? Dies vor allem, daß sie völlig sein Eigentum sind und mit dem niederländischen Siegesdank kaum den äußeren Rahmen gemein haben. Der Inhalt und Geist ist genau in das Gegenteil umgekehrt und aus dem Christlichen ins Alttestamentliche zurückübersetzt. Jene alten glaubensstarken Helden bekannten sich als sündige Menschen, die zum Dank für Gottes Barmherzigkeit hinfort von aller Sünde sich reinigen und den Kampf mit dem Bösen in sich ernstlich aufnehmen wollten. Der moderne Sänger weiß von solchen Gefühlen nicht das geringste, sondern stellt in nationaler Selbstgerechtigkeit nur die „Guten", zu denen er sich mit den übrigen Sängern rechnet, den „Schlechten", den Feinden, gegenüber. Ebenso erfleht er den Sieg bedingungslos, ohne ein Gegenversprechen dafür zu leisten, während jene Alten ausdrücklich bezeugten, daß Gott nur „dem frommen Volk" den Sieg verleihen werde. Es sind also bei Weyl dieselben Gedanken, wie sie uns aus manchen national begrenzten Psalmen entgegenklingen, die wir erst mit neutestamentlichem Geiste erfüllen müssen, wenn wir sie heute von Herzen nachbeten wollen. Luther und Paul Gerhardt, wenn sie ihre Psalmlieder dichteten, taten es, und wer das Weylsche Lied mitsingt, muß es in Gedanken ebenfalls tun. Vielleicht aber hat es mit dem Ende des unglücklichen Weltkrieges gleichfalls seine Endschaft erreicht, und niemand singt es ferner noch mit. Der Schade wäre zu tragen.

5. „Brich herein, Süßer Schein Selger Ewigkeit."

(Marie Schmalenbach.)

Hoch über dem Häusermeer der großen Stadt Hamburg ragt seit 1910 die aus ihrer Asche neu erstandene St. Michaeliskirche empor. Ihr Turm weist wie ein ausgestreckter Zeigefinger gen Himmel, und die Glocken darin rufen es laut in die Weite hinaus

und in die Häuser und Herzen hinein — ja, was rufen sie denn? Ich denke, wohl das, was auf der einen von ihnen eingegossen zu lesen steht:

Ewigkeit, in die Zeit
Leuchte hell herein!

Es gibt viele Glocken allerorten und allerzeiten, die diesen Bittruf ertönen lassen, wer nur Ohren hat, ihn zu hören, und Augen, die Lichtstrahlen des Ewigen im Erdendunkel zu sehen. Auch das Lied, dessen letztem Verse jene Glockenworte entnommen sind, das Lied „Brich herein, Süßer Schein Selger Ewigkeit", ist selbst solch ein Lichtstrahl, den die Ewigkeit in die Zeit hineingeworfen hat, und manchem ist über ihm schon eine Ahnung dessen, was noch zukünftig ist und doch schon gegenwärtig sein will, aufgegangen, der Dichterin und dem Komponisten zuerst. Von diesen beiden soll hier erzählt werden.

Im Pfarrhause des unweit der Weser im Kreise Herford gelegenen Dörfleins Holtrup wurde 1835 dem Pastor Huhold sein drittes Kindlein, die kleine Marie, geboren. Der Vater war aus seiner sächsischen Heimat ins Ravensbergische verschlagen worden. In Halle hatte er studiert und sich mit vielen andern in jugendlichem Feuer für Erneuerung des Vaterlandes begeistert. Da hatten eines Nachts im Januar 1823 plötzlich bewaffnete Männer vor seinem Bette gestanden und ihn wachgerufen: „Stehen Sie auf, Sie sind Gefangener!" Fort ging's im Wagen, ein Offizier mit der Pistole an seiner Seite, bis das Ziel, die Berliner Hausvogtei, erreicht war. Acht Monate mußte er wie seine Leidensgefährten in quälender Einzelhaft verbringen. Dann erst, nachdem sein Verhör verhältnismäßig günstig verlaufen war, erhielt er Erleichterungen, durfte in Wesel Privatunterricht erteilen und wurde 1828 der Freiheit zurückgegeben. Diese schmerzlichen Erlebnisse drangen auch an die Ohren der vierjährigen Marie, und ihr Kindesherz begriff es nur schlecht, wie Vater und Mutter den König trotzdem noch so lieb haben könnten, der an dem ihrem Vater widerfahrenen Unrecht doch gewiß schuld sei. Wie es in jedem Christenhause sein sollte und gottlob in nicht wenigen auch ist, fielen die ersten Lichtstrahlen der Ewigkeit aus Mund und Mienen der Eltern in die Seele des Kindes. Der würdige Ernst und die Freundlichkeit des einen und die arbeitsame, selbstlose Demut der andern sind ihr für ihr ganzes Leben Vorbild und Führer geworden. 1840 wurde der Vater, der inzwischen zum Superintendenten

der Synode erwählt war, nach Blotho versetzt, wo seitdem auch Marie ihre Jugendjahre verlebte, nicht ohne Tränen, denn drei kleine Geschwistergräber ließen sie in Holtrup zurück, und ebenso viele mußten sie auf dem Blothoer Friedhof noch graben, aber auch mit reichem, sonnigem Jugendglück. Die Wanderungen in den herrlichen Bergwaldungen an der Weser mit gleichaltrigen Gefährtinnen erschlossen ihr die Wunder der Schöpfung, und die lieblichen Christfeiern daheim schrieben ihr mit dem Griffel der Elternliebe das Wunder der Gottesliebe unauslöschlich ins Herz. Sie wurden ihr zu Lichtstrahlen der Ewigkeit.

Als dann 1846 die nächste und letzte Versetzung nach Hausberge unmittelbar an der Porta Westfalika erfolgte und ein Freund dem Vater schrieb: „Du kommst immer aus einer schönen Gegend in eine noch schönere", durfte sich auch ihr Geist mit neuen und reicheren Eindrücken anfüllen. Ein Hauslehrer-Kandidat, der leider nur ein und ein halbes Jahr den Unterricht leitete, pflegte und förderte in ihr die erwachende Liebe zur Dichtkunst, und eine ein paar Monate im Hause lebende junge Französin gewann ihr ganz persönlich das Herz ab. So in treuer Elternhut zur Jungfrau erwachsen, fand sie im Jahre 1855 den ihr von Gott bestimmten Lebensgefährten Theodor Schmalenbach und zog mit ihm zwei Jahre später nach Minden, wo er damals als Hilfsprediger stand, und wieder 6 Jahre darauf ins Pfarrhaus von Mennighüffen bei Löhne, wo er später auch zum Superintendenten gewählt ward. Mennighüffen blieb seitdem ihr ständiger Wohnsitz. Es war auch der Ort, der sie zur Dichterin reifen sah.

Wie sie's geworden ist? Das ist das alte Geheimnis, das in jeder erblühenden Rose wieder neu wird: von innen heraus durch den eingeborenen Werdetrieb. Wie aber die Rose wohl weiß, wie viel sie der Sonne zu danken hat, so weiß auch Marie Schmalenbach sehr wohl von den Sonnenstrahlen, die ihre Dichtkunst zum Aufblühen brachten: „An den Predigten meines Mannes hatte ich von Anfang an sehr viel. Sie machten mir das Herz so warm, daß unter ihrem Einfluß viele meiner Lieder entstanden sind." Dann leuchtet doch die Ewigkeit immer am hellsten herein in die Zeit, wenn ein gläubiges Herz dem ewigen Worte sich aufschließt und warm darüber wird. Ob es dann zu frommen Liedern oder zu andern nahrhaften Früchten wird, darauf kommt es nicht an, nur daß es Leben wird und nicht bei frommen Gefühlen sich ausruht.

Unsrer Dichterin reichte Gott noch einen besonderen bittern Trank, der doch ihrem inneren Leben zugute kommen mußte. Sie wurde an 25 Jahre lang von einem ungewöhnlichen nervösen Leiden heimgesucht, das ihr das Sprechen fast völlig unmöglich machte, so daß sie ihre vier kleinen Mädchen — das Söhnchen war frühzeitig wieder verstorben — weder durch ihre Unterhaltung erfreuen noch im Unterricht belehren konnte. Das war eine Zentnerlast auf dem Mutterherzen. Wer den zweiten Vers unsers Liedes darauf ansieht, kann noch etwas davon spüren. Aber den Ausblick nach der Ewigkeit darf auch keine Zentnerlast verbauen.

In jenen Jahren vielfacher Behinderung und Sorge, um die Mitte der siebziger, wurde nun eines Tages auch das Liedchen, von dem wir hier reden, geboren. Sie dichtete es „ohne jede äußere Veranlassung, nur erfüllt von den darin enthaltenen Gedanken." Es waren Gedanken, die ihr wie von selbst in den Weg liefen, zugleich aber Gedanken, die auch jedem nachdenklichen Leser schon oft in den Weg gelaufen sind, denn nur der größten Mühe gelingt es, die Lichtstrahlen der obern Welt ganz von unserm armen Leben abzusperren. Gott selber wirft sie hinein, am kräftigsten in der Leidensnacht.

Schon im Anfang der Sechziger hatte unsre Pfarrfrau eine Auswahl ihrer Lieder an Professor Vilmar in Marburg geschickt und um sein Urteil gebeten. Der hatte schon damals sehr zur Herausgabe geraten. Es war aber noch nicht dazu gekommen. Erst im Jahre 1882 gab sie sie als „Tropfen aus dem Wüstenquell" in Gütersloh an das Licht. Manch Wüstenwanderer hat seinen Durst schon an ihnen gestillt, an dem Ewigkeitsgebet, das dort S. 121 in der Abteilung „Aufwärts" sich findet, die allermeisten, aber auch das Weihnachtslied „O Kindlein wundersüße" ist aus dem kleinen Buch in die weite Welt hinausgeflogen. 1901 wurde die Dichterin Witwe und rückte wieder einen Schritt näher an die Pforte der Ewigkeit heran.

* * *

Daß die Glockentöne von droben und von drüben in ländlicher Stille und Einsamkeit deutlich sich hören lassen, erscheint nicht sehr wunderbar, aber der laute Lärm der Großstadt macht sie doch wohl unvernehmlich?

In Berlin W, in der Lützowstraße, steht das Elisabeth-Krankenhaus, das einst Vater Goßner begründete und in dem er selbst seinen

Feierabend beschloß. Es lag damals noch draußen vor dem Tor, ist nun aber längst vom Tosen und Treiben der Straßen umschnürt. Dort war 1868 der Pastor Karl Kuhlo aus Valdorf bei Blotho ins Pfarrhaus gezogen, um die Schwestern-, Kranken- und Hausgemeinde zu weiden. Er war der Kantorsohn aus Heepen, in Gütersloh 1818 geboren. Die Personen und Verhältnisse seiner Heimat waren ihm alle bekannt, auch die Pfarrhäuser von Hausberge und Mennighüffen samt ihren Bewohnern. Als der nun an seinem neuen Wohnort das Lied seiner Landsmännin in die Hand bekam, fing es auch in seiner Seele zu klingen an. Er hatte niemals Musik studiert. In jüngeren Jahren war er aber Hauslehrer in der Familie eines englischen Herzogs gewesen und hatte mit ihnen ein Jahr lang in Rom zugebracht. Dort hatte sich ihm über den päpstlichen Chören in St. Peter das Geheimnis der Töne enthüllt. Vom Palmsonntag schreibt er in sein Tagebuch: „Nach der Prozession kam das, weshalb ich eigentlich hingekommen war: die Passion nach Matthäus, vorgetragen „in cantu Gregoriano". dazu die Chöre, von der päpstlichen Kapelle gesungen, — vielleicht die herrlichste Musik, die ich je gehört." Und vom Gründonnerstag: „Herrlich waren besonders die Lamentationen, die eine Stimme sang, nach einer gewissen, immer wiederkehrenden Melodie. Endlich wurden alle Lichter ausgelöscht, und nun begann das Miserere, welches auf mich größeren Eindruck gemacht hat als je eine Musik. So tief ergreifend, klagend und büßend! Der hohe Sopran hatte eine Stimme, die Herz und Bein durchdrang. Der neben mir sitzende Baron v. B. weinte und schluchzte. Es läßt sich gewiß viel für und gegen diese Musik sagen. Am nächsten Freitag hörte ich dasselbe wieder, und ich muß gestehen, daß die das Großartigste war, was mir Rom bis jetzt dargeboten hat. Wenn man sich nur ganz ungestört der Musik hingeben könnte. Ich sehe immer mehr ein: eine reine Vokalmusik ohne irgendwelche Instrumentalbegleitung ist für gottesdienstliche Zwecke in jeder Hinsicht am passendsten." Diese altkirchlichen und altitalienischen Musikeindrücke Roms ließen ihn nun auch im evangelischen Pfarramt nicht wieder los. Zur Frucht aber reiften sie, als er in seinen Berliner Krankenhausschwestern einen leistungsfähigen Chor um sich hatte. Für sie gab er 1877 den 1. Teil seines „Lauda, Sion, Salvatorem, Liederbuch für Schwesternchöre" heraus, dem bald noch ein 2. und nach seinem Tode ein 3. Teil folgten. Auch ein „Cantate Domino", einstimmige Weisen für die von seinen Schwestern geleiteten Jungfrauen-

chöre, verfaßte er und ließ selten einen Tag vorübergehen, an dem er nicht eine Notenzeile aufgesetzt hätte.

In dem nämlichen Jahre, in dem der 1. Teil des „Lauda Sion" erschien, war es nun auch, wo seine Weise zu „Brich herein" hervortrat. Man merkt es ihr an, daß das Lied mit seinem eigenen Innersten zusammenklang, denn alle, die ihm nahetraten, bezeugen es, daß er sein Leben im Angesicht der Ewigkeit führte und es täglich mit Ewigkeitshoffnung und Ewigkeitssehnsucht erfüllte. Auch die Kunst war ihm nichts als eine Sprosse auf der Leiter nach oben. Tersteegens

O Ewigkeit, du schöne,
Mein Herz an dich gewöhne,
Mein Heim ist nicht in dieser Zeit —

war einer seiner Lieblingsverse. 1909 ist er aus seiner irdischen Heimat zur himmlischen übergesiedelt. Seine Weise zu Marie Schmalenbachs Worten aber singt hienieden fort und fort, wenn auch der Name ihres Erfinders nur selten dabei genannt wird, da er seine Sätze meist namenlos ausgehen ließ. Außer dieser ist auch seine Melodie zu der Fürstin Reuß gedankenähnlichem Liede:

Ich bin durch die Welt gegangen,
Und die Welt ist schön und groß,
Und doch ziehet mein Verlangen
Mich weit von der Erde los —

in weitere Kreise gedrungen. Unser Lied „Brich herein" hat freilich noch viele andre Komponisten in Bewegung gesetzt, doch haben Kuhlos Töne sie mit Hilfe der Kleinen Missionsharfe alle aus dem Felde geschlagen, nur in Württemberg hat sich noch die J. Schottsche Weise eingelebt.

Wir haben uns gewöhnt, Ewigkeit und Zeit als feindliche, einander ausschließende Gegensätze anzusehen. Sie sind es nicht und sollen es nicht sein. Pflegte doch schon der alte Jakob Böhme seinen Freunden ins Stammbuch zu schreiben:

Wem Ewigkeit wie Zeit
Und Zeit wie Ewigkeit,
Der ist befreit von allem Streit.

Unser Lied zieht umher durch das Land und fragt nach Ewigkeitsmenschen.

6. Die Innere Mission und das geistliche Volkslied.

Ein Rück-, Um- und Ausblick.

Die dem Heil Jesu Christi entfremdeten Volksmassen zur Quelle des Lebens zurückzuführen und das Volkstum wieder mit den Kräften des Evangeliums zu durchsäuern, das ist die Arbeit der Inneren Mission. Das geistliche Lied und das Volkslied insonderheit verfolgen dasselbe Ziel. Sie müssen daher als Mitarbeiter und Gehilfen der Inneren Mission angesehen werden. Wilhelm Baur hat in einem ausführlichen Aufsatz der „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause" (1859, S. 338 ff.) „Das deutsche Volkslied aus dem Gesichtspunkte der Innern Mission", die ganze deutsche Volksdichtung vom Heliand an bis in die Gegenwart nach dieser Seite hin gewertet und darin auch anschaulich berichtet, wie er selbst in seiner Gemeinde, Ettingshausen in Oberhessen, daran arbeite, „dieselbe mit der Lust am geistlichen Liede zu erfüllen", wobei auch das geistliche Volkslied zu seinem Recht käme. Volkenings Vorgang hatte also schon damals Schule gemacht. Doch nicht von dieser Verbindung zwischen der Inneren Mission und dem geistlichen Volksliede haben wir in unserem Schlußkapitel noch einmal zu reden. Unser ganzes Buch von der ersten bis letzten Seite redet davon. Es gibt aber noch eine andre nähere und unmittelbarere Verbindung zwischen beiden, an der eine Geschichte unsers geistlichen Volksliedes nicht stillschweigend vorübergehen darf.

Das Rückgrat der Innern Mission, in dem ihre Lebenskräfte sich sammeln und bilden, um von dort ins Volk hinaus zu wirken, sind ihre Anstalten, die Brüder- und Diakonissenhäuser mit den ihnen angeschlossenen Rettungs- und Krankenhäusern vornehmlich. Diese aber sind von ihrer Entstehung an Brunnenstuben und Pflegestätten auch des geistlichen Volksliedes gewesen und mußten es sein. Oder kann man ein solches Haus jugendfroher und arbeitsfreudiger, in der Zucht des Geistes Gottes verbundener Menschenkinder sich denken, ohne daß ihre Freude und Frömmigkeit in schallendem Gesange sich Luft machten? „Ein Haus ohne Gesang", sagt Wichern, „ist wie ein Wald ohne Vogellied." So hatte, wie wir sahen, schon Falk sein Weimarer Haus gleich nach den Freiheitskriegen dem Gesange geistlicher Volkslieder geöffnet, und Christian Heinrich Zeller hatte es seit 1820 in Beuggen nicht anders gehalten, beide christliche Hausväter und Dichter zugleich. Als dann 1833 Johann Hinrich Wichern in Horn bei Hamburg und 1836 Theodor Fliedner in

Kaiserswerth ihre Lebensarbeit begannen und darauf bald hier bald dort im Lande Nachfolge fanden, zog überall in die neuentstehenden Anstalten der Innern Mission auch die Pflege des Gesanges mit ein. So sehr aber auch alle diese Häuser in der Tatsache eines reichen Liederlebens sich glichen, so verschieden waren sie doch untereinander in der Auswahl des Stoffes. Ein jedes hat seine eigene Seele und sein eigenes Gesicht und dementsprechend auch seinen eigenen Liederbestand, der durch die Zwecke des Hauses, durch Art, Alter und Geschlecht seiner Bewohner, durch die Persönlichkeiten seiner Leiter und durch die landschaftliche Überlieferung bestimmt wird. Wir können nicht bei allen hier Einkehr halten, das gäbe ein eigenes Buch, wir können nur ein paar Einzelbilder in ihren hervorstechenden Zügen mit kurzen Strichen als Beispiele der übrigen zeichnen.

Das Muster aller Anstalten der organisierten Innern Mission ist das Rauhe Haus, und Wichern ihr Meister. Im Jahre 1844 ließ er zum ersten Mal die Liedersammlung seines Hauses in zwei Heften mit Noten und Texten hinausgehen und schrieb ihr den sehr bezeichnenden Titel „Unsere Lieder" an die Stirn. In der Vorrede heißt es, wer das Büchlein verstehen wolle, der nehme es wirklich als „Unsre Lieder" d. h. „als die von den Rauhhäuslern gesungenen Lieder, und denke sich unter diesen ernste und fröhliche Menschen, denen ein ernst und fröhlich Lied eine wahre Herzensfreude ist. Wenn die Sonne vom blauen Himmel her so hell und lustig durchs Grüne scheint, wenn es in den Werkstätten hämmert, hobelt und schnarrt, wenn wir heiter und glücklich über die weiten Felder und im schattigen Wandsbeker Holz wandern, wenn der Feierabend im Sommer die Knaben in der schönen Kastanie (sie ist wie ein von Blättern und Ästen erbauter Palast) sammelt und sie dann auf den Zweigen schaukeln und in dem hohen Wipfel jubeln, wenn die Mädchen um die geräuschlose Arbeit hersitzen oder in ihren Blumengärtchen ihre Herrlichkeiten besehen oder unter den Tannen im Schatten kauern, dann singt es und klingt es oft aus jeder Brust, und jeder macht's so gut er kann." Was sie aber im täglichen Tageslauf bei Arbeit und Erholung sangen, das verrät nun das Büchlein, das von Auflage zu Auflage vermehrt und verbessert herauskam, seit der 4., 1869, unter Mitarbeit der musikbegabten Tochter Karoline Wichern. Es bietet in buntestem Gemisch eine reiche Auswahl weltlicher volkstümlicher Lieder, wenige Kirchenlieder, für die sonst ja das Gesangbuch zur Hand war, und sehr viele geistliche

Volkslieder. Daraus schauen die ganz persönlichen Züge gerade dieses Hauses uns an. Es ist Hamburger Heimatluft, die uns entgegenweht. Kein Dichter ist reichlicher vertreten als der Wandsbeker Bote und kein Komponist reichlicher als die Komponistin Luise Reichardt. Neben des ersteren unsterblichen weltlichen Liedern vom Riesen Goliath, „War einst ein Riese Goliath", und vom weltreisenden Urian, „Wenn einer eine Reise tut", stehen die geistlichen Volkslieder „Der Mond ist aufgegangen", „Ich sehe oft um Mitternacht", „Wir pflügen und wir streuen" und „Wir wollen seine Krippe schmücken". Die Tonsätze der letzteren klingen uns aus den Liedern „Wo ist Jesus, mein Verlangen", „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod", „Der beste Freund" und „Wenn ich ihn nur habe", das hier nicht in Breidensteins Melodie geboten wird, entgegen. Die erst durch Luise Reichardt bekannt gewordenen Advents- und Weihnachtslieder „Tochter Zion, freue dich" und „Herbei, o ihr Gläubigen" fehlen gleichfalls nicht. Dazu kommt das innig zarte Drei-Königslied des in Hamburg früh verstorbenen sinnigen Malers der Romantik Philipp Otto Runge (1777—1810) „Es blüht eine schöne Blume In einem weiten Land", das von Karoline Wichern vertont ist.[48]) Auch Johann Wilhelm Rautenberg (1791—1865), dessen Sonntagsschule in St. Georg Wichern zu seinem Missionswerk hat reifen lassen, hat das Adventslied „Die Nacht vergeht, der Tag bricht an" und das Weihnachtslied „Gottlob, nun ist die Weihnacht da" beisteuern müssen, von denen das erste auch im Hamburger Gesangbuch sich findet. Die Überlieferung und Vorarbeit der Innern Mission endlich ist durch Falk selbst aufs beste vertreten. In seinen beiden Liedern „Urquell selger Himmelsfreuden" und „O du selige" erscheint er sogar Hand in Hand mit seinem größeren Nachfolger Wichern, denn dieser hat in beide eine Anzahl neue Verse hineingedichtet, damit das Ganze bei der Christbescherung, die seine Pflegekinder den Dorfarmen bereiteten, als ihr eigenes Lied gesungen werden könnte. In dem ersten heißt es nach Falks Versen:

1. Urquell selger Himmelsfreuden,
Jesu, dem mein Herz entbrennt,
Dich zu speisen, dich zu kleiden
Sei, mein Heiland, mir vergönnt.

2. Die ihr Brot dem Armen brechen,
Ihm eröffnen Herz und Tür,
Ja, zu denen wirst du sprechen:
„Seid gesegnet, kommt zu mir." —

bei Wichern weiter:

3. In dem Bruder, der da weinet,
In der Schwester tief betrübt
Seh ich dein Herz, das sich neiget,
Mich in deiner Liebe übt.

4. Sei willkommen, reicher Heiland,
In der Armut Kleid und Bild!
Ach ich weiß, wie jetzt und weiland
Nur dein' Huld mein Leid gestillt!

5. Arm und bloß nahm mich die Gnade
Hier in ihren Rettungsschoß,
Zeigt mir hier des Lebens Pfade
Und der Gotteskinder Los.

6. Ja, du hast mein Leid gestillet,
Mir getröstet Seel' und Sinn,
Und der mir die Hände füllet,
Stellt sich bittend vor mich hin.

7. Du, dem alles untertänig,
Kommst zu mir im Armenkleid,
Er, der freie Himmelskönig,
Schmücket mich mit Herrlichkeit.

8. Herr, ich bin nicht wert der Liebe,
Die in Staub mich zwingt und beugt!
Was ich ferner leb' und liebe,
Sei dein Werk, das von dir zeugt.

9. (Die Knaben:) Schwestern, weiht ihm Herz und Hände,
Der so wunderbar uns liebt!
(Die Brüder:) Brüder, liebt ihn ohne Ende,
Der sich uns zu eigen gibt.

10. (Alle:) Laßt in Not und Tod uns schwören,
Jesus Christ, mit dir vereint,
Abzutrocknen Menschenzähren,
Wo ein Bruderauge weint.

Und in dem andern singt der Rauhhäusler:

O du selige, o du fröhliche
Freudenbringende Weihnachtszeit!
Hosianna! schmücket
Dem, der so beglücket,
Hell sein Fest der Seligkeit usw.

Es kam ja nicht darauf an, die Lieder schwarz auf weiß im Buche, sondern warm und lebendig im Herzen und auf den Lippen zu haben, und daß sie dort sie hatten, konnte man bei unzähligen Gelegenheiten merken, z. B. bei jenem Erntefest 1845[49]): Als damals alt und jung mit bekränzten Sensen, Harken und Spaten vor dem Wirtschaftsgebäude aufzog, erscholl wie aus einem Munde das kernige „Bauernlied" aus Paul Erdmanns Fest:

Wir pflügen und wir streuen
Den Samen auf das Land,
Doch Wachstum und Gebeihen
Kommt aus des Höchsten Hand usw.

Als es verklungen war, rief einer aus tiefstem Herzen begeistert aus: „Der alte Wandsbeker Asmus lebe hoch!" und jubelnd stimmte die ganze Versammlung dreimal in den Freuden- und Dankesruf ein. Er war ihnen nicht tot, sondern lebendig in ihrer Mitte, um

so mehr, als am Schluß eine von niemandem bemerkte Verwandte des seit 20 Jahren Begrabenen dem Hochrufer dankbar bewegt die Hand drückte. „Unsere Lieder" rechtfertigten ihren Namen also auch dadurch, daß sie den Hausgenossen zum wirklichen Eigentum geworden waren, das sie jederzeit an Werkel- wie an Feiertagen gebrauchsfertig in der Tasche hatten.

Bevor wir das Hamburger Gebiet nun verlassen, statten wir schnell noch einem andern Hause einen kurzen Besuch ab. Weit draußen vor den Toren waren an der Alster seit 1860 die Alsterdorfer Anstalten entstanden, anfänglich nur der Kinderbewahrung, seit 1863 aber vornehmlich der Idiotenpflege dienend. Ihr Begründer und Leiter war Heinrich Sengelmann, der 1867 sein Predigtamt an St. Michaelis niederlegte und ganz zu seinen Pfleglingen hinauszog, in deren Mitte er 1899 im 78. Lebensjahre verstorben ist. Auch er war Hausvater und Dichter zugleich. Bei den beiden Hauptfesten seiner Anstalt, dem Jahresfest im Sommer und dem Erntefest im Herbst, zu denen Tausende aus Stadt und Land herbeiströmten, hatten zwei seiner Lieder ihren stehenden Platz. Das Abendlied, das nach der Melodie „Unter Lilien jener Freuden" gesungen wird:

Abendruhe, sei willkommen!
Still verglommen
Ist der Sonne letzter Strahl.
Tief ersehnen deinen Frieden
Alle Müden,
Stadt und Land und Berg und Tal usw.

war im Jahre des Einzugs in Alsterdorf entstanden; das Erntelied „Stille Flur, zum Tempel werde", nach der Melodie „Wie groß ist des Allmächtgen Güte", drei Jahre später. Als damals das Erntefest unter Beteiligung fröhlicher Gästescharen gefeiert ward, kroch aus dem großen Erntewagen plötzlich ein Knabe hervor und warf grüne, gelbe und weiße Blätter unter die Menge. Das neue Erntelied stand darauf, das seitdem dort regelmäßig an diesem Tage gesungen wird. Beide Lieder finden sich jetzt im Hamburger Gesangbuch, das erste als Kirchenlied, das andre im Anhang, jenes überdies in der 4. Auflage des Knappschen Liederschatzes von 1891. Die Innere Mission kann ohne das geistliche Volkslied so wenig leben, daß sie vielmehr das alte Liedergut durch eigene Schöpfungen ergänzen muß.

* * *

„Eine Kleinkinderschule ohne Gesang ist wie ein Frühling ohne Blumen", mit diesem Ausspruch bekennt sich Theodor Fliedner zu dem nämlichen Grundsatz, den Wichern befolgte. 1835 regte er zur ersten Kleinkinderschule Deutschlands, in Düsseldorf, an. Am 13. Oktober des folgenden Jahres wurde von ihm das erste evangelische Diakonissen-Mutterhaus in Kaiserswerth eröffnet, dem die Kleinkinderschule und das Seminar für Kleinkinderlehrerinnen angegliedert wurden. Welche Segensströme aus dieser Quelle weit und breit geflossen sind, brauchen wir hier nicht zu schildern. Daß aber auch das geistliche Volkslied sowohl zu ihnen beigetragen hat als auch von ihnen befruchtet ist, muß hier gesagt werden.

Im Jahre 1842 erschien Fliedners „Liederbuch für Kleinkinderschulen und die unteren Klassen der Elementarschulen" zum ersten Mal. Es enthielt neben 214 Liedern auch Gebete und Sprüche und wurde bahnbrechend und zielweisend für den Gesangesdienst an unsern Kleinen. Fast alle für dies Alter passende geistliche Volkslieder stehen schon darin: „Weißt du, wie viel Sternlein stehen", „Ihr Kinderlein, kommet", „Stille Nacht", „Du lieber, heilger, frommer Christ", „Ich bin ein kleines Kindelein", „Weil ich Jesu Schäflein bin" u. v. a. Die späteren Auflagen erscheinen auf der einmal gelegten Grundlage nur verbessert und vermehrt. Der Herausgeber lebte und fühlte mit den Kleinen. Als er einmal mit ihnen das Lied vom Riesen Goliath sang, warf er sich bei der Stelle: „Da fiel der lange Esel hin, So groß und dick er war" in höchsteigener Person mit lautem Gepolter vor ihnen auf die Erde. Erst 1857 folgte dann Fliedners zweites, auf diesem Felde grundlegendes Werk, das „Diakonissen-Liederbuch", das ebenfalls von Auflage zu Auflage ohne wesentliche Umgestaltung erweitert und verbessert ins Land ging. Während der geistliche Untergrund mit dem der Wichernschen Sammlung ganz übereinstimmt, ist doch das Gesicht und die Auswahl durchweg verschieden. Die Züge der weiblichen Diakonie und ihres demütigen, selbstverleugnenden Dienstes schauen uns überall daraus an. Auch Fliedner hat bezeichnenderweise die von Falk angeschlagene Melodie aufgenommen, aber seine eigenen Variationen darüber darangefügt. Sein Lied lautet:

Urquell selger Himmelsfreuden,
Jesu, dem mein Herz entbrennt,
Dich zu speisen, pflegen, kleiden
Ist, mein Heiland, mir vergönnt.

Wenn der Kranken Last wir tragen
In dankbarer Lieb' zu dir,
Ja, zu uns wirst du dann sagen:
Seid gesegnet! Kommt zu mir!

Die Gefangner sich erbarmen,
Die den Kindlein Liebe weihn,
Die die Tränen still'n der Armen,
Denen wirst Schild, Lohn du sein.

Gib denn Liebe, Himmelsfeuer,
Jesu, mehr in unsre Brust!
Dich zu pflegen bleib uns teuer,
Wachs' in uns zur höchsten Lust!

Auch das Lied des Hamburgers Adolf Moraht (1805—1884) „Was hätt' ich, hätt' ich Jesum nicht Auf ewig mir erkoren", auf das die von Georg Eisenbach geschaffene Melodie zu Johannes Karls Weihnachtslied „Der Christbaum ist der schönste Baum" übertragen ist, findet sich in Fliedners erster Auflage schon. Die späteren legen dann ein lebendiges Zeugnis für das allmähliche Wachstum des einst in dem Kaiserswerther Gartenhäuschen gelegten Senfkorns dadurch ab, daß die Lieder der neu entstehenden Diakonissenhäuser gleichfalls Aufnahme fanden, das des Riehener „Sende Herr, von oben sende Deines heilgen Geistes Wehn!" (Mel. Alle Menschen müssen sterben) und des Straßburger „Der Herr ist meine Stärke" (Mel. Nun ruhen alle Wälder). Natürlich fehlt auch das andre mit dem Straßburger Hause verwachsene und im Elsasser und Braunschweiger Gesangbuch als Kirchenlied eingereihte Lied seines Begründers, „Heimat meiner Liebe, Ziel der heilgen Triebe, Ort der sel'gen Ruh" (Mel. Jesu, meine Freude), nicht. Man hat bisher allgemein angenommen, Franz Härter (1797—1874) habe es im August 1870 „in den schwersten Tagen der Belagerung" gedichtet und die „Erdennot", das „Leiden" und „Kreuz" seien darauf zu beziehen. Erst neuerdings ist seine eigene Niederschrift mit dem Datum des 24. Mai 1840 und der Überschrift „Der Zug nach oben. Jerem. 31, 3" auf einem vergilbten Blatte ans Licht gekommen.[50]) Er hielt sich damals, als der Herr seinen in zehnmonatlichem heißem Ringen bekehrten Knecht in eine harte Schule genommen, mit einem gefährlichen Halsleiden heimgesucht und für ein ganzes Jahr zur Untätigkeit verdammt hatte, zu Fouday in den Vogesen auf. Erst zwei Jahre später konnte der Wiedergenesene das Straßburger Schwesternhaus eröffnen. Auch die pflegend und tröstend der Leidenden sich annehmen, müssen selbst im Leiden geheiligt werden. An der andern Grenze der deutschen Welt hat es erst unlängst das Mitauer Haus uns wieder schmerzlich vor die Augen gestellt. Wir grüßen sie beide als die getrennten und dennoch unlöslich mit uns verbundenen.

Dies Kapitel ist, denk ich, sich selber Beweis, warum es nicht ungeschrieben bleiben durfte. Die auf den verschiedensten Feldern der Innern Mission, in ungezählten Anstalten und Vereinen wie im

freien Gemeindedienst arbeitenden persönlichen Kräfte tragen mit ihren übrigen Gaben auch die des Gesanges und die des geistlichen Volksliedes insonderheit aus ihren Mutterhäusern hinaus durch das Land und hinein in das Volk. Mehr als ein geneigter Leser erinnert sich gewiß gleich dem Verfasser mit Freuden, daß er manch schönes Lied, das ihn schon oftmals erquickt hat, zuerst durch Schwestern- oder Brüdergesang kennen und lieben gelernt hat. Wir wollen's ihnen danken.

Und nun zum Schluß noch die Frage, ob der Quell des geistlichen Volksliedes denn bereits völlig ausgeschöpft und vertrocknet ist? Das würde er nur dann sein, wenn auch der Quell des geistlichen Lebens selber vertrocknet wäre. Daß die deutsche Lyrik der letzten Jahrzehnte nicht nur widerchristliche Mißtöne, sondern auch zarte religiöse Klänge auf ihrer Harfe hat, ist eine erfreuliche Tatsache. Emil Prinz Schönaich-Carolath, Karl Ernst Knodt, Gustav Schüler u. a. beweisen es. Woher kommt es, daß von ihren vielen Dichtungen noch nichts in die Herzen und auf die Lippen des christlichen Volkes übergegangen ist? Trafen sie nur nicht den richtigen Ton? Versagten die von der Weltkunst bezauberten Musiker den Dienst? Fehlte es dem Christenvolk an Aufnahmefähigkeit und Aneignungskraft? Die Antwort sei dem Leser, der das geistliche Leben seiner Zeit mit offenen Augen mitlebt, selbst überlassen. Auf alle Fälle aber bleibt auch für jetzt und für immer der Aufruf an die gläubige Gemeinde in Geltung: **Singet dem Herren ein neues Lied!**

Anmerkungen, Nachträge, Literaturnachweise und Quellen.

Abkürzungen:

A = Anmerkung;	Gü = Gütersloh;	Mch — München;
Bln = Berlin;	Ha = Halle a. S.	Mst = Münster;
Drsd = Dresden;	Hmbg = Hamburg;	Stu = Stuttgart;
Brsl = Breslau;	Hann = Hannover;	Tü = Tübingen;
Go = Gotha;	Jhrg = Jahrgang;	Zü = Zürich.
Gö = Göttingen;	Lpz = Leipzig;	

ADB = Allgemeine Deutsche Biographie. Lpz. Bd. 1—56. 1875—1912.

Bäumker = Wilhelm Bäumker: Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen von den frühsten Zeiten bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Freiburg i. Br. Bd. 1 1886; Bd. 2 1883; Bd. 3 1891; Bd. 4 1911. (Nachträge, v. Gotzen herausgegeben.)

BlfH = Blätter für Hymnologie. Herausg. von Albert Fischer. Go, Jhrg. 1 (1883), Jhrg. 2—7 (1884—1889), von A. Fischer u. J. Linke, Jhrg. 1894 von Linke allein.

Bode = Wilhelm Bode: Quellennachweis über die Lieder des Hannoverschen und des Lüneburgischen Gesangbuchs. Hann 1881.

Böhme = Volkstümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert . . . nach Wort und Weise aus alten Drucken und Handschriften sowie aus Volksmund zusammengebracht, mit kritisch-historischen Anmerkungen versehen und herausgegeben von Franz Magnus Böhme, Lpz 1895.

Böhme AL = Franz M. Böhme: Altdeutsches Liederbuch nach Wort und Weise aus dem 12. bis zum 17. Jahrhundert. Lpz 1877.

Erk = Ludwig Erk: Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglichsten deutschen Volkslieder nach Wort und Weise aus der Vorzeit und Gegenwart, gesammelt und erläutert von Ludwig Erk. Fortgesetzt von Franz M. Böhme. Lpz. Bd. 1 u. 2 1893; Bd. 3 1894.

Erk Nachl. = Ludwig Erks Handschriftlicher Nachlaß, in 41 Bänden auf der Preußischen Staatsbibliothek in Bln.

Fischer = Albert Friedrich Wilhelm Fischer: Kirchenlieder-Lexikon. Go 1878 u. 1879.

Fischer-T. = Albert Fischer (†): Das deutsche evangelische Kirchenlied des 17. Jahrhunderts. Von Albert Fischer (†), nach dessen Tode vollendet und herausgegeben von W. Tümpel. Gü. Bd. 1: 1904; 2: 1905; 3: 1906; 4: 1908; 5: 1911; 6: 1916.

Friedl. = Max Friedländer: Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert. Melodien und Studien. Bd. 1, Abt. 1 u. 2 und Bd. 2. Stu u. Bln 1902.

Herzog = Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, begründet von J. J. Herzog, in 3. verbesserter und vermehrter Auflage von Albert Hauck. Lpz Bd. 1—22. 1896—1909.

HvF = Hoffmann von Fallersleben: Unsre volkstümlichen Lieder. 4. Aufl. Lpz 1900.

Julian = John Julian: Dictionary of hymnology, setting forth the origin and history of christian hymns of all ages and nations ss London 1892 (Appendix. ib. 1902.)

Koch = Eduard Emil Koch: Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs der christlichen, insbesondere der deutschen evangelischen Kirche. 3. Auflage. Bd. 1—8. Stu 1866—1876.

Kraus = O. Kraus: Geistliche Lieder im 19. Jahrhundert. 2. Aufl. Gü 1879.

Kretzschmar = Hermann Kretzschmar: Geschichte des Neuen deutschen Liedes 1. Teil: Von Albert bis Zelter. Lpz 1911 (= Kleines Handbuch der Musikgeschichte nach Gattungen. Bd. 4, II. 1.)

Kümmerle = S. Kümmerle: Enzyklopädie der evangelischen Kirchenmusik. Gü. Bd. 1 (1883), 2 (1890), 3 (1894), 4 (1895).

Mschr. = Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst. Herausgegeben von Fr. Spitta u. Jul. Smend. Gö. Jhrg. 1: 1897 ff.

Nelle = Wilhelm Nelle: Schlüssel zum evangelischen Gesangbuch für Rheinland und Westfalen. Die 580 Lieder dieses Buches nach Geschichte, Gehalt und gottesdienstlicher Verwertung dargestellt. Gü 1918.

Nelle KLD = Unsre Kirchenliederdichter. Lebens- und Charakterbilder. Mit einer Einleitung von W. Nelle. Hmbg 1905. (Von verschiedenen Verfassern.)

Nippold = Friedrich Nippold: Das deutsche Christuslied des 19. Jahrhunderts. Lpz 1903.

Rabich = Blätter für Haus- und Kirchenmusik. Herausgegeben von Ernst Rabich. Langensalza. 1. Jhrg 1897 u. f. f.

S. S. = Sacred Songs and Solos and New Hymns and Solos. 888 Pieces. Compiled and sung by Ira D. Sankey. London [o. J. 1890.]

Siona = Siona. Monatsschrift für Liturgie und Kirchenmusik zur Hebung des gottesdienstlichen Lebens. In Verbindung mit L. Schöberlein herausgegeben von M. Herold u. E. Krüger. Gü Jhrg 1: 1876 ff.

Volksl. = Volksliederbuch für Männerchor. Herausgegeben auf Veranlassung Sr. Majestät des deutschen Kaisers Wilhelm II. Partitur. Bd. 1 und 2. Lpz 1907.

Wackern. = Philipp Wackernagel: Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Lpz. Bd. 1 (1864), Bd. 2 (1867), Bd. 3 (1870), Bd. 4 (1874), Bd. 5 (1877).

Wetzst. = O. Wetzstein: Die religiöse Lyrik der Deutschen im 19. Jahrhundert. Neustrelitz 1892.

Winterf. = Carl v. Winterfeld: Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältnis zur Kunst des Tonsetzers. Lpz. Bd. 1—3. 1843—1847.

Zahn = Johannes Zahn: Die Melodien der deutschen evangelischen Kirchenlieder aus den Quellen geschöpft und mitgeteilt. Gü. Bd. 1 (1889), Bd. 2 und 3 (1890), Bd. 4 (1891), Bd. 5 (1892). Bd. 6 (1893).

Einleitung.

A 1. (S. 1.) Das Militärgesangbuch gehört als 10. gleichfalls in diese Reihe, muß hier aber außer Betracht bleiben, da seine Auswahl durch Standesrücksichten beschränkt ist. In ihm allein haben Schenkendorfs „Erhebt euch von der Erde" und Maßmanns „Ich hab mich ergeben" Aufnahme gefunden, von dem das letztere nur noch in dem während des Weltkrieges besorgten 1. Anhang für Coburg und Gotha sich findet.

A 2. (S. 3.) Vgl. zu diesem Abschnitt: Paul Levy: Geschichte des Begriffs „Volkslied" (Sonderabdr. aus Acta Germanica 7, 3) Bln 1911, wo allerdings der nicht nur in der liturgischen, sondern auch in der übrigen Literatur gebräuchlich gewordene Ausdruck „Geistliches Volkslied" keine besondere Berücksichtigung findet.

A 3. (S. 8.) Über den Zusammenhang des reformatorischen Kirchenliedes mit dem Volkslied vgl. auch: Ph. Wolfrum: Die Entstehung und erste Entwicklung des deutschen evangelischen Kirchenliedes in musikalischer Beziehung. (Breitkopf u. Härtels Musikalische Handbibliothek, Bd. 8.) Lpz 1890. S. 27 ff.; S. 55 ff.; S. 80 ff.; S. 120 ff.

1. 1. „Nun singet und seid froh". (S. 21 ff.)

Heinrich Susos gen. Amandus Leben und Schriften von Melchior Diepenbrock. Mit einer Einleitung von Joseph Görres. Regensburg 1829. — HvF: In dulci jubilo. Nun singet und seid froh. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Poesie. Hann 1854 (2. Aufl. als Beilage zur 3. Aufl. seiner Geschichte des deutschen Kirchenliedes. Hann 1861). — Erk Nachl. Bd. 21, 125 u. Bd. 32, 53. — Wackern. 2, 483—486 (Nr. 640—647). — Kümmerle Bd. 1, 677 ff. — Böhme AL, 633 ff. (Nr. 528a u. b.) — Fischer 2, 130. — Die deutschen Schriften des Seligen Heinrich Seuse aus dem Predigerorden. Nach den ältesten Handschriften in jetziger Schriftsprache herausgegeben von P. Fr. Heinrich Seuse Denifle aus demselben Orden. Bd. 1. Mch 1880. — Bode, S. 201. — Zahn 3, 244 (Nr. 4947). — Kümmerle 1, 677. — Julian, 564. — Erk, 636—638 (Nr. 1424 A—C). — Volksl. 1, 156 u. 775. — Fr. Spitta: In dulci jubilo in Mschr. 14 (1909), S. 365 ff. und 15 (1910), S. 13 ff. — Nelle, 337.

1. 2. „Es ist ein Ros entsprungen". (S. 27 ff.)

Winterf. 1, 90 und 380. — Erk Nachl. 19, 128 u. 39, 55. — Wackern. 2, 925 (Nr. 1153). — Fischer 1, 182. — Böhme AL, 620 ff. (Nr. 515a u. b). — Bäumker 1, 339 ff., vgl. 4, 189. — Zahn 3, 26 (Nr. 4296). — Julian, 354. — BlfH 1894, 182 ff. — Erk 3, 627 (Nr. 1920). — HvF, 83 (Nr. 390). — R. Eitner, Art. M. Praetorius in ADB 26, 530 ff. — Mschr. 5 (1901), S. 10 ff. u. 21 (1916), S. 213 ff. (Spitta). — Volksl. 1, 176, 190 u. 746 (Nr. 75). — Nelle, 313 ff.

A 4. (S. 27.) Die Angabe bei Koch 1, 247, daß das Lied schon im Walthersschen Chorgesangbüchlein (Wittenberg 1524) gestanden habe, ist irrig.

1. 3. „Schönster Herr Jesu". (S. 30 ff.)

HvF u. Ernst Richter: Schlesische Volkslieder mit Melodien. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. Lpz 1842. S. 339 (Nr. 187). — Fischer, 240. — Küm-

merle 3, 248 ff. — BlfH 1885, 25 ff. — Zahn, Bd. 1, 347 (Nr. 1319), Bd. 2, 561 (Nr. 3975 u. 3976). — Bäumker 1, 740; 2, 281 u. 4, 567 ff. (Nr. 183 u. 184, vgl. Nr. 421). — Volksl. 1, S. 775. — Nelle, 344 ff.

A 5. (S. 30.) Hölscher: Deutsche Lieder aus der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts in „Österreichische Vierteljahrsschrift f. katholische Theologie" 4, (Wien 1865), S. 220—256, bietet den obigen Text S. 232 unter der Überschrift „Suspirium ad Jesum" und schreibt dies wie auch die übrigen von ihm aus einer Münsterschen Handschrift mitgeteilten Lieder jesuitischen Kreisen, besonders den Zeit- und Ordensgenossen Spee's zu.

2. 1. „In dir ist Freude". (S. 32 ff.)

Koch 3, 278. — R. Eitner in Monatshefte f. Musikgeschichte 1878, 73 ff. — Fischer 1, 410. — Fischer-T. 1, 33. — ADB 18, 679 u. 19, 809. — Kümmerle Bd. 1, 676 u. 456; Bd. 2, 61 ff. — Zahn 5, 224 ff. (Nr. 8537—8540). — W. Tümpel: Geschichte des evang. Kirchengesangs im Herzogtum Gotha 2 (Go 1895), S. 13. — Julian, 677. — C. F. Becker: Mehrstimmige Gesänge berühmter Komponisten des 16. Jahrh. Drsd. (Mit italien. Text.) — 6 Madrigale f. gemischten Chor, bearbeitet von Max Reger. Lpz u. Zü. (Mit deutschem Text: „An hellen Tagen, Herz, welch ein Schlagen!") — Rabich 1899, 85 (Mus. Beilage). — Nelle, 330 ff.

A 6. (S. 33.) Nelles Vermutung, daß schon Lindemann sein Lied der Melodie Gastoldis untergelegt habe und uns nur die Beweise dafür verloren gegangen seien, wird dadurch unterstützt, daß von seinen 20 Liedern nicht weniger als 8 Gastoldischen Weisen sich anpassen. S. Eitner a. a. O.

2. 2. „Ein getreues Herze wissen". (S. 34 ff.)

D. Paul Flemings Teutsche Poemata. Lübeck (1642), S. 532. (Buch 5 „Von Liebes-Gesängen", Nr. 34). — Vermehrte Moskowitische und Persianische Reisebeschreibung zum Andern mahl herauss gegeben durch Adam Olearius. Schleswig 1656. Vgl. F. Ratzel in ADB 24, 269 ff. — G. Schwab: Paul Flemings erlesene Gedichte. Aus der alten Sammlung ausgewählt und mit Flemings Leben begleitet. Stu u. Tü 1820. — J. M. Lappenberg: Paul Flemings Deutsche Gedichte. 1 u. 2, Stu 1865. (Zur Biographie: 2, 851 ff.) — Böhme, 226 (Nr. 300). — Fischer 1, 157. — Fischer-T. Bd. 1, 433. — Nelle, KLD, 177 ff. (Hermann Josephson.)

2. 3. „Der Mensch hat nichts so eigen". (S. 37 ff.)

Denkmäler deutscher Tonkunst. 1. Folge. Bd. 12: Heinrich Alberts Arien, herausgegeben von Ed. Bernoulli, 1. Abt. Lpz. (Neudruck mit lebens- u. musikgeschichtlicher Einleitung.) — H. Österley: Simon Dachs Werke. Tü 1876. — Derf. S. Dach, seine Freunde und Johann Röhling (= J. Kürschners deutsche Nationalbibliothek, Bd. 30). — Böhme, 223 (Nr. 295). — HvF, 46 (Nr. 209.) — Volksl. 1, 776. — Nelle KLD, 209 ff. (Suderow). — Kretzschmar, 17 ff. — Nelle, 309.

2. 4. „Geh aus, mein Herz ff." (S. 39 ff.)

Kümmerle Bd. 1, 464 ff. u. Bd. 3, 337 ff. — Zahn Bd. 2, 132 ff. (Nr. 2531—2537 u. 2555) u. 2, 382 (Nr. 3371 u. 3372). — Julian, 412. — Böhme, 578 (Nr. 749). — Fischer-T. 3, 398 u. 434. — Nelle KLD, 241 ff. (A. Gründler). —

Hermann Petrich: Paul Gerhardt. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. Auf Grund neuer Forschungen und Funde. Gü 1914, 87 ff., 162 ff., 276 ff. u. ö. — Nelle, 316 ff.

A 7. (S. 43.) Julian a. a. O. bringt die seltsame Nachricht, daß das Lied „Voller Wunder" in Deutschland häufig auf dem Kirchgang zur Trauung Verwendung finde. Dazu würde es schwerlich sich eignen, wohl aber gäbe es für die Hochzeitstafel eine sehr passende Nummer.

2. 5. „Wo willst du hin ff." (S. 45 ff.)

Johann Scheffler: Heilige Seelen-Lust. Breßlaw (1657). — Dasselbe: Neudruck mit Einleitung von Georg Ellinger. Ha 1901. — Johann Quirsfeld: Geistlicher Harffen-Klang. Lpz 1679. S. 296. — Koch 4, 19 ff. — Fischer 2, 415. — ADB 27, 48. — Kümmerle 4, 550 ff. — Julian, 1007. — Zahn Bd. 4, 531—533 (Nr. 7726—32). — Fischer-T. 4, 125 u. 5, 386 (Nr. 436). — Nelle, 442.

2. 6. „Unter Lilien ff." (S. 47 ff.)

Koch 4, 432 u. 492; 8, 687. — Fischer 1, 192. — Kümmerle Bd. 3, 719 ff. — Zahn Bd. 1, 424 (Nr. 3532), 432 (Nr. 3547 ff.) u. 435 ff. (Nr. 3558—62), Bd. 3, 345 u. 451 (Nr. 5246 u. 5543 ff.). — Nelle, 352.

A 8. (S. 47.) Der Irrtum (oder Druckfehler?) bei Koch, der den Ort 4, 441 Johbach nennt, hat leider manche Nachfolger gefunden, z. B. ADB 1, 349, die Gesangbücher von Brandenburg, Königr. Sachsen u. a.

2. 7. „Die Himmel rühmen ff." (S. 49 ff.)

Heinrich Döring: Chr. F. Gellerts Leben. Greiz 1833. — Nelle KLD, 449 ff. (G. Buchwald). — Ludwig van Beethovens Werke. Lpz. Serie 23, Nr. 217. — Rohl: Beethovenbrevier. 1870. S. 107, 110 u. ö. — A. Chr. Kalischer: „Beethoven als religiöser Mensch" (Sonntagsbeilage der Voss. Zeitung 1883, Nr. 24 u. 25.) — A. B. Marx: L. van Beethovens Leben und Schaffen. 4. Aufl. Bln 1884 (1, 302—311). — W. J. v. Wasielewski: L. van Beethoven. Bln 1, 1888. — Alexander Wheelock Thayer: L. v. Beethovens Leben. Deutsch von Deiters. 2. Aufl., neu bearbeitet von Riemann. Lpz 1910 (S. 187 u. 409). — Franz Dubitzky: „Religionsbekenntnisse unsrer Tonmeister": Rabich 12 (1907/1908), S. 163 ff. u. 180 ff. — Volksl. 1, 43. — Zahn Bd. 1, 806 ff. (Nr. 1544—1560). — Friedl. Bd. 1, Abt. 1, LV ff. u. Bd. 2, 56. — Volksl. 1, S. 773.

2. 8. „Auferstehn, ja auferstehn". (S. 53 ff.)

Fischer 1, 49. — Franz Muncker: Fr. Gottl. Klopstock. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Stu 1888, 305 ff., 317 ff., 549 ff. — Kümmerle Bd. 1, 56 ff. — Julian, 418 u. 626. — Böhme, 596 (Nr. 779). — Zahn Bd. 1, 532 ff. u. 535 ff. (Nr. 1978 u. 1987—2010). — HvF, S. 21 (Nr. 85). — Friedl. 1, 165 ff. u. 2, 123. — Nelle KLD, 465 ff. — Volksl. 1, S. 773. — Kretzschmar, 243. — Nelle, 296.

2. 9. „Ich will streben ff." (S. 56 ff.)

A. Knapp: Christoterpe 1842, S. 1—94. — Karl Christ. Eberh. Ehmann: Phil. Fr. Hillers Sämtl. geistliche Lieder, zum erstenmal vollständig gesammelt und nebst einem Abriß seines Lebens herausgegeben. Reutlingen 1844. — A. Knapp:

Altwürttembergische Charaktere. Stu 1870, S. 78 ff. — Koch 5, 107 ff. — Zahn 4, 381 ff. (Nr. 7341a—7343). — Nelle KLD, 369 ff. (Wurster).

A 9. (S. 60.) Zahn urteilt a. a. O.: „Eine Volksmelodie, die sich dem trivialen Bänkelsängerton anschließt und darum sehr beliebt ist".

3. 1. „Großer Gott, wir loben dich". (S. 61 ff.)

Kümmerle Bd. 1, 570 ff. — Zahn 2, 418 (Nr. 3495). — Derſ. in Siona 1893, 51. — Böhme, 567 (Nr. 738). — Bäumker Bd. 3, 89 u. 285 (Nr. 219). Bd. 4, 63 ff. u. 685 (Nr. 345). — Derſ., „Das deutsche Tedeum; der Dichter, die ältesten Texte und Melodien" im Kirchenmusikalischen Jahrbuch f. d. Jahr 1900 (Regensburg), S. 85—93. — H. A. Köstlin, Art. „Tedeum" in Herzog 19, 465 ff. — P. Eickhoff: „Das Tedeum" in Siona 32 (1907), S. 101 ff. u. S. 221 ff. — Nelle, 318 ff. — Derſ. in Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung 1918, Nr. 3.

A 10. (S. 65.) Nelle sagt im „Schlüssel" a. a. O.: „Es fehlt dem Liede an jeder festlichen Erhebung". „Im Tedeum Berge Gottes, hier alles zur Hügelkette eingeebnet." „Kein Ersatz für Luther."

3. 2. „Ich hab von ferne ff." (S. 65 ff.)

J. T. Hermes: Lieder für die besten bekannten Kirchenmelodien. Brsl 1800 (im Vorbericht). — H. Petrich: Stargarder Skizzenbuch. Stargard i. Pom. 1877, 63—70. — Zahn 2, 601 ff. (Nr. 4099—4104). — Georg Hoffmann: Johann Timotheus Hermes. Ein Lebensbild aus der evang. Kirche Schlesiens im Zeitalter der Aufklärung. Brsl 1911 (= Korrespondenzblatt des Vereins f. Geschichte der evang. Kirche Schlesiens Bd. 12, H. 1. Darin S. 304—418 ein bes. Art. über unser Lied). — Friedl. 2, 140 ff. — Derſ. J. A. Hiller 1, 1. S. XLVI u. 151 ff. — Kretzschmar, 262 ff. — Nelle 297.

3. 3. „Weil ich Jesu Schäflein bin". (S. 69 ff.)

Der Brüder-Bote (Budissin) H. 1 (Januar 1864). — Koch 6, 430 ff., 443 ff., 484 ff. — Fischer, 342. — Kümmerle Bd. 1, 177 ff. — Julian 499. — Zahn 2, 395 (Nr. 3416—3418). — Kümmerle 4, 177. — Joseph Th. Müller: Hymnologisches Handbuch zum Gesangbuch der Brüdergemeine. Herrnhut 1916, 42 ff., 44 ff., 150 u. 229. — Handschriftliche, selbstverfaßte Lebensläufe L. v. Hayns und Christine Petersens aus dem Archiv der Brüder-Unität in Herrnhut. (Ersterer gedruckt in „Nachrichten a. d. Brüdergemeine" 1846, S. 599—611.) — Nelle, 353 ff.

A 11. (S. 73.) Der mir durch Herrn D. Jos. Th. Müller aus dem Unitäts-Archiv freundlichst zur Verfügung gestellte ursprüngliche Wortlaut des ganzen Liedes ist der folgende (die kleinen Änderungen Gregors in []):

Weil ich Jesu Schäflein bin,
freu ich mich nur immerhin
über meinen guten Hirten,
der mich schön weiß zu bewirten,
der mich liebet, der mich kennt
und bei meinem Namen nennt.

Unter seinem sanften Stab
geh ich aus und ein und hab
alle Tage frische Weide,
daß ich keinen Hunger leide,
und so oft ich durstig bin,
führt er mich zum Brunnquell hin.

Mein Erbarmer leitet mich
sicher und behutsamlich,
gibt mir auch wohl Salz zu lecken,
meinen Durst recht zu erwecken
nach dem roten Wundenbach,
wenn ich kränklich bin und schwach.

Er hat mich hinaus ins Feld
zu der Lämmer Hut bestellt,
und ich darf in seinen Nähen
nur so sachte beiher gehen
und auf dieser niedern Flur
folgen meines Hirten Spur.

In dem Früh- und Abendtau
einer immergrünen Au
schlaf ich und erwache wieder,
setz mich zu der Herde nieder
in das saftigste Revier,
und ihr Brünnlein quillt auch mir.

Drückt mich meine kleine Last
und ich brauche Ruh und Rast,
darf sein Schäflein ohn Bedenken
in des Hirten Schoß sich senken,
kriegt an seiner milden Brust
wieder neue Arbeitslust.

Sollt ich denn [nun] nicht fröhlich sein,
ich beglücktes Schäfelein?
Denn nach diesen schönen Tagen
werd ich endlich heimgetragen
in des guten Hirten [Hirten Arm und] Schoß.
Amen ja, mein Glück ist groß!

3. 4. „Der Mond ist aufgegangen ff." (S. 74 ff.)

Wilhelm Herbst: Matthias Claudius, der Wandsbeker Bote. 3. Aufl. Go 1863. — Julian, 236 u. 237. — Böhme, 196 (Nr. 237). — Zahn 2, 71 ff. (Nr. 2322—2324). — HvF, 46 (Nr. 211) u. 274 (Nr. 1309). — Friedl. Bd. 2, 244, 258 u. 562. — W. Nelle: „M. Claudius u. das Kirchenlied" in Mschr. 11 (1906), S. 122 ff., 153 ff., 182 ff. — Nelle KLD, 497 ff. (A. Brüssau). — Nelle, 304 ff. u. 360 ff.

A 12. (S. 73.) Zinzendorf hatte dies Kinderlied bereits in seinem J. A. Rothe gewidmeten Katechismus „Lautere Milch der Lehre von Jesu Christo, das ist gar einfältige und nach dem Begriff junger kleiner Kinder eingerichtete Frage-Stücke, dem lieben Heilande zu Ehren, denen Kindlein zu Nutz, den Eltern zu einem Vorteil aus guter Meinung verfasset" 1723 veröffentlicht. Später wurde der ganze Katechismus wieder abgedruckt in „Der Freywilligen Nachlese, Bey den bißherigen Gelehrten und erbaulichen Monaths-Schrifften, 10. Sammlung (Franckfurt u. Lpz)," S. 1170 ff. Dort S. 1186 findet sich das Lied in folgendem Wortlaut (Gregors Korrekturen und Auslassungen von 1778 in Klammern):

Ein einfältiges Kinder-Liedgen.

Mel. Nun sich der Tag geendet hat.

1. Ich bin ein kleines Kindelein,
Und meine Kraft ist schwach,
Ich wollte gerne selig sein
Und weiß nicht, wie ich's mach.

2. Herr Jesu (Mein Heiland), du bist mir
Ein Kindlein selbst gewest [zu gut
Und hast mich durch dein reines Blut
Von aller Not erlöst.

3. Mein lieber Heil-Mann, rate zu,
(Mein liebster Heiland! rat mir nu,)
Was ich zur Dankbarkeit
Vor alle deine Liebe tu?
Ich bin gar ungescheut.
(Und was dein Herz erfreut?)

[4. Ich denke, weil ich oft gehört,
Daß du mein junges Herz
Zu einer Gabe hast begehrt:
Es ist dir doch kein Scherz.]

5. So nimm dir denn mein Herze hin,
(Ach nimm mein ganzes Herz dir hin;)
Nimm's, lieber (liebster) Jesu an,
Ich weiß, daß ich so deine bin,
(Ich weiß doch, daß ich deine bin)
Du guter, frommer Mann.
(Du teurer Schmerzensmann!)

6. Du hast mich in der Taufe ja
Zum Kinde eingeweiht,
(Mit deinem Heil bekleidt)
Und da ich keine Hilfe sah,
(Und eh ich etwas wußt' und sah,)
Mich von der Angst befreit.

[7. Gesund, gewaschen, rein und klar
Ward meine Seele nun:
Und das ist je gewißlich wahr;
Was soll ich ferner tun?]

[8. Sie soll, wie sie versprochen hat,
Mein Heil-Mann, deine sein,
Vom Teufel und von seiner Tat
Soll sie sich halten rein.]

[9. Ich armes Kindlein aber kann
Nichts von mir selber tun;
Drum hilf mir, o du starker Mann,
Herr Jesu, hilf mir nun.]

10. Bewahre mir mein Herzelein
(Bewahr mir nun mein Herzelein)
Vor allem, was befleckt:
Du hast's gewaschen, halt es fein (rein)
Verhüllt und zugedeckt.

[11. Holst du mich bald aus dieser Zeit,
Was ist es ihm nun mehr?
So komm ich in die Ewigkeit,
So wird mir's fein nicht schwer.]

12. Und sollt ich länger unten sein,
(Müßt' ich noch lang hienieden sein,)
Nehm ich an Jahren zu,
(Und nähm an Jahren zu,)
So hilf, mein liebstes Jesulein,
(So hilf, du Herzensjesulein!)
Daß ich das Meine tu!
(Daß ich dir auch was tu.)

[13. Und richte mir mein Herz und Sinn
Weg von der bösen Welt,
Nach dir, mein lieber Heiland, hin,
Damit es dir gefällt.]

14. Und wenn ich nun nach meiner Tauf'
(Und wenn ich nun im Bund der Tauf)
Gelebet heiliglich,
(Gewandert seliglich)
So schließe meinen kurzen Lauf (Gna-
Und hol und küsse mich. [denlauf)
(Und küß und hole mich!)

Die Melodie, nach der das Lied jetzt meistens gesungen wird, ist von Höltys „Üb immer Treu und Redlichkeit" darauf übertragen, stammt aber ursprünglich aus Mozarts Zauberflöte (1791). Vgl. O. Jahn: W. A. Mozart. Bearbeitet von H. Deiters. Tl. II (Lpz 1907), S. 568. A. Mozarts Werke (Lpz) Ser. V, Nr. 20, S. 156. Merkwürdigerweise stimmen die beiden ersten Zeilen Note für Note mit der 7. u. 8. Zeile der Kugelmannschen Choralmelodie „Nun lob, mein Seel, den Herren": „Errett dein armes Leben, Nimmt dich in seinen Schoß" überein, so daß also anzunehmen ist, die Töne sind dem Operndichter auf irgend einem Wege zugeflogen und im Ohre haften geblieben. Siehe C. F. Becker in Neue Zeitschr. f. Musik XII (1840), S. 112.

3. 5. J. A. P. Schulz ff. (S. 79 ff.)

C. v. Ledebur: Tonkünstler-Lexikon Berlins (1861), S. 528—537 (darin Sch. eigne Lebensnachrichten). — 71. Neujahrsstück der Allg. Musikgesellschaft in Zü (1883), S. 13 ff. — Zeitschrift der Internationalen Musikgesellschaft Bd. 15, 169—270. — Kümmerle Bd. 3, 293 ff. — H. Welti in ADB 35, 744 ff. — Friedl. Bd. 1, L, 254—261 u. Bd. 2, 244—259. — Kretzschmar, 279 ff.

A 13. (S. 81.) Auch Friedl. Bd. 2, 258 u. Erk Nachl. 25, 141 geben Schulz als Schöpfer der Melodie des „Bauernliedes" an und verweisen auf Hoppenstedts „Lieder für Volksschulen", 2. Aufl. Hann 1800, als älteste Quelle, wo auch der zusammengeschnittene Text zuerst sich findet.

3. 6. „Wie sie so sanft ruhn". (S. 81 ff.)

Leipziger Musen-Almanach auf das Jahr 1780, 214. — Magnus Adolf Blüher: David Samuel Rollers Leben und Wirken. Drsd 1852. — Kirchliches Amtsblatt für Schlesien 1864, S. 25. — Erk Nachl. 14, 635. — A. H. Rühle: David Samuel Roller, Lebensbild eines sächsischen Pfarrers. Lpz 1878. — Zahn 2, 602 (Nr. 4105). — Kümmerle 4, 393 ff. — Böhme, 594 (776). — HvF, 269 (Nr. 1289), S. 35 (Nr. 154), S. 285 (u. 317). — Nelle, 358 u. 389. — Volksl. 1, 1, S. 773. — Friedl. Bd. 1, 1. S. 318; Bd. 2, 130, 412 u. 537.

A 14. (S. 83.) Die Abweichungen von Stockmanns Text, die schon bei Beneken sich finden, sind namentlich: 1, 2: Zu deren Wohnung; 1, 3: Wie sie so sanft ruhn in den Gräbern; 2, 1: wo die Klage schweigt; 2, 3: Und von Zypressen sanft umschattet; 4, 1: Und ging; 5, 1: Und seufzte dann noch, der Freundschaft eingedenk; 5, 3: Wie er so sanft ruht!

A 15. (S. 85.) Roller selbst nannte sich irrtümlich Samuel David und feierte den 26. Dezember statt des 25. als seinen Geburtstag. Am 26. Dezember 1777 war sein älterer, früh verstorbener Bruder Samuel David geboren, für den die Eltern ihn als Ersatz nahmen. S. Blüher a. a. O., S. 5.

A 16. (S. 85.) Die geänderten Worte lauten ursprünglich: 1, 1: So ruhen in Christo alle die Seinigen; 2, 2: am Schluß hinter dem Komma ein —; 3, 1: Wenn einst die Stimme mich wieder auferweckt; 4, 4: Ewig in einem sie wieder leben!

3. 7. „Lobt froh den Herrn". (S. 88 ff.)

Betr. Nägeli: O. Elben: Der volkstümliche deutsche Männergesang. Geschichte und Stellung im Leben der Nation. 2. Aufl. Tü 1887, S. 33 ff.; S. 398 ff. u. ö. — Kümmerle Bd. 2, 334 ff. — Friedl. 1, 348 ff. — Kretzschmar, 313. — Nelle, 333 ff. — Betr. Barbara Urner s. HvF, 108 (Nr. 505). — Betr. H. Egli: Koch 6, 535 ff. u. Kümmerle 1, 359 ff. — G. Finsler: Georg Geßner. Bas 1862. — B. Suphan: Goethe und Barbara Schultheß im Goethe-Jahrbuch 1892, S. 149 ff. — G. v. Schultheß-Rechberg: Frau Barbara Schultheß zum Schönenhof, die Freundin Lavaters und Goethes. Zü. Neujahrsblatt aus dem Jahr 1903. — G. Billeter: Goethe, „Wilhelm Meisters theatralische Sendung". Mitteilungen über die wiedergefundene erste Fassung von Wilhelm Meisters Lehrjahren. Zü 1910. — Harry Maync: Wilhelm Meisters theatralische Sendung. Goethe-Jahrbuch 31 (1910), S 43 ff.

A 17. (S. 91.) Vollständig lautet das Lied:

1. Lobt froh den Herrn, / Ihr jugendlichen Chöre! / Er höret gern / Ein Lied zu seiner Ehre. / Lobt froh den Herrn, lobt froh den Herrn.

2. Wir schaun umher, / Betrachten deine Werke, / Allmächtiger, / Du Gott der Kraft und Stärke, / So groß wie du ist keiner mehr.

3. Du sprachst, da war / Der Welten All gegründet. / Der Wesen Schar, / Die deinen Ruhm verkündet, / Erschufst du, Vater, wunderbar.

4. Herr, alles zeugt: / Du, du allein bist weise. / Kein Stäubchen schweigt / Von deines Namens Preise. / Du bist's, dem jedes Knie sich beugt.

5. Wir Menschen, wir / Sind deine ersten Zeugen / Im Staube hier! / Wie können wir denn schweigen? / Wir singen dir, Allweiser, dir.

6. Der Wesen Schar / Spricht laut von deiner Güte. / Was ist und war / Im großen Allgebiete, / Macht deine Liebe offenbar.

7. Du sorgst mit Treu / Für deiner Wesen Scharen, / Und täglich neu wird deine Huld erfahren, / Daß alle Welt sich deiner freu.

8. O wer ermißt / Die Liebe ohne Schranken, / Die dir entfließt? / Wer kann dir würdig danken / Für deine Liebe, Jesus Christ?

9. Vom Himmel her / Kamst du auf unsre Erde, / Du Göttlicher, / Zu retten deine Herde. / Wer preist dich würdig, Liebendster?

10. In Todes Nacht / Hast du dein Haupt gesenket, / Du hast's vollbracht, / Hast Leben uns geschenket, / Von Sünd und Tod uns frei gemacht.

11. In dunkle Gruft / Sinkst du, Erblaßter, nieder. / Doch Allmacht ruft / Dich aus dem Grabe wieder, / Die Allmacht, die auch uns einst ruft.

12. Es schallt empor / Zu deinem Heiligtume / Aus unserm Chor / Ein Lied zu deinem Ruhme, / Du, der sich Kinder auserkor.

13. Vom Preise voll / Laß unser Herz dir singen; / Das Loblied soll / Zu deinem Throne dringen, / Das Lob, das unsrer Seel entquoll.

14. Wir stammeln hier, / Du hörst doch unser Lallen / Zum Preise dir / Mit Vaterwohlgefallen. / Dir jauchzen wir, dir singen wir.

15. Wer hier dich ehrt, / Wird einst dich ewig ehren, / Von dir gelehrt / In frohen Himmelschören, / Wo nichts mehr unser Loben stört.

16. Einst kömmt die Zeit, / Wo wir auf tausend Weisen, / O Seligkeit, / Dich, unsern Vater, preisen / Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

3. 8. „Halleluja! Gott zu loben!" (S. 92 ff.)

Koch 6, 325 ff. — Zahn Bd. 2, S. 470 (Nr. 3678). — ADB 14, 533. — Nelle, 298 ff.; 302.

3. 9. „Wenn ich ihn nur habe". (S. 93 ff.)

Novalis Gedichte. Herausgegeben von W. Beyschlag. 2. Auflage. Lpz 1877. Frdr. v. Hardenberg (gen. Novalis). Eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs. Herausgegeben von einem Mitgliede der Familie. Go 1873. — Kümmerle Bd. 4, 222 ff. — Julian 418. — Böhme, 574 (Nr. 751). — Zahn Bd. 2, S. 379 ff. (Nr. 3279—3290). — C. Busse: Novalis Lyrik, 1898. — HvF, 258 (Nr. 1230). — W. Nelle: „Frdr. v. Hardenberg und seine geistliche Dichtung" in Mschr. 6 (1901), S. 113 ff. — Nelle KLD, 529 ff. (Th. Schmidt). — Rippold 16, 27 u. 115. — R. Haym: Die romantische Schule. 2. Aufl. 1906, S. 462 ff. u. ö. — Nelle KLD, 529 ff. (Th. Schmidt). — Nelle, 354 ff. u. 209.

Nachtrag. Wie ich durch Herrn Dr. Mersmann, der das Musikarchiv der deutschen Volkslieder in der Berliner Akademie einrichtet und bearbeitet, erfahre, ist Breidensteins Veröffentlichung seiner Melodie von 1825 nicht die älteste. Schon in „Deutsche Lieder für jung und alt. Bln 1818" findet sie sich S. 108 (Nr. 104) in einfacherer Form mit etwas anderem Schluß und ohne seinen Namen. Da er sie später als sein Eigentum herausgab, ist seine Autorschaft auch hier nicht zu bezweifeln. Das namenlos erschienene Heft „Deutsche Lieder" war von K. Groos und Bernhard Klein herausgegeben. Letzterer stammte aus Cöln, von wo er auch in Heidelberg vorübergehenden Aufenthalt genommen hatte und mit Thibaut in Verbindung getreten war. S. ADB 16, 78 ff. 1819 siedelte er dann auf Veranlassung des Kultusministeriums nach Bln über und wurde an der Organistenschule als Lehrer in Kontrapunkt und Generalbaß, später auch als Gesanglehrer an der Universität angestellt. Seine Kenntnis der Melodie Breidensteins muß also aus der Heidelberger oder Cölner Zeit stammen.

3. 10. „O seht auf leisen Flügeln ff." (S. 97 ff.)

A. W. Möller: Friedrich Adolf Krummacher und seine Freunde. Briefe und Lebensnachrichten. Tl. 1 u. 2. Barmen 1849. — Unser Großvater. Ein Lebensbild in Briefen. Von Marie Krummacher. 1891. — Kümmerle 2, 119. — Julian 418 u. 634. — Böhme, 588 (768). — Zahn Bd. 1, S. 34 ff. (Nr. 116—122). — Nippold, 56. — Mallet in Herzog 11, 150 ff. — HvF, 177 (Nr. 840). — A. Büttner: „Fr. A. Krummacher und sein Festbüchlein" in Mschr. 17 (1912), S. 207 ff. und 237 ff. — Art. Krummacher in „Bremische Biographie des 19. Jahrh." Bremen 1912. — Nelle KLD, 513 ff. (H. Josephson). — Nelle, 358 u. 234 ff.

3. 11. „Ihr Kinderlein kommet ff." (S. 101 ff.)

Christoph v. Schmid: Erinnerungen aus meinem Leben, Tl. 1—4. Augsburg 1853—1857. — Briefe und Tagebuchblätter von Christoph Schmid. Herausgeg. von A. Werfer. Mch 1868. — Hellinghaus: Ausgewählte Volks- u. Jugendschriften: Chr. v. Schmid, „Der Weihnachtsabend". — Wetzst. 52. — Bäumker 4, 136 u. 445 (Nr. 31). — Nippold, 276. — Betr. Weihnachtskrippe: G. Hager: Die Weihnachtskrippe. Ein Beitrag zur Volkskunde und Kunstgeschichte aus dem Bayrischen National-Museum. Mch 1902. — Mschr. 7 (1902), S. 24 ff.

3. 12. „Der heilge Christ ist kommen ff." (S. 107 ff.)

E. M. Arndt: Gedichte. Greifsw 1811 u. Frankfurt a. M. 1818. — Derf. Geistliche Lieder. Bln 1855. — Derf. Erinnerungen an Schweden. Bln 1818. — Derf. Von dem Wort und dem Kirchenliede. Nebst geistlichen Liedern. Bonn 1819. — E. M. Arndts Briefe an eine Freundin (Ch. v. Kathen). Herausgegeben von Eduard Langenberg. Bln 1878. — Julian, 79. — HvF, 201 (Nr. 950). — E. M. Arndt: Werke. Bearbeitet von H. Meisner. Lpz 1894. — Böhme, 476 (Nr. 641). — H. Meisner: „Arndts Psychidion" im Euphorion 3 (1896), S. 758 ff. — Derf. E. M. Arndts Leben und Schaffen. Lpz 1908. — Nippold, 33. — Georg Lange: Der Dichter Arndt. Berliner Beiträge zur germ. u. rom. Philologie von Dr. Emil Eberling, 37. Germ. Abt. Nr. 24. Bln 1910. — E. Müsebeck: E. M. Arndt. Bd. 1 (1769—1815). Go 1914, S. 212 ff. u. 194 ff. — Weitere Beiträge zur Arndt-Forschung von Er. Gülzow u. Kobes f. in „Unser Pommerland", Jhrg. 1917, Nr. 2. 3. 7/8. 9/10. — Nelle KLD, 575 ff. (Wagner). — Nelle, 313.

A 18. (S. 111.) Die genaue persönliche Veranlassung zu dem „Gebet eines kleinen Knaben an den hlg. Christ" hat sich leider noch nicht feststellen lassen. Am 21. Dez. 1810 schreibt A. an Frau v. Kathen: „Nun kommen die fröhlichen Weihnachtstage (ich sollte recht froh sein, denn meine Eltern haben an einem Weihnachtstage sich einst meiner Geburt gefreut), und um mich liegen Säbel, Bogen, Schlittschuhe, Messer und mancherlei wildes und zahmes Vieh, was der hlg. Christ alles meinem Buben bringen soll". Allein sein Karl Treu stand damals schon in seinem 10. Lebensjahre, und das Lied scheint einen jüngeren Knaben vorauszusetzen. Friedrich v. Kathen war am 25. Februar 1807 geboren. Möglich, daß er der Empfänger ist. — Nelle erklärt es übrigens für sicher, daß A. bei dem Liede an die Melodie „Vom Himmel hoch" gedacht hat.

3. 13. „In die Ferne möcht ich ziehen ff." (S. 111 ff.)

A. Hagen: M. v. Schenkendorfs Leben und Dichten. Unter Mitteilungen aus seinem handschriftlichen Nachlaß dargestellt. Bln 1863. — Derf. Gedichte von M. v. Schenkendorf, 4. Aufl. Mit einem Lebensabriß und Erläuterungen. Stu 1871. — HvF, 119 (Nr. 558). — Edgar Groß: Max v. Schenkendorf. Gedichte. Mit Einleitung und Anmerkungen versehen. Bln, Lpz, Wien, Stu 1912. — Friedl. Bd. 2, 211. — Nelle, 328 ff.

3. 14. „Nach dem Sturme fahren wir ff." (S. 115 ff.)

Johannes Falks Auserlesene Werke. Tl. 1 u. 2, Lpz 1819. — Johannes Falk. Erinnerungsblätter von Rosalie Falk. Weimar 1868 (S. 57 ff. u. ö.) — Das Vaterunser, wie solches... Herausgegeben von Joh. Falk. 1822. — Kümmerle Bd. 4, 371 ff. — Eickhoff in BlfH 1894, 153—157. — Böhme, 585 (Nr. 763) und 573 ff. (Nr. 747). — Zahn Bd. 4, S. 283 ff. (Nr. 7089—7091). — Julian, 363. — HvF, 190 (Nr. 898) u. 200 (Nr. 944). — Eugen Segnitz: „Herder und die Musik" in Rabich 16 (1911/1912), S. 91 ff. — Volksl. f. gem. Chor. Lpz 1915, Tl. 1, 747 (Nr. 82). — Nelle, 357.

A 19. (S. 120). Den vollständigen Text des Fischerliedes bieten die „Gedichte von Lebrecht Dreves. Herausgegeben von J. Frhr. v. Eichendorff." Bln 1849, S. 553 u. 529:

1. O sanctissima,
O piisima,
Dulcis virgo Maria,
Mater amata,
Intemerata,
Ora, ora pro nobis.

1. O du heiligste
O du reineste,
Süße Jungfrau Maria!
Mutter verehrete,
Stets unversehrete,
Für uns, für uns, o bitte du.

2. Pias lacrymas,
Pios gemitus
Audi, bona, precamur;
Ingruunt hostes,
Suffice vires,
Ora, ora pro nobis.

2. Fromme Tränenflut,
Fromme Seufzerglut
Hör sie, Gütge, wir flehen;
Sieh, es dräut Feindesschar,
Reich du uns Kräfte dar,
Für uns, für uns, o bitte du.

3. In miseria,	3. Hier in Traurigkeit,
In angustia	Hier im Herzeleid
Ora, virgo, pro nobis.	Bitt' für uns, o Maria!
Pro nobis ora	Rafft uns der Tod dahin,
In mortis hora,	Sei uns Fürsprecherin,
Ora, ora pro nobis.	Für uns, für uns, o bitte du.

A 20. (S. 123). Es läßt sich wohl nicht bezweifeln, daß Falk's Lied in Anlehnung an Chr. Fr. Daniel Schubart's 1780 im Kerker gedichtete „Bitte" (s. dessen Gedichte, Frankfurt a. M. 1802, Tl. 1, S. 89) entstanden ist. Vgl. außer der Anfangszeile „Urquell aller Seligkeiten" auch den Schubartschen Vers:

Lieb' aus tiefem Herzen stammend,
Immer rein und immer flammend,
Liebe, die dem Feind verzeiht
Und dem Freund das Leben weiht.

Trotzdem ist F.'s Lied völlig selbständig, persönlich und in seinem Gedankenbau wesentlich einheitlicher.

3. 15. „Müde bin ich, geh zur Ruh ff." (S. 123 ff.)

H. Förster: Melchior v. Diepenbrock. Ein Lebensbild. Brsl 1859, S. 57 ff. — J. H. Reinkens: Luise Hensel und ihre Lieder. Bonn 1877. — Ders. Melchior v. Diepenbrock. Lpz 1881. S. 99 ff. — F. Bartscher: Der innere Lebensgang der Dichterin Hensel. Nach den Original-Aufzeichnungen in ihren Tagebüchern. Paderborn 1882. — Franz Binder: Luise Hensel. Ein Lebensbild. Freiburg i. Br. 1885. — Julian 510. — Zahn 1, 331 (Nr. 1177, 1245—1248). — Böhme, 192 (Nr. 247). — HvF, 190 (Nr. 895). — Nelle KLD, 609 ff. (H. Barth). — Nelle, 325 u. 335.

A 21. (S. 128). Es ist ein Irrtum, wenn auch Nelle a. a. O. S. 328 u. S. 335 angibt, daß beide Lieder zuerst in Fr. Försters „Sängerfahrt" (Bln 1818) veröffentlicht seien. Diese bringt unter dem von Luise gewählten Decknamen „Ludwiga" nur ein weltliches und die vier geistlichen Lieder: „Totenfeier", „Gedenk ich deiner großen Treue", „O Sorge, die mich niederdrückt" und „Herr, ich will gerne leiden".

3. 16. „Stille Nacht ff." (S. 128 ff.)

Bäumker 4, 184 u. 442. — BlfH 1885, 27 und 1894, 5 ff. — Kümmerle Bd. 3, 524 ff. — Julian, 761. — Böhme, 576 (Nr. 748). — Schorers Familienblatt 1893, S. 812 (Nr. 51). — Neue Preuß. (†) Zeitung 1894, Sp. 14. — HvF., 226 (Nr. 1074). — Volksl. 1, 775. — Fr. Schöning in Neue Preuß. (†) Zeitung 1917, Nr. 655 (d. 24. Dez.). — Nelle, 350. — Mschr. 23 (1918), S. 259 ff.

A 22. (S. 132.) Auch dies Lied und seine Weise haben sich, wie so manche andere, sentimentale Phantasien anhängen lassen müssen, s. z. B. Rheinische Musik- und Theater-Zeitung (Cöln), Jahrg. 5 (1904), Nr. 29. Scharfe Kritik an Text und Weise übt von katholischem kirchlichem und liturgischem Standpunkt aus G. Weber (Mainz) in Musica Sacra, Jahrg. 1897, 41—44 u. 1898, 23. Am letzteren Ort wird auch die Inschrift der am Schulhause in Arnsdorf 1897 enthüllten Gedenktafel wiedergegeben:

Stille Nacht, heilige Nacht!
Wer hat dich, o Lied, gemacht?
Mohr hat mich so schön erdacht,
Gruber zu Gehör gebracht —
Priester und Lehrer vereint.

3. 17. „Wie lieblich ist's hienieden". (S. 132 ff.)

F. G. Wetzel: Aus dem Kriegs- und Siegesjahre Achtzehnhundertunddreizehn. Lpz u. Altenburg 1815. — Derſ. „Schriftproben" (Gedichte), Bamberg 1819. — F. G. Wetzels Gesammelte Gedichte und Nachlaß. Herausgegeben von Z. Funck. Lpz 1838. — C. G. Scharold: Lebensgeschichte Alexanders, Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst bis ins Jahr 1822. Würzburg 1822, S. 128 ff. — C. v. Wurzbach: Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich 9, 197 ff. — Meyers Groschenbibliothek der deutschen Klassiker. Hildburghausen. 273 Bdchen. (Mit kurzer Lebensgeschichte). — Böhme, 569 (Nr. 740). — Die Nachtwachen des Bonaventura. (Mit Nachwort von Franz Schultz, Bonn.) Inselverlag. Lpz 1909. — Über H. Kletke s. K. Leimbach: Ausgewählte deutsche Dichtung, Bd. 8 (Kassel 1889), S. 480—489 u. ADB 51, 213 ff. u. 517.

4. 1. „Ich bete an die Macht der Liebe". (S. 136 ff.)

Julian, 417 u. 1144. — Zahn 2, 291 (Nr. 2964 u. 2965). — Böhme, 583 (Nr. 759). — W. Nelle: G. Tersteegens Geistliche Lieder. Gü 1897. S. 167, S. 206 und S. 276 ff. — Fr. Spitta: „Ich bete an die Macht der Liebe" in Mschr. 8 (1903), S. 129 ff. — H. Dalton: Johannes Goßner. 2. Aufl. Bln 1878. — Nelle, 323 ff. — Betr. Bortnianski: Zahn Bd. 5, 297. — Aug. Wellmer: „Russische Musik u. russ. Tondichter" in Rabich 13, 19 ff. — Emil Krause: Die Pflege der religiösen Volksmusik in Rußland. Ebd. 15 (1910/11), S. 204 ff. — Besmerskny: Zum 150. Geburtstag von D. S. Bortnianski in „Deutsche Militär-Musiker-Zeitung" 23 (1901), S. 502. — N. Findeisen in „Zeitschr. der internationalen Musikgesellschaft" 4 (1903), S. 11. — Betr. russische Meßliturgie s. W. Gogol: Aus dem geistlichen Leben Rußlands, Tl. 1 (Betrachtungen über die hlg. Liturgie). Übersetzt von K. v. Minkwitz. Rendsburg 1911.

Nachtrag. Tscherlitzkys, ohne seinen Namen herausgegebenes Choralbuch führt den Titel: „Choralbuch, enthaltend die Melodien zu der Sammlung auserlesener Lieder von der erlösenden Liebe und den Liedern im Schatzkästchen von Johannes Goßner. Mit Stereotypen gedruckt. Lpz bei Karl Tauchnitz. 1825." Über nicht wenigen Melodien wird Johann Heinrich Tscherlitzky als Komponist genannt. Auch andere Glieder des Sailer-Goßnerschen Kreises sind darin vertreten: Feneberg als Dichter und Lindl als Komponist. Eine Anzahl Melodien sind aus dem Knechtschen Choralbuch herübergenommen. „Ich bete an die Macht der Liebe" steht S. 62 unter Nr. 86 mit der Bemerkung: „Metr. Erquicke mich, du Heil der Sünder. Ruß. Kirchenlied v. Bortniansky, Kapellm. in St. Ptsbg." Sie ist die einzige unter allen, die rhythmisch gesetzt ist, also ihren russischen Charakter unverändert beibehalten hat.

A 23. (S. 141). Die liturgische Unzulässigkeit der Melodie für unsern Gottesdienst wird von Gust. Flügel in der Euterpe 31 (1872), S. 125 ff. kirchenmusikalisch begründet. Vgl. Kümmerle 3, 834. — In ihrer Heimat ist sie dagegen bodenständig geworden und hat sich bei allen

feierlichen Gelegenheiten, auch bei Begräbnissen, mit einem Texte eingebürgert, der unserm deutschen Empfinden oft wenig entsprechend scheint. Das „Kolj slawen Gospodj", wie das Lied nach seinen Anfangsworten dort genannt wird, lautet in wörtlicher Übersetzung: 1. „Wie löblich ist unser Herr in Zion! / Das kann keine Zunge ausdrücken. / Groß ist Er in den Himmeln, auf dem Throne, / Groß ist Er auf Erden, groß! / In den Herzen ist Dir ein Altar bereitet, / Dir, Herr, singen wir, loben dich. — 2. O Gott, in Deinen Wohnungen / Ertönen unsre Stimmen, / Da steigen unsre Gebete auf / Zu Dir wie ein Morgentau. / Dich, Herr, Dich rühmen wir / Tag und Nacht bei'm Lichtstrahl und Dunkel". — Auch in der evang. Johanniskirche zu Mitau wird die Melodie regelmäßig bei der Christfeier zu dem Verse „O Jesu, schöne Weihnachtssonne" mit einer kleinen Unregelmäßigkeit am Schlusse gesungen.

4. 2. „Tochter Zion, freue dich ff." (S. 142 ff.)

Karl v. Raumers Leben, von ihm selbst erzählt. Stu 1866. — Friedrich Heinrich Ranke: Jugenderinnerungen mit Blicken auf das spätere Leben. Stu 1877. — Johann Valentin Strebel: Ein musikalisches Pfarrhaus, gezeichnet von seinem alten Haupte. Basel 1886. — Julian, 20 ff., 150, 589, 855 u. 974. — Kümmerle Bd. 1, 532 ff. — Bäumker Bd. 4, 226 (Nr. 682). — Böhme, 578 (Nr. 750). — Händels Werke. Ausgabe der Händelgesellschaft. Bd. 17 (Josua), S. 183 u. Bd. 22 (Judas Makkabäus), S. 186. — Frdr. Chrysander: Händels biblische Oratorien in geschichtlicher Betrachtung. Hmbg 1897. — A. Schering: Geschichte des Oratoriums. Lpz 1911. S. 294—299. — Nelle, 351 ff. u. 321 ff.

A 24. (S. 146.) Die vier Verse, die die englische wie die deutsche Übersetzung wiedergibt, sind die beiden ersten und die beiden letzten der acht und lauten im Urtext (das ganze Lied s. bei Julian, S. 20):

1. Adeste, fideles,
Laeti [al. Laete] triumphantes,
Venite, venite, in Bethlehem!
Natum videte
Regem Angelorum,
Venite adoremus Domino!

2. Deum de Deo,
Lumen de Lumine,
Gestant puellae viscera;
Deum Verum,
Genitum, non factum,
Venite, adoremus Domino.

3. Cantet nunc Io
Chorus Angelorum,
Cantet nunc aula Coelitum:
Gloria in excelsis
Deo, venite,
Venite adoremus Domino!

4. Ergo Qui natus
Die hodierna
Jesu, Tibi sit Gloria!
Patris Aeterni
Verbum caro factum!
Venite ad Deum!

4. 3. Luise Reichardt ff. (S. 148 ff.)

Allg. musik. Zeitung. Lpz Jhrg. 29 (1827), S. 165 ff. u. S. 542. Vgl. Jhrg. 24, S. 212. — H. Steffens: Was ich erlebte. Brsl 1840, Bd. 6, 88 u. ö. — K. v. Raumers Leben, von ihm selbst erzählt. Stu 1866, 47, 71 ff. u. ö. — H. Dalton: Johs. Goßner. Bln 1878, S. 294 ff. — 68. Neujahrsstück der Allg. Mus.-Ges. in Zü. Zü 1880. — Kümmerle 3, 35 ff. — Schletterer in ADB, 27, 648 ff. — Kretzschmar, 313.

A 25. (S. 149.) Das Heft erschien, wie bei den Musikalien leider üblich, ohne Jahresangabe. Bald wird es dem Jahre 1823, bald dem Jahre 1826 zugewiesen. Eine gründliche Durchsicht der betr. Jahrgänge des Hamburger Korrespondenten, der auch die musikalischen Neuerscheinungen anzeigt, würde wahrscheinlich eine genauere Feststellung ermöglichen. Der Verf. ist darüber ermüdet.

4. 4. „Die Sach ist dein, Herr Jesu Christ". (S. 152 ff.)

Betr. Preiswerk: Koch 7, 96. — Kraus, 400. — ADB Bd. 26, 552. — K. F. Ledderhose: Leben und Wirken des Missionars Dr. Felician v. Zaremba. Basel 1882. — Ders. in ADB Bd. 44, 646. — Betr. Melodie: Zahn Bd. 3, 471 ff. (Nr. 5606, 5607). — Julian, 907 ff. — Mschr. 1 (1896), S. 379. — Bäumker Bd. 4, 80, 169, 180, 352, 385, 412, 755. — Nelle, 312 ff.

A 26. (S. 157.) Herold sagt von der Melodie, Siona, Jhrg. 1913, 58: „Ein Bänkelgesang schlimmster Sorte" und Griesbacher (Choral und Kirchenlied = Kirchenmusikalische Stilistik und Formenlehre Tl. 1, S. 150 ff.): „Ein Gesang, den man nicht anders bezeichnen kann, als das Mädchen für alles, eine Generalmelodie mit dem ganzen Zopf der Zeit". Letzterer verweist auch auf die „ganz auffällige Melodienverwandtschaft" mit Josef Haydns „Ihr Schönen aus der Stadt, kommt her, kommt her".

4. 5. „Wo findet die Seele die Heimat ff." (S. 158 ff.)

Friedrich Wilhelm Krummacher: Eine Selbstbiographie. Bln 1869. S. 101 ff. — BlfH 1883, 144 u. 1888, 111. — Mschr. 2 (1897), S. 175. — Böhme 589 (Nr. 769). — Wetzst., 308. — Bäumker 4, 446. — Zahn Bd. 6, 512. — Nelle 362 ff.

A 27. (S. 160.) Daß es sich in unserm Liede nicht um eine Übersetzung, sondern nur um eine Anlehnung an den Grundgedanken unter Benutzung der Melodie handelt, beweist der englische Text:

1. 'Mid pleasures and Palaces though we may roam,
Be it ever so humble there's no place like home —!
A charm from the skies seems to hallow us there,
Which seek through the world, is ne'er met with else-where.
Home! Home, sweet, sweet Home!
There's no place like Home! :,:

2. An Exile from home, Splendour dazzles invain,
O give me my lowly thatch'd cottage again!
The birds singing gayly, that came at my call,
Give me them with the peace of mind dearer than all.
Home! Home, sweet, sweet Home!
There's no place like Home! :,:

Eine Verdeutschung dieser Verse lautet:

1. Kein Becher voll Wonnen, erfüllt bis zum Rand,
Ersetzt auf fremder Erde das teure Vaterland —
Des Himmels reinster Segen die Heimat beglückt,
Erinnerung und Jugend die Seele entzückt.
O süßer Heimatlaut,
Wie klingst du dem Herzen lieb und traut! :,:

2. Den Frieden der Seele verleiht die Fremde nicht!
Wo find' ich die Hütte, mein trauliches Glück?
Die singenden Vöglein, die alle mich kannten!
Wer gibt mir die Ruhe des Herzens zurück?
O süßer Heimatlaut,
Wie klingst du dem Herzen lieb und traut! :,:

A 28 (S. 160). Zahn a. a. O. sagt von der Melodie: „ein richtiger Gassenhauer" und Nelle, S. 364 gibt den Rat, „daß, die für den Gesang verantwortlich sind in Kindergottesdienst und Schule, Haus und Verein, das Lied nicht mehr anstimmen lassen. Dann wird es, völlig sich selbst überlassen, allmählich eindorren, so üppig diese Wucherblume jetzt noch blüht".

4. 6. „Wie ist der Abend so traulich ff." (S. 160 ff.)

K. K. Münkel: Karl Johann Philipp Spitta. Ein Lebensbild. Lpz 1861. — K. J. Ph. Spitta: Psalter und Harfe. Mit Einleitung von Ludwig Spitta. Go 1890. — Kümmerle Bd. 2, 612 ff. — Zahn Bd. 3, S. 682 ff. (Nr. 6206—6216) und Bd. 5, S. 385 (Nr. 8794). — Julian 418 u. Index 1518. — Böhme, 584 (Nr. 761). — Ph. Spitta: Lieder aus der Jugendzeit. Lpz 1898. — W. Nelle: „Zum Gedächtnis Ph. Spittas" in Mschr. 6 (1901), S. 249 ff. u. S. 418 ff. — (A. Peters) Heinrich Heine im „Gesellschafter", Jahrg. 1825, Beilage zum 11. Blatt. — R. Kögel: „Ästhetische Freundschaften" in „Ethisches und Ästhetisches", Bremen u. Lpz 1888. — Nippold, 80. — E. Elster: „Heine und Christiani" in d. Deutschen Rundschau 27 (1901), S. 265 ff. u. S. 426 ff. — Nelle KLD, 577 ff. — Nelle 316, 342, 353, 360.

4. 7. „Weißt du, wieviel Sternlein stehen ff." (S. 167 ff.)

Th. Hansen: Wilhelm Hey. Nach seinen eigenen Briefen. Go 1886. — A. Beck in ADB 12, 344. — Julian, 520 ff.

A 29. (S. 170). Es ist ein arger Irrtum bei Koch 7, 309, wenn er das „in allen Kleinkinderschulen gebräuchliche Lied" „Alle Jahre wieder" von Friedrich Kayser 1855 gedichtet sein läßt ein Fehler, den das Hamburger Gesangbuch aufnimmt. Kayser hat damals allerdings ein Lied für „Mutter Jolbergs" Kleinkinderlehrerinnenanstalt in Nonnenweier verfaßt, das die drei ersten Zeilen von dem Heyschen Liede entlehnt, im übrigen aber ganz selbständig und durchaus nicht in kindlichem Tone gehalten ist. Es umfaßt 20 Strophen. Den Text s. in „Leben und Lieder des Dr. Friedr. Kayser". Herausgegeben von K. F. Ledderhose. Heidelberg 1859, S. 108.

4. 8. „Meinen Heiland im Herzen ff." (S. 170 ff.)

Agnes Franz: Leben und Nachlaß. Herausgegeben von Julie v. Großmann. 4 Bde. (Bd. 4 „Leben u. Briefe"), Bln 1843. — Nelle 356.

4. 9. Friedrich Silcher ff. (S. 172 ff.)

Diakonus Ammon in Löwenstein: Friedrich Silcher im „Süddeutschen Schulboten" Stu 24 (1860), 223 ff. — H. A. Köstlin: Karl Maria v. Weber. Friedrich Silcher. Stu 1877 (= Neue Volksbibliothek Ser. 2, H. 19 u. 20). — 67. Neujahrsstück.

Zü 1879. — Kümmerle Bd. 3, 395 ff. — ADB 34, 319 (H. Weber). — O. Elben: Der deutsche Männergesang. 2. Aufl. Tü 1887, S. 56 ff. u. 423 ff. — Julian, 521. — A. Prümers: Ph. Frdr. Silcher, der Meister des deutschen Volksliedes. Stu 1910. — Max Puttmann: „Ein Meister des deutschen Liedes" in Rabich 14 (1909/1910), S. 167 ff.

4. 10. „Harre meine Seele". (S. 175 ff.)

W. Nelle: „Räder und Harre meine Seele" in Mschr. 20 (1915), S. 146 ff. — Volksl. 1 (Nr. 744) (59). — Nelle, 320.

H. Frhr. v. d. Goltz: Die reformierte Kirche Genfs im 19. Jahrh. Basel 1862 (betr. Malan, S. 140 ff., S. 250 ff., 269, 287). — La vie et les travaux de César Malan. Genève et Paris, 1869. — Ad. Zahn: Abriß der Geschichte der evangelischen Kirche auf dem europäischen Festlande im 19. Jahrh. Stu 1886, S. 173. — Kümmerle Bd. 2, 132. — Zahn Bd. 5, 161 (Nr. 8427). — Volksl. 1, S. 99 (Nr. 48) u. S. 774. — Nelle, 320 ff.

Nachtrag. Die Geschichte der Einwanderung von Malans Melodie nach Deutschland ist noch nicht geklärt. Herr Dr. Mersmann stellt aus dem Musikarchiv der deutschen Volkslieder fest, daß ihr Eingang schon bei Erk-Irmer „Die deutschen Volkslieder mit ihren Singweisen. Heft 5. Bln 1840" unter Nr. 35 mit dem weltlichen Text J. H. W. Witschels:

Freund, ich bin zufrieden, Geh es wie es will!
Unter meinem Dache Leb ich froh und still.
Mancher Mensch hat alles, Was sein Herz begehrt:
Doch ich kann entbehren Das ist Goldes wert usw.

[Vgl. Böhme, 218 (Nr. 287), HvF. 158 (Nr. 749), Friedl. Bd. 2, S. 431] und der Bemerkung Erks: „Mündlich aus Bln (übrigens wohl in ganz Deutschland allgemein bekannt und beliebt)" sich findet und daß sie später sich auch im mündlichen Gesang verschiedener deutscher Landschaften mit anderen weltlichen Texten nachweisen läßt, die wahrscheinlich Umbildungen des Räderschen Liedes sind: „Liebchen meiner Seele" u. dgl. Im Nachlaß (H. 14) notiert Erk dazu, daß Irmer diese Melodie schon von seinem Vater, „also wohl in den 80., 90. Jahren [des 18. Jahrh.] erlernt" habe. Da es bei der weitgehenden Übereinstimmung mit Malans Melodie ausgeschlossen scheint, daß beide Tonfolgen ganz unabhängig voneinander selbständig entstanden sind, bleibt wohl nur die Annahme übrig, daß Malan die verbreitete Volksweise unbewußt benutzt und zu seiner Komposition ausgebaut hat. Deutschland würde dann mit ihrer Übertragung auf „Harre, meine Seele" nur sein altes Eigentum zurückgenommen haben. Weiteres muß späterer Forschung vorbehalten bleiben. Der Beweis, daß sich Text und Weise von „Harre, meine Seele" ungemein tief in das deutsche Volk hineingesungen haben, wird übrigens auch durch das einstimmige Zeugnis aus dem Weltkriege geliefert, daß sie von den Soldaten fast allein noch aus freiem Triebe angestimmt wurden, als schon die patriotischen Lieder und die Choräle nicht mehr freiwillig, sondern nur noch bei feierlichen Anlässen sich hören ließen.

A 30. (S. 179.) Die Unsicherheit über Herkunft und Verhältnis von Text und Melodie ist noch immer nicht völlig gehoben. Selbst Zahn Bd. 5, 476 schreibt: „Eine von ihm (nämlich Malan) zu einem seiner

Lieder erfundene Melodie wird mit der deutschen Übersetzung (!) Fr. Räders gegenwärtig in Deutschland mit Vorliebe gesungen", und auch Ch. Correvon (Herzog 6, 253) macht „Worte und Melodie" von „Harre, meine Seele" zu Malans Eigentum. Ebenso wird in Rabich Jhrg. 3 (1899), S. 107 berichtet, Malan habe das ihm bekannt gewordene Lied R.'s „mit einer so ansprechenden Melodie versehen", was dann Niemeyer S. 124 dahin berichtigt, daß R.'s Lied „eine Nachahmung eines Liedes des bekannten Genfer Theologen Malan „Que peut le monde"" sei. Aber auch von dem jüngeren Kinderliede Malans „Mon Dieu, mon Père" wird in einer Besprechung des neuen französisch-lutherischen Gesangbuchs, Mschr. 13 (1908) S. 81, behauptet, daß es die „Vorlage für ‚Harre, meine Seele'" sei. Zum Beweis, daß beides ein Irrtum ist und R. sein Lied ohne jeden Gedanken an M.'s Worte gedichtet hat, müssen wir den Text beider Lieder unten folgen lassen. Über die mit der Melodie vorgenommenen Änderungen gibt Auskunft Heinr. Herborn bei Rabich Jhrg. 4 (1900), S. 60 auf Grund einer von einer Enkelin Malans übersandten Notenhandschrift.

A 31. (S. 179). Chants de Sion . . . par C. Malan. Genève 1832. p. 52. 180. Cantique. Chant 80.:

1. Que peut le monde
A mon bonheur?
Car je le fonde
Sur mon Sauveur.
Il me l'acquit,
Quand il souffrit
Pour mes péchés
Qu'il a portés.
Il est fidèle,
Et chaque jour,
Il renouvelle
Son tendre amour.

2. Pour me surprendre
Si Satan vient,
Pour me défendre
Jésus survient.
Il me vainquit,
Quand il se mit
Sur cette croix
Où je le vois.
Par sa souffrance
Il le défit,
Et sa puissance
M'en garantit.

3. Par ma faiblesse,
Ma dureté,
Je ne délaisse
La vérité,
Bientôt Jésus
Me rend confus,
Car il me dit
En mon esprit:
„Mon sacrifice
Ai-je accompli,
Pour que du vice
Tu sois l'ami!"

4. Dans la misère,
Dans les ennuis,
Sur cette terre
Souvent je suis!
Je dis allors:
„De tous mes torts
Jésus blessé
M'a repoussé;"
Mais quand ma mère
Me laisserait,
Mon Dieu mon père
Toujours serait.

5. Aussi sans crainte,
En mon souci,
Je fais ma plainte
A cet ami.
Car promptement
Me consolant,
Par son Esprit
Il m'affermit.
Ah! jusquà l'heure
De son retour,
Que je demeure
En son amour!

Chants de Sion... Genève 1837. p. 33, Nr. 28:

Douce prière.

1. Mon Dieu, mon Père!
Ecoute-moi;
Car ma prière
S'élève à Toi.
En Jésus-Christ
Tu nous l'a dit,
Je puis, Seigneur!
T'ouvrir mon coeur.
Ah! dans ta grâce,
O Dieu clément!
Tourne ta face
Vers ton enfant.

2. Je voudrai faire
En ce bas lieu,
Tout pour te plaire,
O mon bon Dieu!
Mais le péché
Reste caché
Dans mon esprit,
Et me séduit.
Ah! je te prie,
Change mon coeur,
Et mets ma vie
Loin de l'erreur!

3. Fais-moi comprendre
Ta charité,
Et bien entendre
Ta vérité.
Oui, que ta main
Sur mon chemin
Soit, o Dieu Fort!
Mon doux support!
Que ta puissance,
Soit chaque jour,
Ma délivrance,
Dans ton amour!

4. 11. „Laßt mich gehn". (S. 180 ff.)

H. Th. Wangemann: Gustav Knak. Ein Prediger der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. 2. Aufl. Basel 1881. — Berliner Missionsberichte 1881, S. 247 — Betr. Voigtländer s. Kümmerle 3, 822 (vgl. 2, 19 ff. — Zahn 1, 494 ff. (Nr. 1842—1849). — Julian, 626/627. — Nelle KLD, 593 ff. (O. Brüssau). — Nelle, 331 ff. und 122.

A 32. (S. 182.) Die Änderung findet sich schon in der 3. Aufl. von Knaks „Reise-Harfe", 1843.

A 33. (S. 183.) Zahn a. a. O.: „ist eine sentimentale Leyer, paßt für pietistische Konventikel".

A 34. (S. 184.) Von dem im Pommerschen Gesangbuch auf vier Verse gekürzten Liede „Mein Schifflein geht behende" finden sich neun Verse in „Gnadenführungen Gottes im Leben des Schulvorstehers Friedrich Samuel Dreger". Herausgegeben von M. Kulke. Bln 1860.

5. 1. Heinrich Volkening ff. (S. 185 ff.)

Tiesmeyer in Allgem. Evang.-Luth. Kirchenzeitung 1877, 830 ff. — Ders. Allgem. Miss.-Zeitschr. 1881, 377 ff. („J. H. Volkening u. seine Bedeutung f. d. Mission".) — Ders. Die Erweckungsbewegung in Deutschland während des 19. Jahrh. Bd. 1, H. 1 (Minden-Ravensberg u. Lippe), S. 30 ff. — K. Krummacher: Lebensbilder von Freunden und Förderern evang. Jünglingsvereine. Elberfeld 1882, S. 71 ff. — Huchzermeyer: „Entstehung und Wachstum der Ravensberger Missionsfeste" im Gütersloher Jhrb. f. 1891, S. 10 ff. — K. Kuhlmann: Zeugen und Zeugnisse aus dem christlich-kirchlichen Leben von Minden-Ravensberg. H. 1. Bielefeld 1895, S. 6 u. S. 118 ff.; H. 2. 1897, S. 107 ff. — August Rische: Johann Heinrich Volkening. Ein christl. Lebens- u. kirchl. Zeitbild aus der Mitte des 19. Jahrh. Gü 1919. — Briefliche Mitteilungen von P. em. Volkening in Detmold und vom C. Bertelsmannschen Verlag.

5. 2. „So nimm denn meine Hände". (S. 193 ff.)

Kümmerle Bd. 3, 445. — Zahn 3, 341 (Nr. 5234 u. 5235). — Wetzst. 290. — Christliche Welt 13 (1899), S. 317—319 (Briefliche Mitteilung der Dichterin an

A. Stock). — Bote aus dem Mitauer Diakonissenhause 1901, Nr. 7 u. 8 (Aufsatz El. Distons auf Veranlassung von P. Katterfeld). — Hermann Barth: Luise Hensel und Julie Hausmann in Nelle KLD, S. 609 ff. — „Julie v. Hausmann. Eine Selbstbiographie. Geschrieben 1892 auf eine Aufforderung vom Auslande hin" in „Der christliche Apologete" (New Yorker Methodistenblatt) d. 20. Sept. 1911, S. 21 ff. „veröffentlicht und mit einleitendem Zusatz versehen von Dr. George Albert Simons-St. Petersburg". — Berliner Evang. Sonntagsblatt 1917, Nr. 52 (d. 30. Sept. 1918). — Nelle, S. 347 ff. — Briefl. Mitteilungen von Frl. Elisabeth Diston. — Die Handschrift eines etwas ausführlicheren Lebensbildes der Dichterin liegt im Schreibtisch des Verf. fertig und wird vielleicht später veröffentlicht.

A 35. (S. 198.) In „Der Freidenker. Zeitschrift des deutschen Freidenkerbundes und des Bundes freier religiöser Gemeinden" 1918, Nr. 13/14, S. 74 ff. hat „der Präses unsers Bundes", Prediger Tschirn-Wiesbaden, die Traurede veröffentlicht, die er bei Vermählung seiner Tochter gehalten hat, doch gewiß, weil sie ihm der Nachahmung wert schien. Sie beginnt: „So nimm denn meine Hände und führe mich: dieser innige Vertrauensklang schwebte eben im Orgelton zu uns hernieder nach dem Wunsche der Braut. Die Hingebung des jungen Weibes zum Manne ihrer Wahl kommt darin zu ergreifendem Ausdruck. Nicht über die Wolken zu überweltlichen Gestalten richtet sich dieser Herzensklang, sondern von Mensch zu Mensch webt er im vertrauensvollsten Liebesbunde, Göttliches in Menschliches gewandelt: Du, Geliebter, führe mich, dir folge ich aus dem Elternhause! Du bist mir nun Vater und Mutter; du leite mich den Lebensweg, den du mir bereitest, leite mich zwischen den Dornen und Steinen und Abgründen des Schicksals, du gestalte mein Los ff." Nicht nur das Martyrium eines Liedes, sondern auch das des zum Gottersatz gestempelten jungen Ehemanns! — Weitere Bemerkungen zur Verwendung des Liedes bei Trauungen s. Mschr. 17 (1912), S. 317 u. Nelle, 349 ff.

A 36. (S. 198.) „Dem Andenken Ernst v. Bergmanns. Zwei Reden am Sarge, gehalten Karfreitag d. 29. März 1907", S. 8. (P. Krüger.)

5. 3. Ernst Gebhardt ff. (S. 198 ff.)

A. J. Bucher: Ein Sänger des Kreuzes. Bilder aus dem Leben von Ernst Gebhardt. Basel 1912. — Paul Fleisch: „Zur Geschichte der Gemeinschaftsliederbücher" in Mschr. 17 (1912), S. 330 ff. — W. Nelle in Siona 1912, S. 26 ff. — Paul Fleisch: Die moderne Gemeinschaftsbewegung in Deutschland (3. Aufl.) Bd. 1, Lpz 1912, S. 32 ff., S. 166 ff., S. 235 ff., S. 503 ff.; Bd. 2, Lpz 1914 („Die Zungenbewegung in Deutschland"), S. 204 ff. — A. Schmeck: „Pflegen die Gemeinschaftskreise auch das alte Kirchenlied?" in Rabich 17 (1912/13), S. 109 ff.

A 37. (S. 200.) Vgl. über Sankey: Julian, 994 u. Herzog 5, 664 u. 13, 435.

A 38. (S. 203.) Sarah Adams war 1805 in Harlow (Essex) als Tochter Benjamin Flowers, des Besitzers des „Cambridge Intelligencer", geboren und heiratete 1834 den Zivil-Ingenieur William B. Adams. Nach dem Tode ihres Vaters, 1827, hatte sie in der Familie des

unitarischen Geistlichen W. J. Fox, in dessen Finsbury Chapel viele ihrer Lieder zuerst gesungen wurden, Aufnahme gefunden. Auch das „Nearer, my God, to Thee" erschien zuerst in dessen „Hymns and Anthems" (1841). An der durch die Anti-Kornzoll-Liga entfachten sozialen Bewegung beteiligte sie sich mit Gedichten und Prosaaufsätzen. Schon 1848 verstarb sie an der Auszehrung. S. Dictionary of National Biographie Vol. 1 (London 1885), p. 101 u. Julian, S. 16 u. 792. Ihr bekanntestes, ungemein verbreitetes Lied hat folgenden Wortlaut:

1. Nearer, my God, to Thee! nearer to Thee!
E'en though it be a cross that raiseth me:
Still all my song shall be —
Nearer, my God, to Thee!
Nearer to Thee!

2. Tho', like the wanderer, the sun gone down,
Darkness be over me, my rest a stone,
Yet in my dreams I'd be
Nearer, my God, to Thee!
Nearer to Thee!

3. There let my way appear steps unto heav'n;
All that Thou sendest me in mercy given;
Angels to beckon me
Nearer, my God, to Thee!
Nearer to Thee!

4. Then with my waking thoughts bright with Thy praise
Out of my stony griefs Bethel I'll raise;
So by my woes to be
Nearer, my God, to Thee!
Nearer to Thee!

5. Or if on joyful wing cleaving the sky,
Sun, moon, and stars forgot, upward I fly,
Still all my song shall be —
Nearer, my God, to Thee!
Nearer to Thee!

A 39. (S. 204.) Nur eine kleinere Anzahl wurde von Th. Kübler (geb. 1832 in Stuttgart, zuerst Missionar und später deutscher Geistlicher in London, † 1905) übertragen und dann von Gebhardt, dem jener seine Handschrift zur Verfügung gestellt hatte, mit aufgenommen. Zu diesen gehören besonders „Ein Tagwerk für den Heiland" („One more day's work for Jesus", Julian, 699), „Zu des Heilands Füßen" („At the feet of Jesus", Julian, 150), und „Ruft herein die armen Sünder" („Call them in, the poor, the wretched", Julian, 1055). Außer diesem Liede geht wohl nur noch das nebst seiner Melodie aus Schottland herübergekommene und in den Anhang des Casseler und des Hessischen Gesangbuchs aufgenommene „Das Leben welkt wie Gras" auf englischen Ursprung zurück. Der deutsche

Text der zwei englischen Verse stammt von Karl Straube. Im Hessischen Gesangbuch ist das Lied durch einen dazwischen geschobenen (2.) Vers erweitert worden, den Ludwig Hallwachs (geb. Darmstadt 1826, später dort Hofgerichtsrat und Ministerialrat, † daselbst 1903 als Wirklicher Geheimer Rat und Dr. theol.) gedichtet hat.

A 40. (S. 204). Über den dem englischen Methodismus angehörenden Augustus Montague Toplady (1740—1778) und dies sein bekanntestes Lied berichtet Julian, 1182 ff. und 970 ff. (Vgl. auch im Index 1447): In der Oktobernummer 1775 des „Gospel Magazine" bot T. zum erstenmal vier Zeilen des Liedes in einem Aufsatz „Life a Journey" und zwar in folgendem Zusammenhang: „Yet, if you fall, be humbled; but do not dispair. Pray afresh to God, who is able to raise you up, and to set you on your feet again. Look to the blood of the covenant and say to the Lord, from the depth of your heart:

Rock of Ages, cleft for me,
Let me hide myself in thee!
Foul, I to the fountain fly:
Wash me, Saviour, or I die.

Make those words of the apostle, your motto: „Perplexed, but not in dispair; cast down, but not destroyed". Das vollständige Lied erscheint dann in der Märznummer 1776 derselben Zeitschrift und lautet dort folgendermaßen (wir fügen die späteren Änderungen, über deren Entstehung Julian ausführliche Auskunft gibt, sogleich in Klammern dazwischen, S. S. Nr. 61):

1. Rock of Ages, cleft for me,
Let me hide myself in Thee!
Let the Water and the Blood,
From Thy riven Side which flowed,
Be of Sin the double Cure,
Cleanse (Save) me from its Guilts [and Pow'r.

2. Not the labors of my hands
Can fulfill the (Thy) Law's demands:
Could my zeal no respite know,
Could my tears for ever flow,
All for Sin could not atone:
Thou must save and Thou alone!

3. Nothing in my hand I bring;
Simply to the (Thy) cross I cling;
Naked, come to Thee for dress;
Helpless, look to Thee for grace;
Foul, I to the fountain fly,
Wash me, Saviour, or I die!

4. Whilst (While) I draw this fleeting [breath,
When my eye-strings break in death-
(When mine eyes shall close in death,)
When I soar trough tracts (to worlds) [unknown —
See Thee on thy Judgment-Throne-
Rock of Ages, cleft for me,
Let me hide myself in Thee!

Das deutsche Lied „Hohes, heilges Marterbild", ist also eine ältere und freiere Übertragung, während Gebhardts „Fels des Heils, geöffnet mir" sich eng an den englischen Text schließt.

A 41. (S. 204). Der Dichter von „Jesus, Lover of my soul" ist Ch. Wesley (1708—1788). S. Julian im Index S. 1383. Es wurde zuerst in „Wesley Hymns and Sacred Poems" (1740) unter der

Überschrift „In Temptation" veröffentlicht und fand gleichfalls eine außerordentliche Verbreitung. Hier der englische Text (S. S Nr. 62):

1. Jesus, Lover of my soul,
Let me to Thy bosom fly,
While the nearer waters roll,
While the tempest still is high;
Hide me, O my Saviour, hide,
Till the storm of life is past!
Safe into the haven guide;
Oh, receive my soul at last.

2. Other refuge have I none,
Hangs my helpless soul on Thee;
Leave, oh leave me not alone,
Still support and comfort me:
All my trust on Thee is stayed,
All my help from Thee I bring;
Cover my defenceless head
With the shadow of Thy wing.

3. Thou, O Christ, art all I want;
More than all in Thee I find:
Raise the fallen, cheer the faint,
Heal the sick, and lead the blind.
Just and holy is Thy name,
I am all unrighteousness;
Vile and full of sin I am.
Thou art full of truth and grace.

4. Plenteous grace with Thee is found -
Grace to cover all my sin:
Let the healing streams abound;
Make me, keep me, pure within.
Thou of life the fountain art,
Freely let me take of Thee;
Spring Thou up within my heart,
Rise to all eternity.

A 42. (S. 204). Gedichtet von der Amerikanerin Ellen Gates geb. Huntington (New Jersey) und durch Sankey nach Europa mitgebracht und in seine S. S. aufgenommen. S. Julian App. 1565. Der Text nach S. S. Nr. 13:

1. Come home, come home!
You are weary at heart,
For the way has been dark,
And so lonely and wild.

Chorus. O prodigal child: come home; oh come home,
Come home, come; oh come home!

2. Come home, come home!
For we watch and we wait;
And we stand at the gate,
While the shadows are piled:

3. Come home, come home!
From the sorrow and blame,
From the sin and the shame,
And the tempter that smiled:

4. Come home, come home!
There is bread and to spare,
And a warm welcome there:
Then to friends reconciled —

A 43. (S. 204). Text und Melodie stammen von dem amerikanischen Komponisten F. George Root (geb. Sheffield, Berkshire County, Mass. 1820). S. Julian S. 1588, wo auf ein Lebensbild R.'s in „The Tonic Sol-Fa Reporter" Sept. 1886 verwiesen wird. Der Text (S. S. Nr. 16):

1. Come to the Saviour, make no delay:
Here in His Word He has shown us the way;
Here in our midst He's standing to day,
Tenderly saying, „Come!"

Chorus: Joyful, joyful will the meeting be,
When from sin our hearts are pure and free;
And we shall gather, Saviour, with Thee,
In our eternal home.

2. „Suffer the children!" Oh, hear His voice!
Let every heart leap forth and rejoice;
And let us freely make Him our choice:
Do not delay, but come.

3. Think once again, He's with us to-day;
Heed now His blest command, and obey;
Hear now His accents tenderly say:
„Will you, my children, come?"

A 44. (S. 204.) Gedichtet 1868 von dem Mitglied der bischöflichen Methodisten-Kirche in Amerika Frances Jane van Alstyne geb. Crosby (geb. im Staat New York 1823) auf Veranlassung des Komponisten W. H. Doane (geb. Preston, Connecticut, 1831), der zu seiner Melodie einen Text zu haben wünschte. Lied und Melodie 1869 zuerst gedruckt und dann durch Sankey herübergebracht. S. Julian S. 1203/1204 u. 304. — S. S. Nr. 25:

1. Safe in the arma of Jesus,
Safe on His gentle breast,
There by His love o'ershaded,
Sweetly my soul shall rest.
Hark! 't is the voice of angels
Borne in a song to me,
Over the fields of glory,
Over the jasper sea.
Chorus: Safe in the arms of Jesus, safe on His gentle breast:
There by His love overshaded, sweetly my soul shall rest.

2. Safe in the arms of Jesus,
Safe from corroding care,
Safe from the world's temptations
Sin cannot harm me there.
Free from the blight of sorrow,
Free from my doubts and fears;
Only a few more trials,
Only a few more tears!

3. Jesus, my heart's dear Refuge,
Jesus has died for me;
Firm on the Rock of Ages
Ever my trust shall be.
Here let me wait with patience;
Wait till the night is o'er;
Wait till I see the morning
Break on the golden shore.

A 45. (S. 204.) Der Dichter F. Bottome (geb. 1823 in Derbyshire, England) wurde 1850 Prediger der Bischöflichen Methodisten-Kirche in Amerika. Dies Lied entstand 1869. S. Julian 164. — S. S. Nr. 47:

1. Oh bliss of the purified! bliss of the free!
I plunge in the crimson tide opened for me;
O'er sin and uncleanness exulting I stand,
And point to the print of the nails in His hand.

Chorus: Oh, sing of His mighty love! sing of His mighty love!
Sing of His mighty love!, Mighty to save!

2. Oh, bliss of the purified! Jesus is mine!
No longer in dread condamnation I pine;
In conscious salvation I sing of His grace,
Who lifted upon me the light of His face.

3. Oh bliss of the purified: bliss of the pure!
No wound hath the soul that His blood cannot cure;
No sorrow-bowed head but may sweetly find rest;
No tears-but may dry them on Jesus' breast.

4. O Jesus the crucified! Thee will I sing.
My blessed Redeemer, my God, and my King;
My soul, filled with rapture, shall shout o'er the grave,
And triumph in death in the „Mighty to save".

A 46. (S. 204.) Das gleichfalls durch Sankey nach Europa herübergebrachte und in den S. S. (Nr. 17) bekannt gemachte Lied stammt von William Orcutt Cushing, geb. Hingham, Massachusetts, 1823 (Julian, 274 u. 1558) und hat folgenden Wortlaut:

1. When He cometh, when He cometh,
To make up His jewels,
All His jewels, precious jewels,
His loved and His own.

Chorus: Like the stars of the morning,
His bright crown adorning,
They shall shine in their beauty,
Bright gems for His crown.

2. He will gather, He will gather,
The gems for His kingdom;
All the pure ones, all the bright ones,
His loved and His own.

3. Little children, little children,
Who love their Redeemer,
Are the jewels, precious jewels,
His loved and His own.

A 47. (S. 204.) Die Dichterin war 1812 in Litchfield, Connecticut, geboren. Ihre „Religious Poems", die auch dies Lied bringen, erschienen 1867. S. Julian, 1096. Der Text lautet (S. S. Nr. 19):

Knocking! knocking! who is there?
Waiting, waiting, oh, now fair:
'T is a Pilgrim, strange and kingly,
Never such was seen before.
Ah, my soul, for such a wonder,
Will thou not undo the door?

Knocking! knocking! still He's there!
Waiting, waiting, wondrous fair:
But the door is hard to open,
For the weeds and ivy-vine,
With their dark and clinging tendrils,
Ever round the hinges twine.

Knocking! knocking! - what, still there!
Waiting, waiting, grand and fair!
Yes, the pierced hand still knocketh,
And beneath the crowned hair
Beam the patient eyes, so tender,
Of thy Saviour waiting there.

Das Badensche Gesangbuch vom Jahr 1913 bringt zwar S. 430 Gebhardts Bearbeitung unter seinem Namen, fügt diesem aber S. 516 im Dichterverzeichnis schamhaft die Bemerkung „unbekannt" bei!!

5. 4. „Wir treten zum Beten". (S. 207 ff.)

BlfH 1894, 28 ff. — Böhme, 564 (Nr. 735 II.) — Mschr. 1 (1896/1897), S. 22 ff., 64, 130, 132; 3 (1898), S. 184, 270 ff.; 20 (1915), S. 133 ff., 241 ff.; 21 (1916), S. 96, 187 ff., 310; 22 (1917), S. 50. — N. Preuß. (†) Ztg. 1894 No. 35. 40. 41. — Volksl. 1, S. 772. — Betr. Weyl: ADB 42, 280—282.

A 48. (S. 208.) Der holländische Text lautet (Böhme, S. 563, Nr. 735 II):

1. Wilt heden nu treden voor God den Heere,
Hem boven al loven van herten seer,
End' maken groot syns lieven naemens eere,
Die daer nu onsen vyant slaet terneer.

2. Ter eeren ons Heeren wilt al u dagen
Dit wonder bysonder gedencken toch,
Maeckt u, o Mensch! voor God steets wel te dragen,
Doet ieder recht en wacht u voor bedrog.

3. D' arglosen den boosen om iet te vinden,
Loopt driesschen en briesschen gelyck een Leeu,
Soeckende wie hy wreedelyck verslinden
Of geven mocht een doodelycke preeu.

4. Bid, waket end' maked, dat g'in bekoring
End 't quad, met schade toch niet en walt.
U froomheid brengt den vyant tot verstoring,
Al-waer syn ryck nog eens soo sterck bewalt.

5. 5. „Brich herein, süßer Schein". (S. 210 ff.)

Evang. Kirchenblatt f. Württemberg, Jahrg. 78, Nr. 11 (d. 17. März 1917), S. 84. — Brfl. Mitteilungen von Fr. M. Schmalenbach. — Hans Schöttler: Karl Kuhlo. Schlichte Bilder aus einem stillen Leben. Bethel 1918.

5. 6. Die Innere Mission und das geistliche Volkslied. (S. 216 ff.)

W. Nelle: Musica Sacra, Volksgesang und Innere Mission (Sonderabdruck aus den Fliegenden Blättern, Jhrg. 1900, S. 401 ff. u. S. 449 ff.) Hmbg. — Frdr. Oldenberg: J. H. Wichern 1. u. 2. Hmbg 1884 u. 1887 (besonders 1, 472 ff.). — H. Petrich: J. H. Wichern. Hmbg 1907, S. 54 ff. — Behrmann: Pastor Heinrich Matthias Sengelmann. Eine biographische Skizze. Hmbg 1896, (S. 70 ff.) — Georg Fliedner: Theodor Fliedner. Kaiserswerth 1886. — Carl Bögner: Im Dienste des Herrn. Das Straßburger Diakonissenhaus während seines 50jährigen Bestehens. Straßburg 1893, S. 43. — Max Reichardt: Franz Härter. Ein Lebensbild. Straßburg 1897, S. 73 ff.

Nachtrag. Aus den Liedern der genannten Dichter der jüngsten Vergangenheit hat bisher nur der 1. Coburg-Gothaer Anhang „Zu dir heb ich die Hände" von Knodt und „Wolleſt meine Seele ſtillen" von G. Schüler aufgenommen.

A 49. (S. 219.) Betr. Runge s. H. Petrich: Pommersche Lebens- und Landesbilder. Tl. 2, 1. Halbbd. Stettin 1884. S. 233—275. Das Lied S. 162.

A 50. (S. 218.) S. Fliegendes Blatt als offener Brief aus dem Rauhen Hause 1845. S. 160.

A 51. (S. 222.) S. Mschr. 6 (1901), S. 62.

Personenverzeichnis.

Die ausführlich besprochenen Dichter und Komponisten sind halbfett gesetzt.

Adams, Miß Sarah 203. A 38 (S. 244)
Adrianus, s. Valerius
Albert, Heinrich **37** ff.
Alexander I., Kaiser 138. 154. 155
Allendorf, J. L. Konrad 2. 10. **47** ff. 184. A 8 (S. 228)
van Alstyne, s. Crosby
Amalia, Prinzessin 79
Ambrosius 62
Anacker, August Ferdinand 166
Andreä, Joh. Val. 58
Angelus Silesius, s. Scheffler
Arnd, Johann 58
Arndt, Ernst Moritz 4. 15. 74. **107** ff. 111 134. A 18 (S. 234)
v. Arnim, Achim 14
Augustinus 62

Bahnmaier, Jonathan Friedrich 173
Barth, Christian Gottlob 3. 89
Bauer, Ludwig 2
Baur, Wilhelm 216 ff.
Beecher, Harriet 204 A 47 (S. 249)
van Beethoven, Ludwig 4. **51** ff.
Beneken, Friedrich Burchard **81** ff. A 14 (S. 232)
Bengel, Albrecht 58
Berger, Ludwig 126
v. Bergmann, Ernst 198
Bertelsmann, C. Verlag IV
Besser, Wilhelm Friedrich 84
Bezzel 144
v. Binzer, August Daniel Frhr. 143
v. Bogatzky, Karl Heinrich 58
Böhme, Franz Magnus 3
Boisserée, Gebr. Sulpice u. Bertram 113
Boos, Martin 137
Bortnianski, Dim. 17. **140** ff. A 23 (S. 237)
Bottome, F. A 45 (S. 248)
Breidenstein, Karl **96** ff. 218. 234
Brentano, Clemens 14. 126 ff.
Budde, Prof. 208
Bunsen 86

Clasing, Johann Hermann 149
Claudius, Matthias 4. 13. 15. 42. **74** ff. 81. 102. 218 ff.
Crosby, Frances Jane A 44 (S. 247)
Crüger, Johann 32
Cumberland, Herzog von 145
Cushing, W. O. A 46 (S. 247)
Dach, Simon 10. **37** ff.
Denicke, David 24
v. Diepenbrock, Melchior, Frhr. **127.** 162
Dittmar, Heinrich 143
Dohna, Burggraf Heinrich 85. 86
Doane, W. H. A 44 (S. 247)
Dreger, Samuel 184. A 34 (S. 243)

Ebeling, Joh. G. 42
Eckhart 21
Egli, Heinrich 91
v. Eichendorff, Joseph, Frhr. 14
Eickhoff, F. H. 86
Eisenbach, Georg 222
Elsner, Samuel 182
Emil, Prinz Schonaich-Carolath 223
Erck, Ludwig 132
Eschen 148

Falk, Johannes Daniel 4. 13. 14. 15. 74. **115** ff. 216 ff.
Fesca, Friedrich Ernst 113
v. Feuchtersleben, Ernst Frhr. 2
Fichte, Johann Gottlieb 143
Fleming, Paul 10. **34** ff.
Fliedner, Theodor 123. **216** ff.
Fouqué, Fdr., Baron de la Motte 14. 133
Franz, Agnes 18. **170** ff. 172 ff.
Franz, Ignatius **61** ff.
Freylinghausen, Joh. Anastasius 47
Friedrich Wilhelm III. 141 ff.
Friedrich Wilhelm IV. 131. 142

Gallitzin, Fürstin 12
Gareis 148
Gastoldi, Giov. Giacomo 33 ff. A 6 (S. 227)
Gates, Ellen A 42 (S. 247)
Gebhardt, Ernst 20. 87 ff. **198** ff.
Gebhardt, Dr. 131
Gellert, Christian Fürchtegott **49** ff. 74
Gerhardt, Paul 1. 25. 32. **39** ff. 58. 60. 76. 81. 93. 167. 180
v. Gerlach, Ludwig 126
Gersbach, Josef 39. 144
Gesenius, Justus 24
Geßner, Georg **88** ff. A 17 (S. 233)
Goethe, Johann Wolfgang 13. 50. 61. 66. 81. 90 ff. 95. 102. 120. 147
Görres, Joseph 25
Goßner, Johannes Baptista 17. **137** ff. 148. 183. 213
Graun, Karl Heinrich 54
Greef, Wilhelm 177

Gregor, Christian 72 ff.
Groos, K. 234
Gruber, Franz Xaver **129** ff.

Händel, Georg Frdr. **145** ff. 147. 149. 151
Hallwachs, Ludwig A 39 (S. 245)
v. Hardenberg, Friedrich (Novalis) 4. 13. 14. **93** ff. 147 ff.
Harder, Augustin 44
Harms, Klaus 186
Härter, Franz 222 ff.
Hasse, Johann Adolf Peter 151
v. Hausmann, Julie **193** ff.
Haydn, Joseph 51. 156.
Haydn, Michael 12. 131. **156** ff.
v. Hayn, Luise 15. **69** ff. (S. 11. 229)
Hegel 133
Heine, Heinrich 14. 135. 162 ff.
Heinrich, Prinz 79
Hell, Theodor 170
v. Helwig, Amalie, geb. v. Imhof 109
Hensel, Luise 4. 14. **123** ff. 147 A 21 (S. 236)
Herder, Joh. Gottfried 3. 14. 61. 116. 120
Hermann, Nikolaus 15
Hermes, Johann Timotheus 2. 4. 15. **65** ff.
Herrnschmidt, Joh. Daniel 10. 93
v. Hertzberg, 142
Hey, Wilhelm 18. **167** ff. 172 ff.
Hiller, Philipp 10. **56** ff.
Hiller, J. Adam 69
Hoffmann v. Fallersleben 2. 3. 31
Hohenlohe, Prinz 135 ff.
v. Hohenzollern, Josef, Fürst 157
Hölty, Ludwig 2
Horn, Oberkons.-Rat 116

Jörgens, Ludwig **158** ff.
Jorissen, Matthias **92** ff.
Jung-Stilling, Heinrich 113. 135. 152. 154

Kanne, Johann Arnold 152
Kapodistrias 154
Karl, Johannes 222
v. Karp, Olga 193 ff.
Kayser, Friedrich A 29 (S. 240)
Kirnberger, Joh. Philipp 79
Klein, Bernh. 234
Kletke, Hermann 133
Klopstock, Friedrich Gottlieb **53** ff. 60. 61
Kloß, K. 85
Knak, Gustav 17. 86 ff. **180** ff. 193 ff. A 32 (S. 243)
Knapp, Alb. 16. 18. 140. 152. 153. 179. 182. 220
Knodt, K. E. 223. 250
Kohlbrenner, Seraph 157
Körner, Theodor 2. 85. 111. 121. 134
v. Kottwitz, Baron 182
Kremser, Eduard 209 ff.
Kreutzer, Konradin 14. 173
v. Krüdener, Frau 113
Krummacher, Fr. Ad. 4. 75. **97** ff. 152
Krummacher, Fr. Wilh. 152
Kübler, Th. A 39 (S. 245)
v. Kügelgen, Wilhelm 85. 100
Kugler, Franz 113
Kuhlo, Karl **213** ff.
Kümmerle, S. 5. 74

Lamprecht, Karl 76
Langbecker, Emanuel Chr. Gottlieb 182
Lange, Johann Peter 84 ff.
v. Laßberg, Ernestine 70
Lavater, Joh. Kaspar 12. 90
Lehr, Leopold Franz Frdr. 47
Lessing, G. E. 102
Lindemann, Johann 10. **32** ff. A 6 (S. 227)
Liszt, Franz 30
Lobwasser, Ambrosius 92
v. Löwenstern, Matth. Apelles 69
Luther, Martin 15. 24. 32. 41. 63. 110

Malan, César 17. 18. **178** ff. 241
Maria Theresia 64
Mausacher 130
Meier, John 3
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 150. 166
Moody 200
Mohr, Franz Josef **128** ff. A 22 (S. 236)
Moraht, Adolf 222
Mörike 14
Moritz, Prinz v. Oranien 208
Mozart A 12 (S. 231)
Müller, Frdr. (Maler) 113
Munck, Frhr. Otto Magnus 109 ff.

Nägeli, Hans Georg 4. 13. 39. **88** ff.
Neithardt 142
Nelle, Wilhelm III. 74
Novalis, s. Frdr. v. Hardenberg

Overbeck, Christian Adolf 81

Pestalozzi, Heinrich 13. 39. 143
Perthes, Friedrich 167 ff.
Peters, Adolf 162. 165 ff.
Petersen, Christine 72 ff.
Prätorius, Michael **28** ff. 32
Preiswerk, Samuel 12. 17. **152** ff.

Quentel, A. 27
Quirsfeld, Johann 46 ff.

Räder, Friedrich 17. **175** ff. 245 ff.
Ranke, Heinrich **142** ff.
v. Raumer, Karl 86. **142** ff.
Rautenberg, Joh. Wilh. 218
Reichardt, Johann Friedrich 144. 147 ff.
„ Friederike 143
„ Johanna 143
Reichardt, Luise 14. 97. 144. **146** ff. 218 ff. A 25 (S. 238)
Reuß, Fürstin Eleonore 215

Richter, C...ian Friedrich 47
Rinck, Johann Christian Heinrich 173
Riſche, Auguſt 191
Ritſchl, Albrecht 46
Ritter, Peter 64
v. Rochow, Frdr. Eberh. Frhr. 78
Roller, David Samuel **81** ff. A 15 (S. 232). A 16 (S. 232)
Root, F. George A 43 (S. 247)
Rückert, Friedrich 56. 152
Runge, Philipp Otto 218 A 48 (S. 250)

Sailer, Michael 12. 102. 127. 136. 137
Sankey, D. Ira 200 ff.
Sapieha, Fürſtin 79
Sauppe, Karl 85
Schäffer, Julius 5
v. Scheffel, J. V. 111
Scheffler, Johann **45** ff. 49
v. Schenk, Eduard 127
v. Schenkendorf, Max 4. 14. **111** ff. 134
Schian 84
Schiller, Friedrich 61. 62. 66
Schlegel, Friedrich 13. 95
Schleiermacher, Friedrich Daniel 95
Schlüter 127
Schmalenbach, Marie **210** ff.
Schmalenbach, Theodor 212 ff.
v. Schmid, Chriſtoph 15. 75. **101** ff.
Schmolck, Benjamin 149
Schubart, Chr. Frdr. Dan. A 20 (S. 236)
Schubert, Gotthilf Heinrich 134 ff. 146
Schüler, Guſtav 223. 250
Schultheß, Barbara geb. Wolf 90 ff.
v. Schultheß-Rechberg 200
Schulz, Johann Abraham Peter 4. 13. **79** ff. 160 A 23 (S. 232)
Schulz, Chriſtian 136
Schütz, Heinrich 37
Schwarz, Wilhelm Elias 155
Schwedler, J. Chriſtoph 1
Sengelmann, Heinrich 220 ff.
Seuſe, ſ. Suſo
Siegert, Gottlob 111
Sieveking, Amalie 148
Silcher, Frdr. 4. 14. 18. 74. 160. **172** ff. 197
Smith, Pearſall 200 ff.
Speckter, Otto 169 ff.
v. Spee, Friedrich 45
Spener, Phil. Jakob 58
Spitta, Philipp 14. 17. 18. **160** ff.
Spitta, Heinrich 162. 164 ff.
Steffens, Henrik 143
Stier, Rudolf 86. 152
Stockmann, Auguſt Cornelius **81** ff. A 14 (S. 232)
Stolberg, Graf Friedrich Leopold 149. 151
Stowe, H. ſ. Beecher
Straſſer, Geſchw. 131
Straube, Karl 86. 182 ff. A 39 (S. 245)
Strebel, Valentin 144
Sturm, Chriſtoph Chriſtian 52
Suſo, Heinrich **21** ff.

Tauler, Johannes 21
Terſteegen, Gerhard 10. 17. 60. **137** ff.
Thibaut, Juſtus 96. 234
v. Thürheim, Graf 105
Tieck, Ludwig 95. 147
Toplady, Auguſtus Montague A 40 (S. 245)
v. Trompoſki 154
Tſchirn A 35 (S. 243)
Tſcherlitzky 141. 237

Uhland, Ludwig 14
Urlſperger, Samuel 12
Urner, Anna Barbara geb. Welti 3. 89

Valerius, Adrianus **207** ff.
Vilmar, Prof. 213
Voigtländer, Karl 17. 48. **183** ff.
Volkening, Heinrich 19. **185** ff.
Voß, Joh. Heinr. 81

Waltersſohn, ſ. Valerius
Walther, Johann 32.
Wangemann, Hermann Theodor 182
v. Weber, Karl Maria 14. 173
Weber, Heinrich 150. 151
Wesley, Ch. A 41 (S. 246)
Wetzel, K. F. G. 4. **132** ff.
Weyl, Joſef 209 ff.
Wichern, Johann Hinrich 123. **216** ff.
Wichern, Karoline 217
Wieland, Chriſtoph Martin 61. 66. 115
Wildermuth, Ottilie 175
Wilhelm, Prinz v. Oranien 208
Wilhelm II., Kaiſer 209
v. Winterfeld, Karl 29. 143.
Witſchel, J. H. W. 241
Wittenberg, Heinrich 181
Witthauer, Georg 125

Zahn, Johannes 5
Zaremba, Graf Félicien 12. 17. **152** ff.
Zeller, Chr. Heinrich 216
Zinzendorf, Graf Nikolaus Ludwig 10. 15. 70 ff. 85. A 12 (S. 230)

Liederverzeichnis.

Die ausführlich besprochenen Lieder sind halbfett gesetzt, die weltlichen Texte durch * bezeichnet.

Abendruhe, sei willkommen 220
Ach daß doch bald dein Feuer brennte, s. O daß
Adeste, fideles, s. Herbei, o ihr Gläub. 144
*A lieta vita 33
Alle Jahre wieder (W. Hey) 19. **167** ff. 173
Alle Jahre wieder (F. Kayser) 240
Alle Menschen müssen sterben 222
Am Weihnachtsbaum d. Lichter brennen 133
*An der Saale hellem Strande 113
*Annchen von Tharau 38. 174
At the feet of Jesus 245
Auf, auf, mein Herz mit Freuden 1
Auferstehn, ja auferstehn 11. **53** ff.
Aus dem Himmel ferne 169
Aus der Näh und aus der Ferne 182

Bedenk ich deine große Treue 125. 236
Befiehl du deine Wege 42
*Blühe, liebes Veilchen 81
Brich an, du schönes Morgenlicht 16. 114
Brich herein, süßer Schein 20. **210** ff.

Call them in, the poor, the wretched 245
Come home, come home 204. 247
Come to the Saviour, make no delay 204. 247

Das Leben welkt wie Gras 245
Da unten ist Friede 84. 86
Dein König kommt in niedern Hüllen 152
Den Herren meine Seel erhebt 44
*Der alte Barbarossa 174
Der beste Freund ist in dem H. 2. 11. 149. 218
Der Christbaum ist der schönste Baum 222
Der heilge Christ ist kommen 15. 16. **107** ff.
Der Herr ist meine Stärke 222
Der Mensch hat nichts so eigen 2. 10. 11. **37** ff.
Der Mond ist aufgeg. 13. 16. **74** ff. 218
Der Sonntag ist gekommen 2
Des Christen Schmuck u. Ordensband 165
Des Herrn Gesalbter ruht in der Väter 85
*Des Jahres letzte Stunde 81
*Deutschland, Deutschland über alles 156
Die Gnade sei mit allen 59
Die Himmel rühmen des Ewigen 11. **49** ff.
Die Nacht vergeht, der Tag bricht an 218
Die Sach ist dein, Herr 12. 17. 19. 135. 152 ff. 239
*Dir folgen meine Tränen 68
Du bist zwar mein 43
Du Hirte Israels, höre 140
Du lieber, heilger, frommer Christ 15. 16. **107** ff. 221. 235
Du meine, Seele, singe 93
Du schöne Lilie auf dem Feld 14. 165. 166

Eine Herde und ein Hirt 15. 100. 152
Einer ist es ewig wert 153
Ein Gärtner geht im Garten 114
Ein getreues Herze wissen 2. 10. 11. **34** ff.
Ein Tagwerk für den Heiland 245
*Ei, wilder als wild 209
Empor zu Gott, mein Lobgesang 100
Endlich sind wir kommen an 64
Erhebt euch von der Erde 226
Erquicke mich, du Heil der Sünder 140. 237
Es blüht eine schöne Blume 218. 256
Es geht ein stiller Engel s. Es zieht usw. 164
Es gibt ein Lied der Lieder 164
Es ist bestimmt in Gottes Rat 2
Es ist ein Ros entsprungen 2. 3. 8. **27** ff. 226
Es ist ein Schnitter, heißt der Tod 3. 8. 149 ff.
Es kennt der Herr die Seinen 166
Es zieht ein stiller Engel 18. 164

Fels des Heils, geöffnet mir 204
Fort, fort, mein Herz z. Himmel 3. 11. **47** ff.
*Freiheit, die ich meine 112. 183
*Freund (Ja), ich bin zufrieden 241
Freuet euch der schönen Erde 18. 163
*Freut euch des Lebens 89
Für dich sei ganz mein Herz u. Leben 139 ff.

Geh aus, mein Herz, und suche 2. 11. **39** ff.
Goldne Abendsonne 3. 12. 16. 89
Gott des Himmels und der Erden 38
Gottesstille, Sonntagsfrühe 114
Gott ist mein Lied 91
Gottlob, nun ist die Weihnacht da 218
Großer Gott, wir loben 4. 12. 16. **61** ff. 229

Halleluja, Gott zu loben 4. 16. **92** ff.
Halleluja, Lob, Preis und Ehr 43
Harre, meine Seele 2. 4. 17. 19. **175** ff. 241
*Heij, wilder dan wild 209
Heiligste Namen 30
Heimat meiner Liebe 222

Herbei, o ihr Gläubigen 4. 19. **142** ff. 149. 218. 238
Herr Gott, dich loben wir 63 ff.
Herr, ich will gerne leiden 236
*Heute scheid ich, heute wandr' ich 113
Hier liegt vor deiner Majestät 12. 16. **157**
Hohes, heilges Marterbild 199. 246
Horch, es klopfet für und für 204. 249
Hört es, ihr Lieben, u. lernet ein Wort 201 ff.
Hör uns, Allmächtiger 2. 121

Ich bete an die Macht der Liebe 2. 3. 17. 19. 126 **137** ff. 237
Ich sag es jedem, daß er lebt 95
Ich bin durch die Welt gegangen 215
Ich bin ein kl. Kindelein 11. 15. 73. 221. 230
*Ich hab mich ergeben 183. 226
Ich hab von ferne, Herr, deinen Thron erblickt 2. 15. 16. **65** ff.
Ich sehe oft um Mitternacht **218**
*Ich weiß nicht, was soll es bedeuten 174
Ich will dich erheben 183
Ich will streben nach dem Leben 10. 11. **56** ff. 229
Jesu, aus Lieb konnt'st du sterben 199
Jesu, meine Freude 222
Jesus errettet m. jetzt s. Hört es, ihr Lieben
Jesus, Heiland meiner Seele 204
Jesus, lover of my soul 204. 246
Ihr Kinderlein kommet 4. 13. 15. 16. **101** ff. 160. 221
Im Anfang war's auf Erden 77
*Im Felde schleich ich still und wild 162
Immer muß ich wieder l. 14. 16. **125** ff. 147. 149
Im Osten flammt empord. goldne Morgen 165
In die Ferne möcht ich ziehen 14. 16. **111** ff.
In dir ist Freude 10. 11. **32** ff. 227
In dulci jubilo s. Nun singet u. seid froh
Ist Gott für mich, so trete 42

*Kein Becher voll Wonnen 239
Keiner wird zuschanden 183
Knocking! knocking! Who is there? 204 249
Kolj slawen Gospodj 237
Komm, ach komm aufs Heidenfest 181
Komm heim, komm heim, o du irrende Seel 204. 206
Komm zu dem Heiland 199. 204
Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn 44

Laßt mich gehen 17. 19. **180** ff. 191
Leid ist mir's in meinem Herzen 43
Lobe den Herren, o meine Seele 10. 93
Lobt froh den Herrn 3. 4. 16. **88** ff. 233

Mach's mit mir, Gott, nach d. Güt 43
Mag auch die Liebe weinen 16. **97** ff.
Meine Armut macht mich schreien 48
Meinen Heiland im Herzen 19. **170** ff. 173
Mein Schifflein geht behende 184. 243
*'Mid pleasures and Palaces 239
Mir ist Erbarmung widerfahren 10. 59
Mon Dieu, mon Père 179. 242
*Morgenrot, Morgenrot 181. 183
Müde bin ich, geh zur Ruh 4. 16. **124** ff. 236

Nach dem Sturme fahren wir s. Wie mit grimm'gem Unverstand
Näher mein Gott zu dir 2. 203
Nearer, my God, to Thee 244
Nein, nein, das ist kein Sterben 18. 179
Nicht so traurig, nicht so sehr 44
Nun lob, mein Seel 231
Nun preiset alle Gottes Barmherzigk. 67
Nun ruhen alle Wälder 44. 76. 222
Nun singet und seid froh 1. 3. 8. **21** ff.

O bliss of the purified 204. 248
O daß doch bald dein Feuer brennte 152
O Deutschland, hoch in Ehren 2
O du fröhliche, o du selige 2. 3. 4. 16. **115** ff. 149. 218. 235
O du heilige 120
O du selige (Wichern) 219
O Gott, mein Herr 33
O heilger Geist, kehr 182
O Kindlein wunderfüße 213
O lieber, heilger, frommer Christ s. Du lieber
One more day's work for Jesus 245
O sanctissima 235
O seht, auf leisen Flügeln 16. **97** ff.
O selig Haus, wo man dich aufgenommen 18. 19. 160 ff.
O Sorge, die mich niederdrückt 236
Ostern, Ostern, Frühlingswehen 16. **111** ff.
O Welt, ich muß dich lassen 81

Que peut le monde 179. 242
Rock of Ages, cleft for my 204. 245
Ruft herein die armen Sünder 245

Safe in the arms of Jesus 204. 247 ff.
Salve, Antoni 30
Sanft ruhn in Jesu alle die Seligen 87 ff.
Schönster Herr Jesu 2. 3. 8. **30** ff. 191. 226
*Seht den Himmel, wie heiter 81
*Seht, er kommt m. Ruhm gekrönt 144. 145
Seht ihr auf den grünen Fluren 114
*Sei mir gegrüßt, mein schmeichelndes Klavier 68
Sende, Herr, von oben sende 222
Sicher in Jesu Armen 199. 204. 247
So nimm denn meine Hände 4. 18. 20. 173. **193** ff. 244 ff.
So ruhen in Christo alle die Seinigen 85
Stille Flur, zum Tempel werde 220
Stille Nacht 2. 3. 4. 16. **128** ff. 221. 237
Tochter Zion freue dich 4. 19. **142** ff. 149. 218.

Üb immer Treu und Redlichkeit 2. 231
Unter Lilien jener Freuden 2. 10. 11. 17. 47 ff. 184. 220. 228
Unter tausend frohen Stunden 14
Urquell aller Seligkeiten 236
Urquell selger Himmelsfreuden (Falk) 123. 218
Urquell selger Himmelsfr. (Wichern) 218
Urquell selger Himmelsfr. (Fliedner) 221

Vater, deines Geistes Wehen 152
Vater, ich rufe dich 2
Verzage nicht, du Häuflein klein 44
Voller Wunder, voller Kunst 11. 39 ff. 228
Vom Himmel hoch, da komm ich her 15. 235
Von Gnade will ich singen 48

***War** einst ein Riese Goliath 218. 221
Warum sind der Tränen 81
Warum sollt ich mich denn grämen 42
Was hätt' ich, hätt ich Jesum nicht 222
Was macht ihr, daß ihr weinet 18
Was verlangst du, warum bangst du 125
Was wär ich ohne dich gewesen 2. 14. 95
Wehe mir vom ewgen Hügel 152
Weil ich Jesu Schäflein bin 3. 15. 16. 69 ff. 221. 229
Weißt du, wieviel Sternlein stehen 19. 167 ff. 173. 221
Welche Morgenröte wallen 149. 151
Welch Glück ist's, erlöst zu sein 204
Wen Jesus liebt 170. 173
Wenn alles eben käme 133
Wenn alle untreu werden 14. 95
Wenn der Heiland, wenn der Heil. 199. 204
*Wenn einer eine Reise tut 218
Wenn Gottes Winde wehen 181
Wenn ich ihn nur habe 14. 16. 93 ff. 147 ff. 218. 234
Wenn ich in Bethlehem wär 169
Wer ist ein Mann? Wer beten kann 108
When He cometh, when He cometh 204. 247
Wie fröhlich bin ich aufgewacht 169
Wie groß ist des Allmächtgen Güte 220
Wie ist der Abend so traulich 14. 19. 160 ff.
Wie könnt ich ruhig schlafen 18. 19. 170 ff. 173. 197
Wie lieblich ist's hienieden 16. 132 ff.
Wie mit grimm'gem Unverstand 2. 3. 4. 16. 115 ff. 149
Wie ruhest du so stille 16. 99 ff.
Wie sie so sanft ruhn 3. 12. 16. 81 ff.
Wilt heden nu treden 232. 249
*Wir hatten gebauet 143
Wir pflügen und wir streuen 13. 16. 74 ff. 81. 218. 219. 232
Wir treten zum Beten 4. 20. 207 ff.
Wir warten dein, o Gottessohn 59
Wir wollen seine Krippe schmücken 218
Wo findet die Seele die Heimat 2. 17. 19. 158 ff. 191. 239
Wo ist Jesus, mein Verlangen 218
Wo ist meine Sonne blieben 48
Wo willst du hin, weil's Abend ist 3. 11. 45 ff.
Wollt ihr wissen, was mein Preis 2
Wolltest meine Seele stillen 250

Zieh in Frieden deine Pfade 182
Zieht in Frieden eure Pfade 182. 243
Zu des Heilands Füßen
Zu dir heb ich die Hände 250